This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

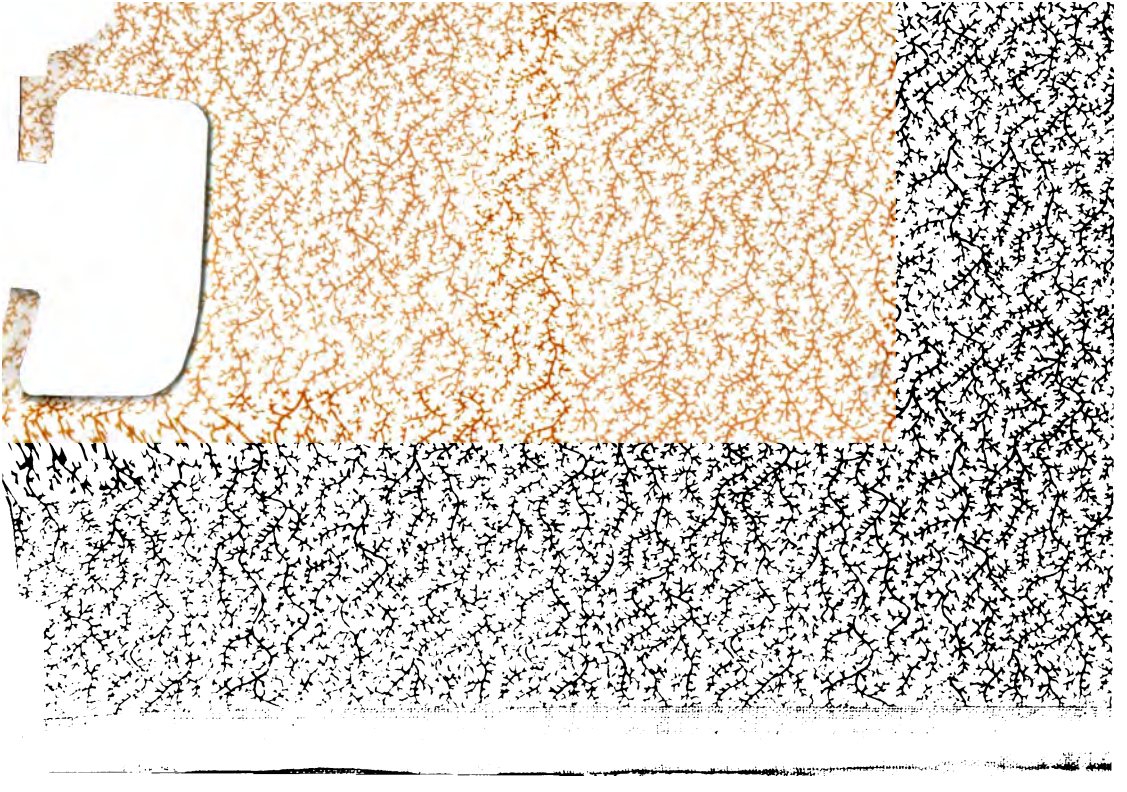
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



JUN 8 1918

NFG

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Dritte, vermehrte und rechtmäßige Ausgabe.

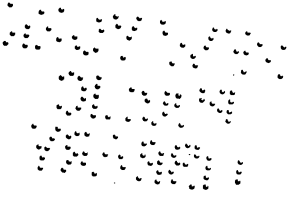
Zweiter Theil.

Stuttgart.

Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

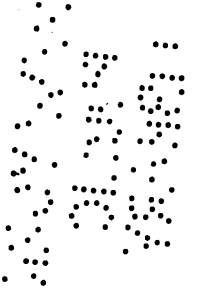
1840.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
599402
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1913 L



II.

Vermiſchte Aufſätze. Erzählungen. Reiſen.

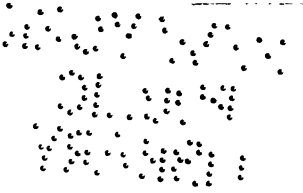


Inhalt.

	Seite
Bemerkungen über Sprache und Styl	1
Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens. 1823.	12
Gedanken über die Rechtmäßigkeit des sechsten Zinsthalers in Deutschland. Eine Novelle.	28
Die Göttinger Unruhen. 1818.	41
Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik. 1826.	45
Schüchterne Bemerkungen über Oestreich und Preußen. 1818.	60
Monographie der deutschen Postschnecke. 1821.	69
Ankündigung der Wage. 1818.	104
Vorwort zur zweiten Auflage der Wage. 1819.	126
Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt. 1819.	129
Der Roman. 1823.	142
Altes Wissen, neues Leben. 1823.	157
Der Janus-Tempel. 1823.	180
Die Kraniche des Ibykus. 1823.	195
Die Kunst, in drei Tagen ein Original-Schriftsteller zu werden. 1823.	200
Ueber den Umgang mit Menschen. 1824.	204
Ueber das Schmollen der Weiber. 1823.	212
Der Gott in Höflingen. 1823.	217
Die große Verschwörung. 1819.	221
Die Carbonari und meine Ohren	228
Ueber den kritischen Lakonismus. 1824.	241
Ankündigung der Zeitschwingen. 1819.	248
Das Testament der Zeitschwingen. 1819.	255
Denkrede auf Jean Paul. 1825.	259
Fastenpredigt über die Eifersucht	271
Dioptrik	279
Honestus. 1824.	286

Seite

Die Freiheit der Presse in Baiern. 1818. 301
Die Meneen. 1826. 312
Brief an einen siebenjährigen Deutschen in Neapel. 1823. 349
Vorrede zu dem Buche „die Spende“ 356
Für die Juden. 1819. 365
Denkwürdigkeiten der Frankfurter Censur. 1819. 373
Der Eßkünstler. 1822. 424
Der Narr im weißen Schwan. 438



Vorwort.

* Einer von den hundert Philistern und Ludimagistern — es ist der fünfzigste — welche die Blätter für literarische Unterhaltung schreiben, schrieb neulich darin, die Ankündigung meiner Schriften habe ihm nicht gefallen; er habe Anmaßung darin versteckt gefunden; er begreife nicht, wie ich hundert und zwanzig Bogen sammeln könne, soviel hätte ich ja gar nicht geschrieben; es wäre zu wünschen, daß ich das Verletzende in meinen Aeußerungen, zumal sie oft nur vorübergehenden Erscheinungen gälten, beseitigen möchte; übrigens denke er, daß mir seine Bemerkungen nicht schaden werden; übrigens meine er es gut mit mir; übrigens gehöre er „Schreiber dieses" zu meinen Verehrern. Was nun das wieder für eine hausväterliche Art zu kritisiren ist! Spricht man so mit den Leuten, wenn man gedruckt redet? Daß dem Herrn Fünfzig meine Ankündigung

* Ergänzung aus der Handschrift des Verfassers.

nicht gefallen, macht mir Verdruß; daß er die darin versteckte Anmaßung gefunden, beweißt sein Talent zur Polizei und Diplomatie; wenn Schreiber dieses besorgt ist, ich möchte keine hundert und zwanzig Bogen zusammenbringen, so bitte ich ihn sich zu beruhigen — der die Raben speist und die Lilien auf dem Felde kleidet wird auch mich nicht verlassen; wenn er hofft sein Tadel werde mir nicht schaden, so hoffe ich das selbst; daß er es gut mit mir meint, freut mich, und daß er sich zu meinen Verehrern zählt, ist mir sehr schmeichelhaft: — ich wünschte, er wäre hier auch der Fünfzigste. Aber was geht das Alles den Leser an? Das hätte mir mein Verehrer in einem frankirten Brief schreiben sollen. Der Leser hält sich an die Werke eines Schriftstellers, oder ist er zu bescheiden oder zu unkundig, sie selbst zu beurtheilen, hält er sich an die Kritik. Ob aber der Kritiker es gut mit einem Schriftsteller meine oder nicht, ob er ihn verehre oder nicht, das ist dem Leser ganz gleichgültig, man kann ein sehr verehrlicher Mensch seyn und doch ein sehr langweiliger Schriftsteller dabei. Was aber den Rath des Herrn Fünfzig betrifft, das Verletzende in meinen Schriften, das vorübergehenden Erscheinungen galt, daraus zu entfernen, darüber muß ich einige Worte sagen. Ich hätte es auf jeden Fall

hier an dieser Stelle gethan; da mir aber zufällig einer meiner Verehrer auf meinem Wege begegnete, so nahm ich ihn aus Freundschaft mit. Uebrigens, was ich auch wegen meiner alten verletzenden Aeußerungen beschließen möchte, so verspreche ich dem Herrn Fünfzig, daß, sollte ich je ihn selbst, oder einen der Seinigen, oder eines seiner Werke verletzt haben, mir, wenn er sich mir zu erkennen gibt, diese vorübergegangne Erscheinung soll vorübergegangen bleiben, und daß ich sie nicht zurückrufen werde, sie zum zweitenmale zu verletzen. Ein Mann, ein Wort!

Wer sich in Deutschland mit allen Erscheinungen herumzanken wollte, der würde sich schon im ersten Vierteljahre zu Tode ärgern. Nein, so dumm war ich nie; ich habe bessere Diät gehalten. Ich sah nur immer auf den Grund der Erscheinungen, auf den breiten Grund, der hundert Gattungen und tausend Arten und Spielarten verschiedener Früchte trägt. Wäre nun auch eine Erscheinung vorübergegangen, was änderte das, so lange der Grund geblieben? Die Früchte, die ein Baum im vorigen Jahre getragen, trägt er freilich in diesem Jahre nicht; aber es ist die nämliche Art, es ist die alte Wurzel und der alte Stamm, und alte Klagen brauchen darum nicht zurückgenommen zu werden.*

Man wird in dieſem und in dem folgenden Theile meiner geſammelten Schriften Aufſätze politiſchen Inhalts finden, bei welchen ich das Jahr bemerkt habe, in welchem ſie geſchrieben worden. Dieſes iſt aber nicht geſchehen, um ihr Alter, ſondern um ihre Jugend zu bezeichnen. Sie ſind noch ganz ſo blank, als wären ſie erſt geſtern aus der Gedankenmünze gekommen. Denn politiſche Wahrheit geht in Deutſchland nicht wie Geld von Hand zu Hand, wird beſchmutzt und vergriffen — nein, ſie liegt ruhig und ſauber im Koffer, ungebraucht; ja unberührt. Schönes Land, wo man alt geboren wird und wo man jung ſtirbt! Mit der Weisheit unſerer Großväter kommen wir auf die Welt, und die Weisheit unſerer Großväter laſſen wir unvermehrt zurück. Wir ſind eiſernes Vieh, das die Vergangenheit der Gegenwart zugezählt, und das die Gegenwart, wie ſie es erhalten, der Zukunft überliefern muß. Unſere Pächter .....

I.

Bemerkungen über Sprache und Styl.

Im Jahre 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politischen Blattes, so glücklich, unter der pädagogischen Leitung eines großmächtigen Polizeidirectors und Zensors zu stehen. Ich war damals, was sich von selbst versteht, jünger als jetzt, stand in den Flegeljahren der Schriftstellerei, war ohne Scheu, freimüthig, ein kleiner Hutten. In dieser glücklichen Gemüthsstimmung ließ ich drucken: „die Engländer sind Spitzbuben." Der Herr Polizeidirector strich ganz gelassen diesen Satz aus der Weltgeschichte und bemerkte mir freundschaftlich: ich wäre ein junger Mann, gar nicht ohne Talent, und es wäre recht schade, daß ich meinen Geist nicht auf etwas Solides legte. Sehr beschäftigt, wie er war, wartete er nicht erst meine Erkundigung ab, was er unter Solides verstehe, sondern fügte von selbst hinzu: in der deutschen Sprache wäre noch viel zu thun, und das eigentlich mein Feld, auf dem ich Ruhm und Lohn einernten könnte. Ich erwiederte hierauf:

dieses Feld wäre allerdings so angenehm als fruchtbar; aber, meiner Meinung nach, wäre jetzt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an seine Spaziergänge oder sonstige Vergnügungen denken dürfe. Wenn wir uns mit Untersuchungen über die deutsche Sprache beschäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen sollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Zensurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeidirektor: das ist unsere Sorge; Sie aber sollten Ihre glückliche Freiheit — Freiheit? Nein, das Wort gebrauchte er nicht. Er sagte: Sie aber sollten Ihre glückliche Sorglosigkeit gehörig benutzen, über unsere Muttersprache Forschungen anzustellen. **Beatus ille qui procul negotiis** — setzte er mit klassischer Bildung hinzu. Atque emolumentis? frug ich satyrisch. Aber er hörte diese Frage nicht, oder wollte sie nicht hören, und es blieb zweifelhaft: ob das **Imp.**, das er im nämlichen Augenblicke niederschrieb, die Abbreviatur von **Impertinent** oder von **Imprimatur** war. Indessen versprach ich, den guten Rath zu befolgen, nahm mein radirtes Blatt und empfahl mich.

Seit jener Zeit habe ich oft und ernstlich über Sprache und Styl nachgedacht, aber was ich suchte, hab ich bis jetzt nicht entdeckt. Was heißt **Styl**? Büffon sagte: **le Style c'est l'homme.** Büffon hatte einen schönen und glänzenden Styl, und es war also sein Vortheil, diesen Satz geltend zu machen. Ist aber der Satz richtig? Kann man

ſagen: wie der Styl ſo der Menſch? Nur allein zu behaupten: wie der Styl, ſo das Buch — wäre falſch, denn es gibt vortreffliche Werke, welche in einem ſchlechten Style geſchrieben ſind. Doch die Behauptung: der Menſch iſt wie ſein Buch — iſt noch falſcher, und die Erfahrung ſpricht täglich dagegen. Der Eine dichtet die zarteſten Lieder, und iſt der erſte Grobian von Deutſchland; der Andere macht Luſtſpiele, und iſt ein trübſinniger Menſch; der Dritte iſt ein fröhlicher Knabe, und ſchreibt Nachtgedanken. Machiavelli, der die Freiheit liebte, ſchrieb ſeinen Prinzen, ſo daß er alle rechtſchaffene Pſychologen in Verlegenheit und in ſolche Verwirrung gebracht, daß ſie gar nicht mehr wußten, was ſie ſprachen, und ſie behaupteten, Machiavelli habe eine politiſche Satyre geſchrieben. Was heißt alſo Styl? Wie geſagt, ich weiß es nicht, und ich wünſche ſehr, darüber belehrt zu werden.

Die Schreibart eines Schriftſtellers gehörig zu beurtheilen, muß man die Darſtellung von dem Dargeſtellten, den Ausdruck von dem Gedanken ſondern. Aber dieſes wird zu oft mit einander verwechſelt. Noch ein Anderes wird nicht immer gehörig unterſchieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteriſtiſche des Styls. Man kann ſehr ſchön ſchreiben, ohne einen Styl zu haben, und einen Styl haben, ohne ſchön zu ſchreiben. Ja, eine Schreibart von eigenthümlichem Gepräge ſchließt die vollkommene Schönheit aus, wie ein Geſicht mit ausgeſprochenen Zügen ſelten ein ſchö

und ein Mann von Charakter selten ein liebenswürdiger ist. Nicht im Colorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, sondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppirung der Gedanken liegt das Eigenthümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Styl eines Schriftstellers mehr vom Charakter als vom Geiste, mehr von seiner sittlichen, als von seiner philosophischen oder Kunstanschauung des Lebens ab. Cicero schreibt vortrefflich, aber er hat keinen Styl, er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäsar. Die Franzosen können keinen Styl haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in Frankreich schreibt, schreibt wie die guten französischen Schriftsteller, oder schreibt schlecht. Vergleicht man Rousseau mit Voltaire, so findet man zwar beider Styl sehr von einander verschieden, doch sind sie es nur so lange, als sich beider Ansichten von einander unterscheiden. Wo Rosseau denkt wie Voltaire, schreibt er auch wie er. Die deutsche Sprache hat — der Himmel sey dafür gepriesen — keinen Styl, sondern alle mögliche Freiheit, und dennoch gibt es so wenige deutsche Schriftsteller, die das schöne Recht, jede eigenthümliche Denkart auch auf eigenthümliche Weise darzustellen, zu ihrem Vortheile benutzten! Die Wenigen unter ihnen, die einen Styl haben, kann man an den Fingern abzählen, und es bleiben noch Finger übrig. Vielleicht ist Lessing der Einzige, von dem man bestimmt behaupten kann: er hat einen Styl.

Eine andere Frage: woher kommt es, daß so viele

deutsche Schriftsteller so sehr schlecht schreiben? Vielleicht kommt es daher, weil sie sich keine Mühe geben, und sie geben sich keine Mühe, weil sie, als Deutsche treu und ehrlich sich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Koketterie ansehen, den Ausdruck schöner zu machen, als der Gedanke ist. Entspringt die Vernachlässigung des Styls aus dieser Quelle, so ist zwar die gute Gesinnung zu loben; doch ist die Sittlichkeit, von der man sich dabei leiten läßt, eine falsche. Wie man sagt: der Gedanke schafft den Ausdruck, kann man auch sagen: der Ausdruck schafft den Gedanken. Worte sind nichtswerthe Muscheln, in welchen sich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man soll darum die Muscheln nicht verschmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man selten. Der geistreiche Schriftsteller unterscheidet sich von dem geistarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, schon vorhandene Ideen, deren Daseyn jener gar nicht merkt, aufzufassen und sich anzueignen vermag; aber neue schafft er nicht. Der menschliche Geist müßte eine ungeheure Umwälzung, eine solche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis seiner Wirksamkeit sich bedeutend erweitern sollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menschheit erlitten, war das Christenthum, und doch kann man nicht sagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd gewesen. Freilich erklärt sich dieses dadurch, daß auch schon vor Christus christliche Weltanschauung, wenn

nicht in solcher Ausbreitung als jetzt, geherrscht hat. Kann aber der Schriftsteller keine neue Ideen schaffen, so vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche, und es nur die Gestalt ist, welche in der Wesenkette ein Geschöpf über das andere stellt, so wird auch der ewige, ungeborne Gedanke, durch einen edlern oder gemeinern Ausdruck edler oder gemeiner dargestellt — und der Pflegevater ist auch ein Vater.

Die schlechte Schreibart, die man bei vielen deutschen Schriftstellern findet, ist etwas sehr Verderbliches. In Büchern ist der Schaden, den ein vernachlässigter Styl verursacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größern Umfangs werden mehr von Solchen gelesen, die eine umschlossene oder gesicherte Bildung haben, und der sittliche und wissenschaftliche Werth dieser Werke kann ihren Kunstmangel vergüten. Zeitschriften aber, aus welchen allein ein großer Theil des Volks seine Bildung, wenigstens seine Fortbildung schöpft, schaden ungemein, wenn sie in einem schlechten Style geschrieben sind. Die wenigsten deutschen Zeitschriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es ist aber leicht an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Styls von solcher Art ist, daß sie hätte vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtsamkeit geschrieben hätten, die zu befolgen Pflicht ist, sobald man vor dreißig Millionen Menschen

ſpricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunſttalent müſſe angeboren ſeyn. Dieſes iſt aber nur in einem beſchränkten Sinne wahr, und gibt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, ſo iſt es das des Styls. Man nehme ſich nur vor, nicht alles gleich niederzuſchreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu laſſen, wie man es niedergeſchrieben. Eine gute Styl-Uebung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Style zu üben, finde ich ſehr lächerlich) iſt das Ueberſetzen, beſonders aus alten Sprachen. Ich meinerſeits pflege mich am Horaz zu üben, und — es kommt hier nicht darauf an, ob mir die Ueberſetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabei gelernt: daß die Reichthümer der deutſchen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, ſondern daß man darnach graben muß. Denn oft war ich Tage lang in Verzweiflung, wie ich einen lateiniſchen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutſchen wieder geben könne, ich ließ mich aber nicht abſchrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu überſetzen ſey, und erſt am neunten kritiſchen Tag fand ich das richtige Wort. Mehrere deutſche Journaliſten werden es einſt bereuen, daß ſie die gegenwärtige vortheilhafte Zeit nicht zur Verbeſſerung ihres Styls benutzt haben. Die goldene Zeit der römiſchen Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei herausſprechen darf, iſt man genöthigt, für

alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die schönsten Stellen des Tacitus sind, wo er von der alten Freiheit spricht, weil er dieses verdeckt thun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiser, aber doch unter einem Alleinherrscher lebte. Unsere Zeit auch verstattet nicht, alles frei herauszusagen, und durch diesen Zwang befördert sie sehr den guten Styl. Man möchte von Constitution, von Spanien, von Italien sprechen, aber es ist verboten. Was thut ein erfinderischer Kopf? Statt Constitution sagt er „Leibesbeschaffenheit," statt Spanien „Iberien," statt Italien „das Land, wo im dunklen Hain die Goldorangen glühen," und gebraucht für diesen und jenen Gedanken diesen und jenen dichterischen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht versteht. Denn darauf kommt jetzt Alles an, daß der gemeine Mann nicht errathe, was wir wollen, sondern fühle, was wir gewollt. Die deutschen Journalisten müssen sich aber eilen. Sie sollen nicht vergessen, daß am 20. September 1824, Abends mit dem Glockenschlage zwölf, die Zensur in Deutschland aufhört. Wenn sie also bis dahin ihren Styl nicht verbessert, werden sie mit ihrem schlechten Style in die Ewigkeit wandern.

Weil wir gerade in so freundschaftlichen Unterhaltungen begriffen sind, will ich noch erzählen, wie ich dazu gekommen, den Horaz zu übersetzen. Am 20. März 1815 kehrte Napoleon von der Insel Elba zurück. Wir deutschen Zeitungsschreiber wurden rein toll vor Freude. Nicht etwa aus

Liebe für die korsische Geißel — bewahre der Himmel! — sondern weil uns nach langer Dürre endlich wieder erfrischende Nachrichten zugekommen. Ich schrieb hurtig einen schönen Artikel in meine Zeitung — nicht für, sondern gegen Napoleon; denn, es offenherzig zu gestehen, ich war damals noch eine recht gläubige Seele und sehr dumm, wenn ich mich so ausdrücken darf. Aber der Artikel, der mit vielem Feuer geschrieben, wurde von oben erwähntem Polizeidirector dennoch gestrichen. Den andern Tag fragte ich dessen Secretair, warum es geschehen, da wir doch alle mit der Geißel der Menschheit Krieg führten? Dieser antwortete mir: „Wind ist Wind, ob er nach Osten oder Westen bläst — gleichviel. Er soll gar nicht blasen, wir wollen Ruhe haben.“ Also, wie gesagt, mein Artikel wurde gestrichen. Es war zehn Uhr Abends, und es fehlte mir eine halbe Spalte. Was thue ich? Im Polizeizimmer lag unter den Sachen eines Jenaer Studenten, der am nämlichen Tage, weil er seine Wirthshauszeche nicht bezahlen konnte, arretirt worden war, ein kleiner Horaz. Ich setze mich hin, und übersetze daraus die Ode: **Nunc est bibidum**, und bringe das nasse Manuscript zum Zensiren in's Nebenzimmer, wo der Polizeidirector saß. Dieser las es, und sprach: „Charmant! Ich muß Ihnen das Compliment machen, daß Sie die Ode recht gut übersetzt. Horaz — ja das war ein Mann! Welche Sprache, welche Delicatesse, welches attische Salz! (Schade, bemerkte ich, daß auch dieses Salz ein Regal ist!)

Und welche Philoſophie, welche Sittlichkeit, welche Tugend! Ja, Horaz, das nenne ich einen wackern Mann!“... Als ich Horaz wegen ſeiner Sittlichkeit loben hörte, pochte mir das Herz, ich konnte es nicht länger aushalten, und mußte mir Luft machen. Ich ordnete meine Glieder, ſtreckte feierlich wie ein Geſpenſt meine Rechte aus, und ſprach wie folgt: „Horaz ein wackerer Mann? der? Nun, dann ſeyd mir willkommen, ihr Memmen und Schelme! Nicht als ich Sylla morden, als ich Cäſar rauben, als ich Octavius ſtehlen ſah, gab ich die römiſche Freiheit verloren — erſt dann weinte ich um ſie, als ich Horaz geleſen. Er, ein Römer, ihr Götter! und ſeine Kinderaugen haben die Freiheit geſehen — er war der erſte, der ſich am Feuer des göttlichen Genius ſeine Suppe kochte. Was lehrt er? Ein Knecht mit Anmuth ſeyn. Was ſingt er? Wein, Mädchen und Geduld. Ihr unſterblichen Götter! ein Römer und Geduld. Er vermochte darüber zu ſcherzen, daß er in jener Schlacht bei Philippi, wo Brutus und die Freiheit blieb, ſeinen kleinen Schild „nicht gar löblich“ verloren. Klein war der Schild, Herr Polizeidirector, und doch warf er ihn weg — ſo leicht macht' er ſich zur Flucht! Und der ein wackerer Mann?“.... Ich ſagte noch mehrere ſolche, theils fürchterliche, theils heidniſche Dinge. Der Polizeidirector entſetzte ſich, trat weit, weit von mir zurück, und ſah mich flehentlich an. Ich ging. Auf der Treppe dachte ich, er iſt doch kein ganzer Türke — er fürchtet die Anſteckung!

* Aber das Lob, das offizielle Lob, daß ich **Nunc est bibendum** gut verdeutscht, hatte ich weg. Das munterte mich auf, ich übte mich weiter, und so habe ich nach und nach fast den ganzen Horaz übersetzt. Da liegen sie nun, die armen Oden und Satyren, und ich weiß nicht, was ich damit machen soll. Sollte ein unglückseliger Zeitungsschreiber Gebrauch davon machen wollen, die Zahnlücken der Zeit damit auszufüllen, so stehen sie ihm zu Gebote. Briefe werden postfrei erbeten. *

II.

Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens.

(1823.)

Ich erinere mich mit Entzücken jener akademischen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar ist die Jugend jedem schön, wo und wie sie ihm auch vorüber gehe; aber akademischen Jünglingen ist sie es doppelt. Es ist der nämliche Weg, auf dem ihnen Scherz und Ernst begegnen, und die schmerzliche Wahl zwischen Lust und Mühe ist ihnen erlassen; die Andern aber stehen allzufrühe am Scheidewege des Herkules. In Halle herrschte damals ein frisches, seelenvolles, höchst bewegtes wissenschaftliches Leben. Göttingen war, was es immer gewesen, was es noch ist: der Staat des ehrwürdigen altherkömmlichen Wissens, ein hochgeachteter Adelstand, reich an festen, sichern, unveräußerlichen Grundbesitzungen. In Halle aber herrschte mehr der bürgerliche Gewerbefleiß, die Geldwirthschaft des Geistes, und die Lehre wie das Gelernte ging rasch und froh von Mund zu Mund, von Hand zu Hand. Die weise und gütige Sorgfalt der preußischen Regierung

hatte einen Verein von akademischen Lehrern gebildet, die, ohne sich vom alten Bewährten abzukehren, dem Neuen zugewendet waren. Wolf, dessen Ruhm nicht größer ist, als dessen Verdienst, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelopens übermüthigen Freiern ganz genau bekannt. Schleiermacher lehrte die Theologie, wie sie Socrates gelehrt hätte, wäre er ein Christ gewesen. In seinen Vorlesungen über die Ethik betrachtete er das sittliche, das wissenschaftliche und das bürgerliche Leben der Menschen. Sein Hörsal vereinigte nicht blos die akademische Jugend, sondern auch Männer von reifern Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Universitäts-Prediger, und seine Zuhörer wurden um so andächtiger, je bedächtiger sie wurden; denn Schleiermacher schiffte, mit dem Compasse des Wissens versehen, auf dem Meere des Glaubens, nach berechneter, sicherer, zweifelloser Richtung. Reil war als Mensch, Lehrer der Arzneikunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von ansehnlicher, Achtung gebietender Gestalt, und hatte die Augen Friedrichs des Großen. Sah man ihn lehrend unter seinen Schülern, die ihn eben so sehr liebten als bewunderten, so konnte man sich leicht in die Akademie von Athen versetzen, er wußte seinen Kranken und deren Angehörigen ein unerschütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermischte seine Vorlesungen über Therapie und Augenkrankheiten

mit Gedichten von Schiller und Göthe, und die köstlichen Früchte seiner Forschung waren unter Blumen versteckt. Wer nur den ersten Stunden seiner halbjährlichen Vorlesungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Professor der Moral oder der Aesthetik. Schon in den reifern Jahren, wo das Wissen nur noch in der Breite gewinnt, aber in der Tiefe nicht mehr, und wo die welken Aehren des Geistes ihr schwaches Haupt zur Erde niedersenken, und dieses nothwendigen Naturgesetzes sich bewußt — äußerte Reil im engen Kreise von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchst liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geistes verlieren. Um sich gegen diesen Verlust zu schützen, war er immer darauf bedacht, sich mit strebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. Horkel hatte sich die Lehren Cüvier's angeeignet, und brachte die Wissenschaft der vergleichenden Anatomie und Physiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geistreiche Art mit den unmündigen Geschwistern des Menschen bekannt, und wies die Vollkommenheit der menschlichen Organisation an den Unvollkommenheiten der thierischen nach. Er war ein so höchst bescheidener Mann, daß er bis damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht, und ein so lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß, und über die Resultate seiner Forschung die Wege und Berechnungen mitzutheilen versäumte, über und durch welche er zu diesen Resultaten gelangt war. Endlich war es Steffens, der die akademische Jugend zur

höchſten Begeiſterung trieb. Ein Schüler Werner's, war er als Profeſſor der Mineralogie nach Halle berufen; als Schüler Schellings brachte er die Naturphiloſophie dahin. Später hat man angefangen, über die Naturphiloſophie zu lächeln. Es hätte immer geſchehen mögen, hätte man darüber gelächelt, wie man über ſeine vergangenen Kinderjahre lächelt. Sie haben aber die Naturphiloſophie vergeſſen, wie ſie eigennützig über den ſpendenden Herbſt den Frühling vergeſſen, welcher zugeſagt! Sie denken nicht daran, daß wenn ſie die Naturphiloſophie entbehren gelernt, dieſe ſelbſt es war, die ihre Entbehrlichkeit gelehrt, und daß ſie Schelling die größte aller Wohlthaten verdanken, die: daß er ſie des längern Bedürfniſſes der Wohlthaten überhob. Die Naturphiloſophie iſt der Schlüſſel zum Himmel wie zur Erde; wer den Schlüſſel für den Schatz genommen und ſtatt Gold Eiſen gefunden — der hat ſich ſelbſt anzuklagen.... Steffens iſt ein Däne, und wenn ich mich nicht irre, war er, als er in Halle ſein Lehramt begann, der deutſchen Sprache, wenigſtens der deutſchen Ausſprache noch nicht ganz mächtig. Dieſes gab ſeinem Vortrage jenes Kindliche und Anmuthige, das an Alcibiades ſo wohl gefiel. Steffens las nie vom Blatte; was er im Augenblicke geſchöpft, reichte er friſch und hell. Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte, was er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder, und erſt am Ufer fing er zu überlegen an.

Von ſolchen Lehrern angetrieben, ſtrömte der akademiſchen

Jugend das Blut rascher und feuriger durch alle Adern des Geistes. Es waren zu jener Zeit zwölfhundert Studenten in Halle, und deren geselliges Leben war wilder und rauher als es je gewesen. Sitten, Sprache, Kleidung, alles war gigantisch ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme, mit rothen, weißen, grünen oder schwarzen Federn geschmückt, je nach der Landsmannschaft, der sie sich angeschlossen. So glichen sie von oben römischen Kriegern, und von unten deutschen Postillionen. Brach aber aus dieser rohen Hülle die wissenschaftliche Begeisterung hervor, so war sie um so rührender. Ich erinnere mich, daß bei einem Schmause, wozu die Grazien nicht eingeladen waren, zwei wilde Gesellen über die Schellingsche Naturphilosophie in Streit geriethen. Sonderbar genug hatten sie sich über die Polaritäten verständigt, über den Indifferenzpunkt aber sich entzweit. Der Eine sagte dem Andern, er habe dumm gesprochen. Das war eine Herausfoderung, und zwei Tage später floß Blut. So vergingen uns drei Jahre — eine lange Schnur von Maimonden. Ach, wie ist die deutsche akademische Jugend so glücklich! Verdorren möge die erste Hand, die dieses schöne Leben beschmutzt! Da wurde die Schlacht von Jena geschlagen, die Franzosen kamen, und die Universität wurde aufgehoben. Napoleon fürchtete Europens Heere nicht, aber den Geist fürchtete er — er kannte ihn. Seine Furcht war eines Helden würdig. Doch wolle sich ja kein Anderer mit dieser Sympathie brüsten! Napoleon

zertrat den Geiſt nicht, weil er ihn als einen Wurm verachtete, er band ihn feſt, weil er ihn als einen Löwen hochhielt; und ſchwer hat er dafür gebüßt, daß er nicht verſtanden, wie viel nöthiger ſey, die Füchſe als die Löwen einzuſperren.

Reil iſt geſtorben; Wolf, Schleiermacher und Horkel lehren in Berlin; Steffens iſt in Breslau. Von dem Letztern hat man ſeit einigen Jahren vernommen — mit Verwunderung werden die Einen, mit Schmerz werden die Andern ſagen — er habe ſich von der Naturphiloſophie „ermüdet abgewendet," (das ſind ſeine eigenen Worte), und ſey ein Gläubiger geworden (ſo ſprachen die Andern). Aber warum Verwunderung, warum Schmerz? Die Erſcheinung iſt nicht neu, und ſie thut auch nicht ſo wehe. Die Irrthümer eines großen Geiſtes ſind belehrender als die Wahrheiten eines kleinen, und wenn ſie den Weg verfehlen, haben ſie den rechten Weg nur auf eine andere Art gezeigt. Seit zwanzig Jahren haben mehrere geiſtreiche oder ſonſt bedeutende Männer in Deutſchland die gewohnte Lebensbahn verlaſſen, und haben eine neue betreten. Die Einen haben es im Stillen gethan, und ſich begnügt, den Tempel ihres Herzens umzuweihen; die Andern mit Geräuſch und ſind zum Katholizismus übergetreten. Es iſt wohl erſprießlich, daß wir uns über ſolche Erſcheinungen zu verſtändigen ſuchen. Zuvörderſt aber iſt hierbei Eines zu beſeitigen. Man ſchämt ſich faſt davon zu ſprechen! Iſt aber hiebei Etwas, deſſen man ſich zu ſchämen, ſo fällt es auf die zurück, deren kindiſche Fehler die kindiſche

Zurechtweisung nöthig machten. Einige jener Männer haben in ihrer Seligkeit auch einen irdischen Vortheil gefunden, und da war man — soll ich sagen so frech, soll ich sagen so wahnsinnig? Ich weiß es nicht; der Irrthum kann aus dem Herzen, er kann aus dem Kopfe entspringen — man war so unbedacht zu sagen, den Vortheil, den sie bei ihrer Bekehrung gefunden, hätten sie gesucht. So wunderlich ist der Mensch, daß er sich bald zu den Göttern erhebt, und sich eine Herrlichkeit anmaßt, die ihm nicht gebührt, und sich bald zum Viehe erniedrigt, und sich einer Verworfenheit beschuldigt, die außer seiner Natur liegt! Nie, niemals noch, hat ein Mensch seine Meinung seinem Vortheile aufgeopfert. Wo ihr glaubtet, dieses sey geschehen, da ist es keine wahre, keine Herzens-Meinung gewesen, die sie hingegeben. Auch der gleichgültigste Mensch hat eine Meinung, wie er ein Haus hat, in dem er wohnt — er kann nicht in zwei Häusern zugleich wohnen. Wird ihm das Haus gut bezahlt, er gibt es hin, und war es ihm noch so lieb und bequem. Wohnst Du aber nicht in der Meinung, wohnt die Meinung in Dir, dann gibst Du sie nicht um eine Krone weg. Vielleicht war in der Handlung jener Männer etwas Schmerzliches, aber etwas Verdammliches war gewiß nicht darin. Wohl ist es schmerzlich zu sehen, daß der Geist, wenn auch nur in seinem Wahnsinne, daß die Tugend, wenn auch nur in ihren Verirrungen in den Sold der Dummheit und des Lasters tritt! Es ist eine kränkende Verrechnung. Jene wußten, sie glaubten

etwas; um ihr Wissen zu verbreiten, um ihren Glauben auch Andern einzuflößen, hielten sie für recht und klug, sich mit mächtigen Werkzeugen zu verbinden. Sie verstanden aber, oder bedachten nicht, daß, wenn der Geist sich zu gemeinschaftlichen Zwecken mit der Maschine verbindet, die Maschine allein den ganzen Vortheil zieht. Der Geist ist gebrechlich, er wird müde, krank, er stirbt; aber die Maschine wird nicht müde, denn die Hände, die sie in Bewegung setzen, wechseln ab, die verdorbene Maschine kann ausgebessert, die unbrauchbar gewordene durch eine neue ersetzt werden. So hatten sie keinen Vortheil gefunden, und Dank und Liebe auch nicht. Denn, daß man es nur wisse: die Dummheit haßt und fürchtet mehr den Geist, selbst wenn er ihr dient, als sie die andere Dummheit hasset und fürchtet, die ihr feindlich gegenüber steht.

Steffens neuere Schriften kenne ich nicht, und (daß ich es nur gestehe) die Naturphilosophie, von der er sich ermüdet abgewendet, hat sich von mir abgewendet; ich habe sie vergessen. Vieles lernt der Deutsche, und vieles vergißt er; der Franzose lernt weniger und vergißt nichts. Ihm muntert das gesellige Leben täglich die schläfrige Wißbegierde auf, und er lernt, weil zu lehren so angenehm ist. Das Leben aber, das der Deutsche in seinem Studierzimmer führt, gleichet einer in Zucker oder Essig eingemachten Frucht; oder er verduftet seinen Geist in Cassinos und Theaterklatschereien, ist eine Blume, wenn er viel ist, sättigt nicht und wird nicht

satt. Doch ob ich Steffens Schriften auch nicht kenne, das hindert mich nicht zu meinem Zwecke. Steffens wird gesagt haben, was seine Glaubensgenossen früher gesagt. Seine geistige Bekehrung ist mir nur aus Kritiken seiner Werke bekannt geworden, und die Beurtheilung seiner neuesten Schrift „von der wahren Religion und der falschen Theologie," die im Literatur-Blatte abgedruckt stand, hat sie mir in Erinnerung gebracht. Ueber solche Erscheinungen will ich gemeinschaftlich mit den Lesern eine Belehrung suchen, die ich zu bringen weder Andern, noch mir selbst verspreche.

Der Mensch hat einen Körper, eine irdische und eine himmlische Seele. Der Körper dient der irdischen Seele zur Hülle, diese der himmlischen. Sinnlich beginnt der Mensch, dann denkt er, endlich glaubt er. Dieses ist der Weg, den Alle zurücklegen, die nach einer vollkommenen Ausbildung streben. Aber nicht Alle, die den Weg zurückgelegt, haben auch das Ziel erreicht; die Reise ist erst dem geendigt, der wieder in der Heimath angekommen. Ich bin — mit diesem Gefühle erwacht das Leben; dann fragst du: wer bin ich? dann fragst du: was war ich? was werde ich? Du darfst aber über die erste Antwort nicht vergessen, was du ohne Frage schon gewußt, du darfst über die zweite Antwort die erste Frage nicht vergessen! Vergebens sagt man dir, wer du bist, wenn du nicht mehr fühlst, daß du bist; vergebens hast du gehört, woher du kommst und wohin du gehst, wenn du nicht mehr weißt, wer du bist! Dein Verstand ist schwankend,

wird er nicht auf die Sinne gebaut, dein Glaube ist dunkel, wenn ihn die Vernunft nicht beleuchtet. Die irdische Seele ist selbstsüchtig, sie nimmt die Welt in sich auf; die himmlische Seele ist alliebend, sie löst sich in der Welt auf. Wie aber deine Vernunft unvollkommen ist, faßt sie nicht die ganze Welt mit allen ihren Erscheinungen, so ist dein Glaube bedingt, lösest du dich nicht ganz mit deinem Geiste und mit deinen Sinnen in ihm auf. Selbstzernichtung ist die Sünde der Tugendhaften. Nichts oder Alles wollen, Nichts oder Alles haben, das ist ganz Eins; Alexander wollte Diogenes seyn, wenn er nicht Alexander wäre. Du sagst: *ich denke nicht, ich glaube.* Wir wollen deine Schwäche nicht benutzen, die sich in ihrem eigenen Netze gefangen. Weißt du, daß du nicht denkst, so denkst du dieses Wissen — doch dies sey dir übersehen. Aber was machtest du mit deiner Vernunft? Du hast sie zerstört oder zurückgelassen, du hast also nicht Alles, was dein war, dem Glauben hingegeben. Sind deine Gedanken nicht bei Gott, ist Gott außer deinem Gedanken; sind deine Sinne außer deinem Geiste, ist dein Geist sinnlos. Du sagst: ein kindlich Herz ist Gott wohlgefälliger als eine prunkende Vernunft — du hast Recht. Nahst du dich mit voller Hand und vollem Herzen dem Freunde, wird der Freund ganz gewiß deine Hand nicht öffnen, sondern an dein volles Herz sich werfen; kommst du aber mit vollem Herzen und mit leerer Hand, gibst du, an deiner Freundschaft zu zweifeln, dem Freunde Grund genug. Du sagst: „ich denke nicht, ich

wir selbst lachen, wenn die geschüttelte Mücke eilig von der niesenden Nase wegfliegt.

Jene Männer, die einen reuevollen Blick auf ihr früheres Leben und Denken zurück geworfen und uns mit ihrer Reue und Buße bekannt gemacht — haben sie nicht verstanden, ihr Glück im Vaterlande zu finden, daß sie hinaus geschifft nach fremden Welttheilen? Hatten sie nicht Geist, oder nicht Herz, oder nicht Lebenskraft genug? Vielleicht hatten sie nicht Geist genug für ihr Herz, oder nicht Herz genug für ihren Geist, oder für Geist und Herz nicht Sinne genug. Ihnen fehlte das Gleichmaaß der Kräfte, der Einklang des Lebens, und da haben sie alle Saiten, die sie nicht übereinzustimmen vermochten, zerrissen, und nur eine Saite übrig gelassen, deren Ton, wie er ihr eigenes Daseyn beherrscht, auch das unsere beherrschen will. Es gibt eine Schwelgerei des Geistes, wie es eine Schwelgerei der Sinne gibt. Daran litten jene Männer; sie hatten einen Durst des Wissens, der um so heftiger ward, je mehr sie ihn stillten. Nun ist zwar dem Menschen Erkenntniß genug verstattet; aber sein Geist hat nur eine Pforte, nur Eines nach dem Andern vermag einzutreten. Aber jene ungeduldigen Wirthe sind aus sich selbst gestürzt, die Schaar der Gäste vor der Thüre zu empfangen. Da sind sie betäubt worden im Gedränge und im Getöse; da haben die Schlimmen unter ihnen, wie Faust, sich dem Teufel verschrieben, und die Guten, wie Steffens, einem guten Engel. Aber, ob man seine Freiheit wohlfeil oder theuer

verkaufe, ob man einem guten oder einem bösen Herrn diene, man hat seine Freiheit immer zu wohlfeil verkauft, man dient immer, wem man dient. Dienen aber, soll man nur Gott, das heißt: Allem, Allem, und sich selber; denn Alles, Alle und wir selbst sind in Gott, und Gott ist in Allem, in Allen und in Uns. Gott ist überall und für jeden, auch für den, der ihn nicht erkennt. Geläugnet hat ihn noch keiner, denn der Blinde läugnet das Licht nicht, das er nicht sieht. Unter Menschen gibt's Findelkinder, die ihren Vater nicht kennen, Väter, die ihre Kinder verlernet; Gott aber kennt und liebt alle seine Kinder, auch die verlorenen.

Auf zweierlei Weise zerfällt der Mensch mit sich, und kommt so zur Sünde, so zur Buße, so zu Bußpredigten, Unschuldigen gehalten. Entweder er entzweit sich in sich selber, und opfert die eine oder die andere Hälfte seines Daseyns auf, um fortzubestehen; oder die Zeit zerfällt mit sich, und theilt die Unentschlossenen, die nicht wissen, sollen sie drüben bleiben, sollen sie herüberkommen. Sie stehen mit dem einen Fuße in der Vergangenheit, mit dem andern in der Gegenwart, wissen nicht, wohin sie sich zu wenden, unter ihnen flutet schäumend die Geschichte, reißt früher oder später die Ufer ein, auf dessen Rande jene fußen, und schwemmt die Zaudernden hinab in das unendliche Meer. Das geschah in jeder kranken oder bewegten Zeit, das geschieht in unserer. Wenn die Erde bebt, schwärmen die Menschen. Dann kommen die klugen Leute — so oder so klug — und sagen: das

Comité Directeur oder die apostolische Junta wühle wie ein Maulwurf, im Dunkeln! Es ist ihr einziger Trost, zu glauben, daß Alles durch Menschen geschähe, die man schrecken, köpfen oder bestechen kann. Auch haben sie Recht; gibt es einen Gott, sind sie verloren.

Ich habe früher gesagt: „du irrst, so lange du einen im Irrthume findest," und doch habe ich gesagt, daß Steffens mit seinen Glaubensgenossen irrt! Ich habe es gesagt, ich könnte es zurücknehmen, ehe es einer liest, aber ich will nicht betrügen. Der Geist ist stark, das Fleisch ist schwach. Eines aber entschuldigt. Der Mensch soll Alles dulden — aber auch die Unduldsamkeit? Es ist schwer, sehr schwer; versuche es jeder mit seiner Kraft. Wem es gelingt, dem wird großer Lohn; denn wer gelernt, mit der schwersten Liebe zu lieben, dem fällt die leichtere dann um so leichter.

Der Beurtheiler des Werkes „vom wahren Glauben und von der falschen Theologie" hat gesagt: das Werk sey unheilbringend. Das war ein böses und ein unkluges Wort! Bös — weil es nicht wahr ist; kein Buch, nur Schweigen ist unheilbringend. Unklug — weil es nicht klug ist zu sagen, was manche Menschen gar zu gern vernehmen. Der Beurtheiler sprach von Inquisition, von Scheiterhaufen, und anderm hergebrachten Jammer, wozu Steffens' Lehre führen könne. Die Verderblichkeit einer Lehre — das ist das alte Ammenlied, womit man alte Kinder in den Schlaf zu lullen sucht. Als die Inquisition wüthete, schrieb

man keine Bücher, sie zu vertheidigen, und jetzt, da in keinem Staate mehr politischer Despotismus herrscht, erscheinen täglich Werke, die den Despotismus anpreisen. Es ist ein gutes Zeichen, wenn ein Schlimmes zergliedert wird; denn entweder es ist todt, weil man, oder man tödtet es, indem man es zergliedert.

III.

Gedanken über die Rechtmäßigkeit des sechsten Zinsthalers in Deutschland.

Eine Novelle.

Ueberhaupt wäre ich sehr dafür, daß der deutsche Gelehrte ein Spitzbube würde. Ihm fiele es leichter wie jedem andern Stande, denn er brauchte nur nicht länger mehr ehrlich zu seyn. Die Sache ist von großer Wichtigkeit.

Wie habe ich neulich gelacht! Eine deutsche Akademie hatte beschlossen, ihre philosophische Klasse aufzuheben, weil das schwere Gepäck der Philosophie sie am schnellen Fortkommen hindere. Ein Staatsmann aber, Mitglied jener Akademie, nahm die Philosophie im Schutz. Nun, darüber habe ich nicht gelacht, denn ich fand das Eine lobenswerth, das Andere natürlich; sondern über Folgendes: Ein deutscher Gelehrter, der die Sache erfuhr und gedruckt weiter erzählte, fand den Eifer des Staatsmannes so schön, daß er sich darüber wunderte. Dieser Gelehrte ist kein Träumer, kein Nachtwandler, sondern ein sehr heller, sehr wacher Kopf; er ist ein guter Rechner, hat sich oft als tapferer Degen gezeigt —

und doch hat er das nicht verstanden! Aber jener Staatsmann hat es recht gut verstanden. Er wußte sehr wohl, daß in Deutschland die Philosophie einschränken, Nichts Anderes heiße, als die Freiheit erweitern, und die Philosophie erweitern, Nichts Anderes, als die Freiheit einschränken — und was er wünsche und wie er gesinnt sey, darüber hat er in seinen vielen Schriften viel gesprochen. Seht! da habt ihr Spitzbüberei und Ehrlichkeit.

Noch ein kleines Beispiel. Ein Diplomat schrieb einem Professor, er möchte ihm einen Hofmeister für seine Kinder verschaffen; es müsse aber ein ordentlicher Mensch seyn und kein liberaler. Der Professor schrieb zurück, daß er bedaure, nicht dienen zu können, denn in unseren Tagen wären alle ordentliche Menschen liberal. Das war ehrlich und gerade herausgesprochen. Wäre aber der Professor ein Spitzbube gewesen, wie es sich gebührt, hätte er einen erzliberalen Jüngling ausgesucht, ihn dem Diplomaten zugeschickt, und diesem dabei gemeldet: beiliegend wäre ein Mensch, wie er bestellt worden, ein Muster von jungen Menschen, ein Vetter des Herrn von Haller in Bern. Dann hätte der geschmuggelte liberale Jüngling im Stillen den Saamen des Guten streuen können in seine adeligen Zöglinge; ja er hätte vielleicht den Alten selbst umgewandelt. Warum denn nicht? Ist das so unmöglich? Ist ein Diplomat nicht auch ein Mensch?

Was nützt euch eure Gradheit, eure Härte? Könnt

den kindiſchen Mund mit Zuckerwerk füllte, er ſprach, ſie hörten. Rouſſeau gab ihnen bittere Wahrheit und ſie wandten ſich von ihm. Voltaire verfolgte die Jeſuiten mit Haß und Leidenſchaft, und er nahm einen Jeſuiten unter ſein Dach, an ſeinen Tiſch. Das hätte unſer Voß nimmer gethan! Der Jeſuit hieß Adam, und Voltaire ſtellte ihn jedem Beſuchenden mit den Worten vor: le père Adam, mais il n'est pas le prémier homme du monde. Der Jeſuit ſtellte ſich dumm und verſtand den Spott nicht, ſpielte Schach mit Voltaire, der es ſchlecht ſpielte, und ließ ihn immer gewinnen. Der Jeſuit war Jeſuit, und Voltaire war Voltaire. Da habt ihr Spitzbüberei genug, greift nur zu.

Vereinigt die Wiſſenſchaft, die Kunſt, das Leben. Getrennt werden ſie beherrſcht und nicht von euch; getrennt iſt die Wiſſenſchaft blaß, die Kunſt mager und das Leben kränklich. Wollt ihr ewig kochen, ſoll der Tiſch nie gedeckt werden? Wollt ihr nicht auch euer achtzehntes Jahrhundert haben, wie es die franzöſiſchen Gelehrten hatten? Waren d'Alembert, Düclos, Raynal, Condorcet, Mably nicht gründlich, darum, weil ſie die Gläſer aus Flaſchen füllten, nicht aus Brunnen? Waren ſie nicht Gold, weil ſie glänzten, und nicht alles Gold iſt, was glänzt? Könnt ihr nicht geiſtreich ſeyn, weil ihr tiefſinnig ſeyd? Morgens verſteht euch kein Engel und Abends mag euch kein Teufel anhören. Heißt das der Wiſſenſchaft dienen, ſie ungefällig machen? Fällt euch das Denken ſo ſchwer, daß ihr euch davon erholen

müßt, so denkt nicht. Das Leben ist Arbeit dem gesunden Geiste, die Wissenschaft ihm Ruhe. Ihr kehrt es um. Sokrates erholte sich nicht von der Philosophie bei Aspasia; von Aspasia erholte er sich bei der Philosophie. O Hofräthe, werdet anmuthig!

Sucht nicht länger die Quadratur des Zirkels, sucht die Kreiselung des Quadrats; seyd nicht viereckig, liegt nicht so fest auf, kugelt durch das Leben und macht es glatt; was ihr für das Leben thut, thut es für euch wieder. Woher kam es, daß unsere großen Dichter, und nur unsere, immer aus so großen Bechern tranken? Woher, daß sich Mancher in das Grab getrunken? Sie mußten. Sie wußten nicht wie anders die Leere ihres Herzens auszufüllen. Ihre holde Phantasie, wenn sie ermüdet war, fand in diesem sandigen Lande keinen grünen Hügel, sich auszuruhen, und sie mußte sich entkörpern, um nicht herabzufallen in die Wüste. Ach! ich könnte weinen, wenn ich daran denke, wie Jean Paul fünfzig Jahre in seinem Phöbuswagen über das schlechte Pflaster und die Misthaufen kleiner Städte holperte, wie an jedem Abende, wenn die Sonne seines Geistes niedersank, sie, statt in die frische Fluth zu tauchen, nur umschattet wurde vom Pfeifenqualm der Casinos, und wie nur Philister seine Nachtigallen waren! Nie kam er zu jener reinen Höhe der Geselligkeit hinauf, wo man die schweren Sorgen, den Dunst und das Gepolter der armen niedern Stände nicht mehr findet. Wer hat das verschuldet? Ihr, eure

er seinen Nachbarn Champagner ein und redet dumm vom Theater. Abends nach dem Essen lächelt er und hat Geheimnisse mit dem Lohnbedienten. Wenn er anfährt, springen zwölf Kellner hinaus: sie hören schon am Knallen des Postillons, daß ein deutscher Gelehrter kommt..... Macht Wind!

Wollt ihr die Großen für eure Grundsätze gewinnen, macht sie glauben, sie wären schon gewonnen. Sagt ihnen lächelnd in's Ohr: ihr wüßtet recht gut, daß Excellenz gesinnt sey, wie ihr, nur daß deren Stellung und Gehalt ihr nicht erlaube, sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Nichts ist schmeichelnder als das Zutrauen, daß man ein starkes Herz habe und zugleich die Macht, es zu bändigen; man sey ein Vulkan mit Schnee bedeckt. Was ihr aus Tugend thut, scheint es aus Eigennutz zu thun, und man wird eurer Klugheit euren Edelsinn verzeihen. Lobt den Guten, tadelt das Schlechte. Seyd demüthig in euren Worten und stolz in euren Handlungen. Sprecht nicht immer, wie ihr schreibt. Die Schrift ist streng, feierlich für die Welt; das Wort ist mild, alltäglich für das Haus. Die Uebel der Menschheit muß man heilen, unerbittlich, wenn es auch schmerzt; die Schwächen der Menschen muß man mit Nachsicht behandeln, sie besprechen und streicheln.

Verschwistert die Wissenschaften zu solcher Einigung, daß keine mehr weiß, was sie beigetragen, daß Alles jeder gehört, und Jedes allen. Wollt ihr wirken durch eure Vorträge,

redet nie, wenn man sich hingesetzt euch anzuhören, und sagt nie, was man erwartet. Kein Essen schmeckt besser, als das zur ungewöhnlichen Zeit: der Magen ist froh, von dem Zwange der Etiquette erlöst zu seyn. Sprecht vor allen Dingen da, wo sie nicht hingehören: in der Religion von den Jesuiten, in der Moral von der Politik, in der Anthropologie von Don Michel. Bei dem deutschen Prozesse erklärt die Schraube ohne Ende; bei der Ophthalmie verhandelt die Censur; lehrt bei der Polizeiwissenschaft die Hypochondrie, in der Toxicologie redet von der geheimen Polizei und beim Wechselfieber vom hohen deutschen Adel. Seht! ich bin kein trockner, heuchlerischer Sittenlehrer, der die Lehren nicht befolgt, die er Andern gibt, ich begleite meine Moral mit Beispielen aus meinen eignen Handlungen. Hätte ich angekündigt, daß ich von der Spitzbüberei wollte sprechen, wären die ehrlichen deutschen Gelehrten davon gelaufen, um sich von meinen gefährlichen Lehren zu entfernen, und die Leute von Welt hätten mich stehen lassen, um sich bei alten, ihnen längst bekannten Geschichten nicht zu langweilen. Ich habe aber die Einen gelockt durch den schönen sechsten Zinsthaler, die Andern durch eine artige Novelle, und sie sind gekommen, und jetzt werden sie gewiß aus Höflichkeit mich bis zu Ende anhören.

Ihr scheltet die Reichen, die im Ueberflusse schwelgen, und seyd von einem darbenden Bettlervolke umringt! Ihr redet so schön und geberdenvoll gegen die im Feuer der

Ueppigkeit gestählten Herzen! Seyd ihr denn besser? Ihr wißt Alles und euch umstehen Menschen, die nichts wissen; ihr seyd so gelehrt und euch umgibt ein geistarmes Volk. Schämt euch! Ist es nicht eine Schande, daß es nahe um Göttingen, Jena und Heidelberg so viele Menschen gibt, die nicht lesen und schreiben können, daß es im Weichbilde der Hofräthe Dummköpfe gibt? Ist es nicht eine Schande, daß der Landmann in seinen Feierstunden keine gesunde und angenehme Geistesnahrung findet, und er in Branntwein die lästige Zeit ertränken muß? Befördert den wechselseitigen Unterricht, schreibt angenehme und nützliche Sonntagsbücher für Bürger und Bauern. Befördert die Dampfschiffe, die Dampfkutschen, die Dampfmaschinen aller Art. Hört ihr's! das ist die Hauptsache, davon hängt das Heil der Welt ab. Dadurch zernichtet ihr den Pöbel, der, seit die Geschichte spricht, zu jeder plumpen Gewaltthätigkeit Grund, Vorwand und Werkzeug war.

Ich hätte noch gar Vieles mit euch zu sprechen; aber — doch, still — still — ich habe einen Gedanken — o, er ist himmlisch — das Herz lacht mir in der Brust, wenn ich an meinen Gedanken denke. Ueberall begegnen sich die schönen Geister, nur in Deutschland nicht! Wir wollen uns auch begegnen, wir wollen zusammen kommen, wir wollen uns kennen lernen, uns freuen, uns kennen zu lernen, uns umarmen, küssen, die Hände reichen. Ach! wir kennen uns ja gar nicht. Obscurus Knopfdistel, wer bist du?

Ach wie ſehnt ſich mein Herz nach dir! Die franzöſiſchen Gelehrten laden wir auch ein: Etienne, Jouy, Conſtant, Villemain, Thiers, Couſin — den nehmen wir in die Mitte — Guizot, Scribe, Mignet, Delavigne, Remüſat — lauter artige Leute. Sie werden uns auslachen, aber was thut's? Aller Anfang iſt ſchwer. Will die Contemporaine aus Paris mitkommen — deſto beſſer, dann gibt es kleine Zeitgenoſſen. Wir wollen zuſammen kommen, wie die Naturforſcher, jedes Jahr an einem andern Orte. Wir ziehen von Norden nach Süden, wir fangen die Sache geographiſch und mit Verſtand an; mit Wien hören wir auf. Kommt, kommt, Philoſophen, Hiſtoriker, Politiker, Novelliſten, Humoriſten, Aeſthetiker, Journaliſten, Kritiker! Wir leſen uns unſere Werke vor, die ungedruckten und die unbekannten, — Novellen und humoriſtiſche Aufſätze, Buntes aus dem Leben, Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Tragödien, Comödien, Poſſen, dramatiſche Gedichte, Theaterkritiken. Jeder berichtet von dem Schauſpiele ſeines Wohnorts und von den Leiſtungen der dortigen Künſtler, ſeit dem Sturze Robespierre's. Wir ſind unſerer Viele, wir können unmöglich fertig werden, aber das ſchadet nicht; jeder fängt nur ſeinen Artikel an, die Fortſetzung folgt im nächſten Jahre. Kommt, kommt! Wir eſſen, trinken, ſcherzen. Nach Tiſche prügeln wir alle Rezenſenten durch, mit Ausnahme derjenigen, die uns gelobt — das ſind dumme Menſchen und ſie ſind doch nicht zu beſſern — wir prügeln und

belehren nur die Andern. Gibt es etwas Himmlischeres? Um Reisegeld brauchen wir nicht besorgt zu seyn, wir reisen ja, wir können unsere Reisen beschreiben. Wehe den Buchhändlern! wie werden sie die tausend Collisionen vermeiden? Wir sind unserer tausend und beschreiben jeder dieselbe Reise. Es ist eine Erquickung! In den nächsten Hundstagen fangen wir an, und zwar mit Hannover. Dort ist der Geist, der Witz, der gute Humor zu Hause. Dort werden wir auf den Schultern getragen, man wird uns Blumen streuen. Im geräumigen Marstalle wird uns der Tisch gedeckt. Aber es kann uns auch das Leben kosten. Der Adel füttert uns todt, er erdrückt uns mit seinen Liebkosungen. Doch süß ist der Tod, den die Liebe gibt. Laßt uns Hannover sehen und dann sterben — **Vedere Annovera e poi morire.**

Seyd Spitzbuben und befördert die Dampfmaschinen, dann braucht ihr es nicht länger zu seyn. Aber was hilft's! Ich habe in den Wind gesprochen. Sie werden sagen: ein humoristischer Aufsatz. Mit diesen Menschen ist gar nichts anzufangen.

IV.

Die Göttinger Unruhen.

(1818.)

Der Deutsche, wie die Natur, schätzt wenig die Arten; nur die Gattungen der Dinge sind ihm heilig. Das Fortpflanzen, nicht das Fortgepflanzte, dünkt ihm bedeutend. Mag das Einzelne untergehen, wenn nur die Familie fortdauert. Wie Geizige Schätze sammeln, ohne sie zu gebrauchen, so häufen die Deutschen Grundsätze auf, ohne sie anzuwenden. Wie Stände einzurichten, wie Preßgesetze abzufassen, wie ein deutscher Bundestag anzuordnen sey, das mögen sie Jahrhunderte lang mit ewig jungem Eifer besprechen, aber ob das badische Ständewesen tauglich, wie die Preßfreiheit eines bestimmten Staates beschaffen sey, was die Bundesversammlung zu Frankfurt thue oder unterlasse, diesem nachzuforschen, ermüden sie gar bald. So sind die Ereignisse zu Göttingen genug verbreitet, genug bedacht, genug besprochen worden. Jetzt darf man den schönsten und gelehrtesten Abhandlungen über die akademische Freiheit, deren Ursprung aus dem Mittelalter, über die Ersprießlichkeit ihrer

Fortdauer oder Einschränkung mit Gewißheit entgegensehen. Die vaterländischen Grübler werden dabei bis zu den Anfangsgründen der Staatskunst hinaufsteigen, aber Göttingen darüber vergessen; und darüber zu fodern versäumen, daß die ausgewanderten Studirenden zurückgerufen, daß die Ungerechtigkeit so wieder gut gemacht, daß die Urheber der Uebelthat bestraft und die durch französisch-westphälischen Witz nur gelenker gemachte steife Herrschbegierde der hannövrischen hochadligen Beamtenschaar von der öffentlichen Meinung gezüchtigt werde. Sollen die sechszehnendigen Hirsche, nachdem sie lange sich furchtsam im Dickicht verborgen gehalten, die junge grüne Saat des deutschen Volkes von Neuem zertreten dürfen? Nimmermehr.

Was haben die Göttinger Studirenden begangen, was, wenn sie auch wirklich gefehlt, Tadelnswürdigeres, als was schon hundertmal geschehen? Oder haben die vorsichtigen Polizeiwächter die Erneuerung des Wartburgfestes gefürchtet und frühzeitig das Hochgefühl freiheitsbegeisterter Jünglinge zu demüthigen gesucht, damit es bis zum Oktober nicht aufkommen könne? Oder sollten geduldige Deutsche als Heloten zur Schau gestellt werden, daß das Gefühl der Unabhängigkeit stolzer Britten daran erstarke? Ist es nicht derselbe König, der in Hannover und in England regiert? Nun komme nur noch eine so weichherzige Spießbürgerseele, die gerührt wird, wenn ein hohes Haupt ihr freundlich zunickt, oder ein erbärmlicher Schmeichler, oder ein morscher

Selbstling, dessen Geist nicht über den Augenblick hinausragt, und frage: wozu Verfassungen? Sind unsere Fürsten nicht herrlich, ist ihr Wille nicht gut? Wohl sind sie es, wohl ist er es, aber was eine Constitution vermag, und wie ihr Mangel auch durch keinen Sokrates auf dem Throne ersetzt werden könne, das mag euch das hier besprochene Ereigniß lehren. Hat der Prinz Regent eine andere Seele, ein schlimmeres Gemüth für Göttingen als für London? Dort wurde bei Eröffnung des vorletzten Parlaments nach seinem Leben gezielt, und er hatte nicht gewagt, die Gewalt zu gebrauchen gegen seine eignen Unterthanen, die er hier gegen schuldlose Jünglinge anderer Staaten ausüben ließ.

Noch wenige Tage und kein deutsches Blatt spricht mehr von dieser Sache. Aber bleibt es gewärtig, die geheimnißvolle Kette, der europäische Adelsbund, wird den Gegenstand nach Aachen ziehen und ihn dort mit hoher Wichtigkeit zur Sprache bringen. Man wird den Uebermuth deutscher Jugend zu zügeln unternehmen, man wird die akademische Freiheit zu zernichten suchen, und — Dank der waltenden Vorsehung — es wird ihnen gelingen. Gelingen? und darüber Freude? Ja. Es falle euch bei, daß die Hochschüler in England ein dumpfes, trauriges Leben zwischen Mauern eingeschlossen führen, und daß die Studenten in Salamanca die allerlosesten Vögel sind. Die Freiheit der deutschen Akademiker hat das Kraftgefühl des ganzen Lebens verzehrt; die wildesten Bursche waren die zahmsten Spießbürger geworden

Sind die Ueberſchlauen am Steuerruder toll und verblendet genug, die deutſche wiſſenſchaftliche Jugend unter das Joch bürgerlicher Polizeigeſetze zu beugen, zwingt man ſie, die verlorne Freiheit in ihren Männerjahren nachzuholen, und die Kraft, die ſie in zweckloſer Luſt und beſinnungsloſem Toben vergeudet, in ernſte Thaten zu verbrauchen, dann — dann iſt ſie geſprengt die Kette.

V.

Einige Worte

über die angekündigten

Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik,

herausgegeben

von

der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin.

(1826.)

Was diese meine Blätter enthalten werden, das weiß der allwissende Gott jetzt schon; ich aber weiß es noch nicht. Nur so viel sehe ich in die Ferne, daß, was ich auch sagen dürfte, der Leser sich doch immer meine Angst, und die Wichtigkeit nicht wird erklären können, die ich auf die Ankündigung jener Berliner Jahrbücher gelegt habe, und daß er fragen wird: hat der Verfasser dieser Blätter vielleicht mehr gedacht als gesagt, und welche Absicht hatte er, als er sie geschrieben? Um diese zu erfahren, darum schreibe ich sie eben; der Leser soll mir sagen, was ich gewollt. Ich habe die Feder ohne Ueberlegung in die Hand genommen,

nicht ein klarer Gedanke, ein dunkles Gefühl hat mich angetrieben. O ich bitte, zürne und spotte keiner hierüber! Sage mir Leser, wenn Dir träumte, Dein Freund sey in Gefahr und jammere nach Deiner Hülfe, würdest Du nicht aufspringen von dem weichen und warmen Bette und zum Beistande des Freundes eilen? Und wenn unter tausend Traumgestalten, die gelogen, auch je nur einmal ein warnender Gott erschienen — würdest Du kalt die tausend Täuschungen berechnen, und eitel die kleine Gefahr, verlacht zu werden, mit der des Freundes messen? Nein, das thätest Du gewiß nicht. Nun wohl, ich hatte einen solchen Traum. Geträumt nur? Nein, es war mehr. In dem Buche eines Arztes habe ich gelesen, es gäbe Menschen mit so reizbaren Nerven, daß sie eine Wolke am heitern Himmel, die sie nicht sehen, fühlen könnten. So reizbarer Art bin ich auch. Es steht eine Wolke am reinen Himmel der deutschen Wissenschaft; ich sehe sie nicht, aber ich empfinde sie. Den Vorwurf, daß ich kränklich sey, will ich gern ertragen, hört man nur auf das, was ich sage.

Deutsche Rezensionen lassen sich in der Kürze mit Nichts treffender vergleichen, als mit dem Löschpapiere, auf dem sie gedruckt sind. Ach, man kennt ja dieses Löschpapier und das, was darauf steht! Es löscht den Durst nicht, es ist selbst durstig. Und doch rühmen sich die Deutschen, die

beſten Kritiker zu ſeyn! Sie ſind es auch, nur daß ſie nicht wiſſen, ſich als ſolche geltend zu machen, wie ſie überhaupt nicht verſtehen, zu zeigen was ſie haben, und zu ſcheinen was ſie ſind. Die Natur hat die Deutſchen zum Denken und nicht zum Schreiben beſtimmt, und blieben ſie ihrer Beſtimmung treu, würden ſie ihre Gedanken roh ausführen und ſie von Franzoſen und Engländern verarbeiten laſſen. Wenn in Frankreich Bettlergedanken ſich immer ſchön und ſauber kleiden und darum Zutritt in guter Geſellſchaft finden, hüllen ſich die reichſten deutſchen Geiſter in Lumpen ein, finden alle Thüren verſchloſſen und werden von jedem unverſchämten Hofhunde angebellt. Der Deutſche kann kein Buch machen. Ein gutes Buch, ein Buch, wie es ſeyn ſoll, muß des Titelblattes entbehren können. Nun verſuche man es mit einem deutſchen Werke, ob man ohne das Titelblatt ſeinen Inhalt und ſeine Beſtimmung errathen kann. Es ſind Baumaterialien, die beſten oft, Marmorblöcke, Säulen, Acajouholz, Teppiche, Cryſtallſpiegel, ſchöne Gemälde; aber es iſt kein fertiges Haus. Und iſt ja ein Haus daraus geworden, und es iſt wohnlich und bequem, ſo hat man die Außenſeite vernachläſſigt, und kein Vorübergehender wird gelockt, hineinzugehen und das Haus zu ſehen und zu kaufen. Vornehme Berliner Gelehrte ruhen hinter Lehmwänden auf ſeidenen Polſtern, während Pariſer Lumpengeſindel durch hohe Marmorportale zu ſeinem Strohlager trippelt. So ſchlimm iſt es mit Büchern; mit Zeitſchriften, alſo auch mit

kritischen ist es noch schlimmer. Es gibt kein kritisches Blatt in Deutschland, das verdiente, sein eigner Gegenstand zu werden. Woher das Uebel? Der deutsche Gelehrte betrachtet sich als einen Staatsbeamten. Seine Bücher sind ihm Akten, seine Studirstube ist ihm eine Kanzlei, seine Wissenschaft ein Geheimniß. Er hat es geschworen, den Verstand zu Hause zu lassen, so oft er ausgeht, nämlich, so oft er schreibt für die Menge. Treibt ihn nun ja einmal Noth oder Laune an, für das Volk mit Verstand zu schreiben, macht er es eben, wie jene Beamte, welchen er gleicht. Diese haben über dem Gebrauch der Macht den der Rede verlernt, und kommt einmal eine Zeit, wo Drohung nichts wirkt, wo nur Ueberredung wirken könnte, stehen sie unbehülflich da, grinsen, wenn sie bitten, sind ohne Grazie, wenn sie schmeicheln, und lächerlich, wenn sie rühren wollen. Die deutsche gelehrte Welt ist ein Freistaat und sie wird auch einer bleiben, allen Triumviraten zum Trotze. Da aber in einem Freistaate weder monarchischer noch aristokratischer Einfluß gestattet ist, so bleibt denen, welchen die Natur selbst den Herrscherstab in die Hand gegeben, nichts Anderes übrig, ihre Rechte geltend zu machen, als daß sie Demagogen werden und das Volk durch Lehre und Beispiel zu leiten suchen. Aber dieses zu thun unterlassen die vornehmen deutschen Gelehrten, die Einen aus Stolz, die Andern aus Feigheit. Sie fürchten das literarische Volk und verachten es. Aber indem sie es fürchten, machen sie es furchtbar, indem sie es verachten,

verächtlich. Darum ist in Deutschland der literarische Pöbel so herrschend, darum füllt er mit seinen Haufen den Markt der Zeitungen aus, und bedeckt mit seinem Geschreie jede Stimme der Wahrheit und des Rechtes. Es ist die Schuld derer, die durch ihre eitle Absonderung das Volk zu Pöbel gemacht. In Deutschland nehmen die bessern und besten Köpfe keinen Theil an Zeitschriften. Warum thun sie es nicht? Ich frage die unbekannten Mitglieder der so geheimnißvollen Berliner Societät für Kritik, warum sie nicht schon früher kritisirt? sie versprechen jährlich hundert und zwanzig Bogen zu schreiben; diese hätten hingereicht, allen schon bestehenden kritischen Zeitschriften einen Werth zu geben, die schlechten Kritiker ins Dunkel zu setzen, sie zurückzudrängen, oder auch durch Lehre und Beispiel sie zu bessern. Ob aber durch eine geschlossene Societät, ob durch den Glanz einer kritischen Residenz das arme platte Land der deutschen Kritik bereichert werden wird, das wollen wir jetzt untersuchen.

Ich hasse jede Gesellschaft, die kleiner ist, als die menschliche. Unterwirft man sich dem Staate, so ist dieses eine traurige Nothwendigkeit; aber man soll sich nicht mehr unterwerfen, als man muß. Nichts ist betrübter und lächerlicher zugleich, als die kranke Lust, welche besonders die Deutschen haben, sich freiwillig einzupferchen, und aus Furcht vor den seltenen Wölfen sich täglich den Launen des Schäfers und seinen unvermeidlichen Hunden preiszugeben. Nur allein die deutschen Gelehrten — und das gerecht ihrem

Geiſte und ihrem Herzen zu Ruhme — haben bis jetzt ihre Unabhängigkeit zu behaupten verſtanden. Sie haben, weder aus Uebermuth noch aus Feigheit, weder herrſch- noch ſchutzbegierig, die unbezahlbare Freiheit hingegeben. Haben denn gelehrte Geſellſchaften je Nutzen gebracht? Sie haben nur immer geſchadet. Die Wiſſenſchaft haben ſie aufgehalten, und den Leidenſchaften freien Lauf gelaſſen. Nicht den edlen Leidenſchaften, welche, gleich Wein, alle Kräfte aufregen, und jede Bewegung raſcher machen; ſondern den unedlen, narkotiſchen, die betäuben, verwirren, einſchläfern und damit endigen, jede Kraft zu zerſtören. Wenn hundert Gelehrte ihre Seelen in eine gemeinſchaftliche Kaſſe legen, lacht der Teufel; denn mit einem Griffe holt er ſie dann alle hundert. Eine ſolche Geſellſchaft hat ſich in Berlin gebildet, und zwar eine für Kritik; ſie hat ſich angekündigt. Man täuſche ſich über jene Ankündigung nicht. Sie gleicht nicht den gewöhnlichen Ankündigungen, die allen literariſchen Unternehmungen vorausgeſchickt werden, wo man auch immer von einem allgemein und dringend gefühlten Bedürfniſſe redet, wo man auch verſpricht, dem Bedürfniſſe abzuhelfen, es aber nachher macht wie alle, und es gehen läßt, wie es Gott gefällt — nein, jene Ankündigung iſt ſehr bedächtig, in ſehr abgemeſſenen Reden abgefaßt, und es iſt eher zu fürchten, daß ſie mehr, als daß ſie weniger halte, als was ſie verſprochen, und daß der Vortheil die guten Köpfe anzuziehen, den Nachtheil, ſie abgezogen zu haben,

nicht vergüten werde. Kurz, um es gerade heraus zu sagen, ich fürchte, die Berliner Gesellschaft möchte die bisherige Freiheit der deutschen Kritik und als Folge, die der Wissenschaft überhaupt, gefährden, und vor dieser Gefahr will ich warnen.

Die Societät will die Kritik auf Aktien betreiben und alljährlich nach Vertheilung der Dividende, *ihren Statuten gemäß*, von ihrem Verfahren Rechenschaft ablegen. Aber was enthalten diese Statuten? Warum werden sie nicht bekannt gemacht? Moses auch hatte seine Gesetzestafeln von dem Wolkengipfel des Berg Sinai's herabgebracht und keiner wußte, von wem er sie erhalten; aber er machte den Inhalt der Gesetze bekannt, und so konnte jeder urtheilen, ob sie von Gott gegeben. Die Berliner Societät aber hält ihre Statuten geheim. In welche Lage werden nun die externen Gelehrten kommen, die, ohne in die Gesellschaft aufgenommen zu werden, sich ihr anschließen? Sie werden eine Art dienender Brüder seyn, die nicht Alles wissen, die man aber Alles zu thun verpflichten wird, was die Zwecke der Allwissenden befördern soll. Zu wissenschaftlichen Zwecken verbundene Männer sollen nichts gemeinschaftliches haben, als Fähigkeit, guten Willen und das Papier, auf dem sie drucken lassen. Was sie noch außerdem verbindet, ist als Freiheit beschränkend zu verwünschen, und es wird, nach innen auf die Gesellschaft, nach außen auf die Wissenschaft verderblichen Einfluß haben.

*

Leise, doch richtig, wurde in der Ankündigung der Tadel ausgesprochen, den die in Deutschland übliche Kritik lauter verdient hätte. Aber die Kritik ist eine Frucht der Wissenschaft und jede Veredlung, die man beabsichtige, müsse mit letzterer anfangen. Was fehlt dieser nun? Nichts als frische Luft. Ihr fehlt der Sinn für die Oeffentlichkeit, der ihr aus Mangel an Uebung abgestorben. Ihr fehlt feine Sitte, Gewandtheit, Anstand, Muth und Gegenwart des Geistes. In Deutschland schreibt jeder, der die Hand zu nichts Anderem gebraucht, und wer nicht schreiben kann, rezensirt. Nichts ist verzeihlicher als das, es ist jeder berechtigt, über Alles, was Alle angeht, seine Stimme zu geben. Nur fehlt es an einer öffentlichen Meinung, an einer Urne, worin alle Stimmen zu sammeln wären, daß man sie zählen könne. Diese herbeizuschaffen, die Stimmen für das Rechte zu gewinnen, und die Abstimmung zu leiten, dazu sollte sich eine Gesellschaft bilden, nicht aber zu dem bloßen Zwecke, die Stimmen zu vermehren. Und die Berliner Societät, abgeschlossen, umregelt und monarchisch wie sie ist, und mögen noch so viele, noch so achtungswürdige Männer sich ihr anschließen, wird das kritische Geschrei doch nur mit einer Stimme vernehmen, und die Bauchrednerei mannichfaltiger Accente wird nur Unkundige und nicht lange täuschen.

Die Societät will nur solche Schriften beurtheilen, „die in irgend einer Richtung bedeutend sind und eine Stelle in der Geschichte der Wissenschaften einnehmen.“ Durch dieses

Verfahren würde künftig jedes neue Werk ſchon durch die bloſe Anzeige in den Berliner Jahrbüchern ſich ausgezeichnet, ſchon durch deren Stillſchweigen ſich zurückgeſetzt ſehen — eine ſchnelle aber ſcharfe Art zu richten! Kann die Societät blindes Vertrauen auf die Billigkeit ſolcher Urtheilsſprüche fordern, die kein Entſcheidungsgrund begleitet? Ja, das könnte ſie, wären die Mitglieder, die ſie bilden, frei; da ſie es aber nicht ſind, ſondern, wie wir ſchon angedeutet haben und noch klarer erörtern werden, einer monarchiſchen Regel unterworfen — ſo kann die Societät jenes Vertrauen nicht erwarten. Uebrigens iſt es ſehr zu fürchten, daß wenn nur ſolche Werke beurtheilt werden ſollen, die eine Stelle in der Geſchichte der Wiſſenſchaften einnehmen, die verſprochenen hundert und zwanzig Bogen jährlich nicht möchten ausgefüllt werden können. Die Geſchichte der Wiſſenſchaft, das heißt ihr Wachsthum; aber die deutſche Wiſſenſchaft iſt ausgewachſen, ſie wächſt nur noch in die Breite, und da ſie täglich dicker und dicker wird, viele Nahrung zu ſich nimmt und ſich gar keine Bewegung macht, ſo iſt wohl zu beſorgen, daß ſie einmal in ihrem Lehnſtuhle der Schlag rühren möchte, und daß ſie das viele ſchöne Fett nur für die Würmer wird aufgehäuft haben.

Unſere kritiſchen Hauptſtädter wollen ſich in Klaſſen theilen, je nach den Fächern der Wiſſenſchaft, und jede Anzeige wird, vor der Zulaſſung zum Drucke, die Genehmigung der betreffenden Klaſſe erhalten und mit

dem Namen des Verfassers versehen seyn müssen. Ich gestehe es frei — früher konnte ich es nicht gestehen, da es mir während dem Schreiben erst selbst klar geworden — daß dieses der Punkt ist, der meine Gefühle aufgeregt, und sie gegen jene Anstalt so feindlich gestimmt hat. Die Vernunftgründe, meine Abneigung zu vertheidigen, habe ich erst später gesucht und, wie ich denke, auch gefunden. Ich begreife nicht, wie die Berliner Societät hoffen durfte, unter freien deutschen Gelehrten Männer zu finden, die sich einen solchen Zwang freiwillig gefallen ließen; doch hätte sie sie dennoch gefunden — nun, dann freilich begreife ich ihre Zuversicht. Die Mitglieder jener Societät haben sich nicht genannt; doch sind es ganz gewiß sehr achtungswerthe Männer, die Bedacht genommen haben werden, sich unter den fremden Gelehrten nur gleich begabte, gleich gesinnte, zuzugesellen. Ist dieses aber geschehen und sind die Männer bewährt, wozu dann noch jene beleidigende Vorsicht, wozu jene Freiheit beschränkende Censur? Sie sagen, es geschähe: „damit Willkühr und Nebenrücksicht ausgeschlossen bleibe.“ Allein wenn zu wählen ist zwischen der Willkühr eines Einzelnen und der Willkühr einer Klasse, so ist die erstere zu wählen. Der Einzelne hat seine Leidenschaften, aber sie wechseln, und er wird oft, was er aus Laune gefehlt, aus Laune wieder gut machen, wenn es nicht aus Tugend geschieht. Aber die Leidenschaften einer Klasse wechseln nicht. Der Eigensinn einer Gesellschaft thaut niemals auf, und da

ſie, wie den Gewinn, den ſie beabſichtigt, auch die Schuld unter ſich theilt, die auf ihr liegt, ſo hat ſie kein Gewiſſen, und ſie kennt die Reue nicht. Alle ihre Fehler ſind unverbeſſerlich. Wer bürgt uns für die Unparteilichkeit der Berliner Societät, wenn ſie die Kritik eines ihrer Mitarbeiter verwirft? Vielleicht war es nicht die Unbedeutendheit der beurtheilten Schrift, vielleicht war es nur ihre eigenthümliche Bedeutung, die man nicht wollte aufkommen laſſen — vielleicht war es nicht die verwerfliche Darſtellung des Kritikers, vielleicht war es die eigene, herrſchſüchtiger Regel nicht zuſagende, Art der Darſtellung, warum die Anzeige zurückgewieſen worden. Man weiß ja, wie eine Geſellſchaft gleich der, von welcher wir hier ſprechen, ſich bildet. Der ſchaffende Gedanke entſpringt aus einem Kopfe; es wird ein guter, ein encyclopädiſcher Kopf ſeyn, einer der das ganze Reich der Wiſſenſchaften überſieht, und jeder Einzelnen Lage und Gränzen kennt. Aber mit dieſem encyclopädiſchen Kopfe wird auch ein encyclopädiſches Herz verbunden ſeyn, das zwar alle Tugenden in ſich ſchließen, aber auch das ganze Alphabet der Leidenſchaften enthalten kann. Ein ſolcher Stifter wählt ſich gleichgeſinnte Anhänger, dieſe wählen andere, und ſo wird es ein Gedanke, der alle beherrſcht, und dem Alle, die ſich dem Kreiſe anſchließen, ſich unterwerfen müſſen.

Jede Kritik ſoll mit der Unterſchrift des Verfaſſers verſehen ſeyn müſſen. Warum dieſer Zwang? Es wäre wohl

gut, wenn es freiwillig geschähe. Ich habe nie begreifen können, wie man schreiben, wie man kritisiren mag, ohne sich zu nennen. Es ist so etwas Unbehagliches, so etwas Gespenstisches darin. Ach ich habe auch geschrieben und gekrittelt, aber ich habe, zur Buße, mich immer genannt, und wenn ich, aus Laune oder Unachtsamkeit, meinen Namen verschwiegen, ging ich immer schwermüthig umher, als hätte ich ein zweites Verbrechen begangen. Aber ich bedenke auch, daß ich frei bin, weder Weib noch Kinder habe, und daß die Rache, die jede ungefällige Wahrheit, wenn auch nicht immer trifft, doch immer bedroht, nur mich allein hätte treffen können. Doch nicht Jeder ist so frei, viele deutsche Gelehrte leben in Verhältnissen der Dienstbarkeit, sie haben Familien, und keiner ist verpflichtet, ja vielleicht nicht berechtigt, Andere als sich allein der guten Sache aufzuopfern. Wenn jeder deutsche Schriftsteller sich nennen müßte, würde Manches verschwiegen bleiben, was, kund geworden, sehr ersprießlich gewesen wäre. Die Theilnehmer an den vortrefflichen Wiener Jahrbüchern der Literatur nennen sich auch nicht, sie müssen es wenigstens nicht — warum will man die Mitarbeiter an den Berliner Jahrbüchern dazu zwingen? Ist Furcht etwa keine so gute Entschuldigung als Schaam es ist? Wenn es geheime Diener des Bösen gibt, warum will man keine geheimen Diener des Guten dulden?

Es ist Alles bedacht, Alles bestimmt worden, bis auf den Ton, bis auf den Takt, in welchem jede Kritik für

die Berliner Jahrbücher vorgetragen werden ſoll. Es wird der Ton „durchaus nicht anders als gehalten und der Würde der Wiſſenſchaft angemeſſen ſeyn.“ Gehalten! Was heißt das? Heißt das jener ausgehaltene, zähe Viervierteltakt, von dem wir nur ſchon zu viel ausgehalten? Thut eine ſolche Erinnerung Noth? Wäre nicht dringender, den Gelehrten preſto preſto zuzurufen? Wäre nicht gut, wenn die deutſchen Federn den ſchleichenden Menuet ihren Voreltern überließen, und etwas walzten? Die Würde der Wiſſenſchaft! Nun freilich, Würde ſoll ſie haben, aber nur keine Standeswürde. Doch würdig macht ſie nur der Werth, den ſie hat, nicht der Schein, den ſie annimmt. Ernſt ſoll die Wiſſenſchaft ſeyn, und das Leben auch; aber nicht ernſthaft. Nur zu ernſthaft iſt ſie in unſerm Vaterlande, und es wäre gut, ſie lächelte ein wenig. Der Bart macht den Gelehrten nicht ehrwürdig, er macht ihn nur lächerlich, und eine große Summe ſeines Werthes geh darin auf, daß er ſeine lächerliche Erſcheinung damit loskaufen muß. Was bezweckt die Berliner Societät mit ihrer Stylordnung? Doch nicht die Wiſſenſchaft zu iſoliren gleich ehemals? Dann wäre ihre Täuſchung groß und ihre Enttäuſchung würde bitter ſeyn. Wahr iſt es, die deutſche Wiſſenſchaft konnte ſich nur darum zu ſolcher Kraft und Freiheit entwickeln, weil ſie einſam und verborgen lebte. Ungeachtet, weil unbemerkt, hielt ſie Furcht und Argwohn, Haß und Verfolgung von ſich fern. Aber die Noth der Zeit hat ſie ins Freie gerufen, ſie hat ſich im

Felde des Lebens versucht, man lernte sie kennen, fürchten und hassen. Nun hofft sie vergebens, wenn sie das Feld räume und in ihre vorige Einsamkeit zurückkehre, auch die vorige Ruhe und Bequemlichkeit wieder zu finden — man wird sie bis in ihre Feste verfolgen, und nur erst auf deren Trümmern wird der Argwohn seinen alten Schlaf wieder finden. Darum bekämpfe sie den Feind, ihn zu beschwichtigen, ist zu spät geworden.

Die kritische Gesellschaft, spricht am Schlusse ihrer Ankündigung die Hoffnung aus: es dürfte „eine neue, eben unter bedeutenden Auspicien aufblühende Anstalt in der Folge auch mit ihren Kräften die Societät verstärken.“ Ich denke, damit ist München gemeint, und wünsche mich zu irren, wenn ich dieses denke. Es wäre nicht gut, es wäre wahrlich nicht gut, wenn jene neue Anstalt nicht ihren eigenen Weg einschlüge, und fremder Führung folgte. Die Münchner Professoren werden sich bedenken, sie werden überlegen, wie es den Enten ergangen, welchen Münchhausen nachgestellt. Dieser band einen guten Bissen an eine Schnur; die erste Ente verschlang den Bissen, und zog die Schnur nach, und gab beides hinten wieder von sich. Die zweite Ente verschlang den nämlichen Bissen und machte es weiter so. Dann kam die dritte, die vierte Ente; so eine nach der andern. Nachdem die letzte angebissen, zog der kluge Jäger die Schnur an sich, hockte die ganze Heerde auf seinen Rücken, und trug sie mit Leichtigkeit fort. Da zappelten,

da flatterten, da ſchnatterten ſie — zu ſpät; ſie hingen, ſie hatten ſich feſt gefreſſen. Doch das waren dumme Enten; Gelehrte aber haben Verſtand, und, ehe ſie nach einer Lockſpeiſe ſchnappen, ſehen ſie zu, ob kein Bindfaden daran befeſtigt.

VI.

Schüchterne Bemerkungen über Oestreich und Preußen.

(1818.)

Im deutschen Bundes-Parlamente stellt Oestreich das erhaltende Prinzip (die Pairskammer), Preußen das schaffende Prinzip (die Deputirtenkammer) vor. Jenes ist das bindende Azot, dieses das frei machende Oxygen in der politischen Atmosphäre Deutschlands. Aus ihrer gehörigen Mischung allein entsteht für das Volk die athembare Lebensluft. Wo das Eine unziemlich vorherrschte, würde das deutsche Gemeinwesen ein steches, unerquickliches Leben verkeuchen, wo das Andere, in heißen und allzuraschen Athemzügen sich verzehren.

Oestreich hat in den Verhandlungen des Bundestages einen Geist und eine Wärme gezeigt, die einen hohen Grad dankbarer Anerkennung verdienen. Seine herablassende Theilnahme an den frohen Lebensspielen des deutschen Volks mußte um so mehr überraschen und rühren, als das warme Wort der Liebe freundlicher wirkt, wenn es aus dem Munde

eines ernſten Mannes kommt. Preußens Wirkſamkeit war freilich ſeelenvoller und lebendiger, aber als ein jugendlicher Staat that es, nur aus Luſt und ſeinem Naturtriebe folgend, was Oeſtreich mit Verſtand und mit Freiheit that. Möge das Eine den Rath der Nüchternheit nie überhören oder verſpotten, und möge das Andere nie grämlich tadeln, woran der Geiſt der Zeit ſeine Freude findet.

Die öſtreichiſche Regierung fürchtet jede Volksbewegung und iſt folgerecht genug, auch keine ſolche zu dulden, die zu ihrem eigenen Beſten thätig iſt. Sie hat dies in dem zum Sturze Napoleons geführten Kriege gezeigt, ſie war die einzige Macht, die eine Volksbegeiſterung gegen Frankreich nicht hat aufkommen laſſen. Auf den Wiener Schaubühnen wurden zu jener Zeit die Bürgerbewaffnung und das Streben der Deutſchen zur Volksthümlichkeit, welches überall, auch wo es in den Kleidertrachten nur ſpielend ſich zeigte, hätte geehrt werden ſollen, lächerlich gemacht.

Oeſtreich iſt die einzige reine Monarchie in Europa, und einige todte Formen von ſtändiſchen oder freien Munizipal-Verfaſſungen, die dort noch ſtattfinden, dienen nur, ſie wirkſamer zu machen, indem ſie ihr zu Werkzeugen dienen. Der Geiſt des Staatskörpers iſt in der Regierung, das Herz im Adel, im Volke iſt nur ein Pflanzenleben — der Magen. Dieſes Reiches inneres Regierungsſyſtem, die Unmündigkeit, worin der Geiſt der Unterhanen zurückgehalten wird, die Sklaverei der Preſſe, die Quarantaine, der ſich jede aus der

Fremde herkommende Meinung und Ansicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verstattet wird, oder die gänzliche Gedankensperre ausländischer Erzeugnisse — alles dieses war nur bis jetzt verzeihlich, vielleicht heilsam. Josephs II. allzuraſche und darum mißlungene Versuche mochten es billig schüchtern machen. Nach ihm durfte wohl bedenklich gefunden werden, zu der Zeit und in der Lage der Dinge, die man mit dem Namen französische Revolution zu bezeichnen pflegt, den Bürgern wohl an sich erwünschte Freiheiten, da sie in Frankreich als Früchte des Verbrechens erworben worden waren, wenn auch auf gesetzlichem Wege zufließen zu lassen, da die Güte des Zweckes über die Schlechtigkeit der Mittel leicht hätte verblenden können. Jetzt aber wäre es an der Zeit, den Bürgern freiwillig zu geben, was man sich nicht abtrotzen zu lassen sich stark genug gezeigt hatte. Daß das östreichische Volk mit innigerer Liebe als irgend ein anderes an seinen Fürsten hängt, beweist nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfassung, sondern die des Fürsten und der Verwaltung. Aber Letztere sind sterblich, während Erstere dauert. Weder Liebe noch Furcht ist jetzt mehr ein sicheres Band zwischen Volk und Herrscher, sondern Achtung allein; denn die Völker sind Männer geworden, aber nur das Kind fürchtet, der Jüngling liebt, der Mann achtet. Die öffentliche Meinung hat in den letzten fünfundzwanzig Jahren unübersteiglich geachtete Berge erklimmt, und geht jetzt thalwärts, den Frieden und die Heimath suchend.

Man mag ihr immer eine heilsame Hemmkette anlegen, um ihren Lauf zu schwächen, aber aufhalten läßt sie sich nicht, sie zerreißt die Kette und zieht jeden, der sie gewaltsam zurückhält, mit sich hinab.

Oestreich ist das europäische China, ein still stehender, ausgewachsener Staat. Er treibt seine starken Wurzeln weit über seinem eigenen Gebiete unter dem Boden anderer Länder fort. Diese starke Eiche kann nicht wanken, nur brechen. Bewundern muß man es, schwerer ist, es zu lieben. Es mag zu seinem Vortheile geltend gemacht werden, daß es einige geistreiche Männer für sich zu gewinnen wußte. Aber wie es eben gesinnt sey, spricht sich in diesen seinen Verfechtern am deutlichsten aus. Verspottet und gehaßt, führen sie einen lächerlichen Kampf gegen die öffentliche Meinung, die, gut oder schlecht, stets den Sieg behauptet. Im Streite des Kopfes mit dem Herzen siegt das letztere; darum wird auch Oestreich kalt, besonnen und lieblos, wie es ist, dem Geiste der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm stiftet.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die aufgeklärten Staatsmänner, deren Oestreich nicht entbehrt, und dessen gutmeinender Fürst nicht unwillig sind, dem Volke mehr Luft und Licht zu geben; aber sie gehen zu langsam in dieser eilenden Zeit. In einem wankenden Schiffe fällt nur, wer stille steht, nicht, wer sich bewegt. Es ist eine überkluge Staatskunst in einer Zeit der Neuerungssucht, und eben weil sie so beschaffen.

das Alte trotzend zu behaupten. Vorsicht ist nöthig, aber schleichen heißt nicht behutsam gehen. Ueber eine wankende Brücke muß man schnell zu kommen suchen: die Zeit der Gefahr verkürzen, das heißt die Gefahr selbst verringern.

Es gibt politische Gebrechen, die für den einen Staat, als in seiner Organisation gegründet, nothwendig und daher auch heilsam sind, für den andern aber, weil sie seiner Natur widersprechen, verderblich werden, und ihn früher oder später entweder zu einer Umänderung oder zur Zerstörung führen. So ist die Schuldenlast Englands sowohl die Stütze seiner innern Freiheit, als die Bürgschaft seiner äußern Ruhe, indem es hierdurch das Schicksal anderer Staaten an seine eigene Fortdauer knüpft. Für Oestreich hingegen ist die Zerrüttung des Finanzwesens, an der es leidet, ein Uebel ohne Ersatz. Ohne dieses Gebrechen wäre es ein unabhängiger geschlossener Staat. Sein Finanzwesen widerspricht durchaus seinem angenommenen Regierungssysteme; denn es hängt durch jene Fehlerhaftigkeit wider seinen Willen mit dem liberalen Geiste unserer Zeit zusammen, da es genöthigt seyn wird, zur Erhaltung eines endlich fallenden Credits, sich den übrigen deutschen Staaten in Einführung freisinniger Verfassungen anzuschließen.

Aber so mußte Oestreich beschaffen und mit diesen Fehlern mußte es begabt seyn, um Europa's Retter zu werden. In unserer sturmbewegten Zeit war dieser Staat der einzige Felsen, der den Schiffbrüchigen einen Zufluchtsort gewährte

und verhinderte, daß nicht alle Wellen zu einem Meere sich vereinten. Die europäischen Fürsten erkennen es nicht genug, wie viel, ja, daß sie Oestreich Alles zu verdanken haben. Es kämpfte fünfundzwanzig Jahre für das Erbrecht der Fürstengeschlechter (man nannte es die Ruhe der Welt) und es hat den gewaltigen Geist der Zeit — besiegt nicht, aber aufgehalten, für so lange, als das Schicksal es in der Menschen schwache Hände geben wird. Aber nicht blos wo Oestreich sich dem Bildungstriebe der Zeit mit dem Schwerte entgegenstellte, auch da war es Rettung bringend, wo es besonnen den Lauf der Dinge anscheinend gewähren ließ und mit dem Feinde Frieden schloß. In unsern Treibhauszeiten, wo jede That, von der Glut einer wahnsinnigen Sehnsucht ausgebrütet, Blüthe und Frucht hervorbringt, ist die langsame nüchterne Kraft, die sich nie ganz verbraucht und darum aushält, die wirksamste und nützlichste. Mit dieser hat Oestreich gestritten, und durch die ihm zum Naturtriebe gewordene, fast bewußtlos handelnde Staatsklugheit unter der Miene bequemen Thuns, mehr verrichtet, als Preußen mit unzeitiger, zappelnder Geschäftigkeit. Gleich dieser Macht wäre es zertrümmert worden, wenn es der Napoleonischen Herrschaft, da sie noch in ihrem Jugendfeuer war, sich unversöhnlicher entgegengesetzt hätte. Oestreich hat Napoleon's Macht, vielleicht nicht absichtslos, durch eben das Mittel untergraben, wodurch jener sie zu befestigen gedachte, und die Welt selbst sie nun auf ewig gegründet glaubte, nämlich

durch die Vermählung mit Maria Louise. Halb Frankreich und viele seiner Anhänger außer ihm hatte sich der französische Kaiser hierdurch entfremdet, weil er jetzt die Furcht einflößte, er würde wegen dieser Verbindung mit einer legitimen und die Grundsätze der Legitimität verfechtenden Macht, alle Früchte und Lehren der Revolution zerstören und unterdrücken. Daß er diese Furcht einflößte, ohne sie zu rechtfertigen, war um so gefährlicher für ihn, denn Oestreich und die alten französischen Aristokraten sahen sich in ihren Erwartungen betrogen, und die republikanischen Franzosen hörten darum nicht auf, besorgt zu seyn. Auch weil Napoleon nach jener Verbindung mit Oestreich keinen Feind mehr in seinem Wirkungskreise zu scheuen fand, verließ er den Schwerpunkt, der ihn sicherte, und indem er, Rußland bekriegend, sich mit seiner Macht zu sehr hinnüber neigte, stürzte er von seiner Höhe herab. —

Preußen kann in seinem langgestreckten Gebiete sich nur mühsam bewegen; seine Gränzen schlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder — es muß und wird durch Wachsen das Kleid auszufüllen suchen. Die Rheinprovinzen, welche es erworben hat, können auf die alten Länder, denen sie einverleibt worden sind, wohlthätig wirken, indem sie ihnen die unter der französischen Herrschaft errungenen, neuen und heilsamen Ideen über Bürgerthum und Regierung mittheilen. Setzt man sich aber dieser Einwirkung entgegen, dann wird die Verbindung des Rheinlandes mit Altpreußen

verderblich für beide werden und muß bei den Bewohnern hier und dort einen bedenklichen Geist der Unzufriedenheit hervorbringen. Man muß es bekennen, daß unter der kaiserlichen Regierung das französische Volk der Gleichheit sich erfreute, die man schmerzlicher vermißt, als selbst die Freiheit, und daß, wenn sie Napoleon der letztern beraubte, es weniger geschah, um sie selbst zu unterjochen, als um sie zur Unterjochung anderer Staaten und Völker leichter gebrauchen zu können. Will Preußen die freisinnigen Regierungslehren seiner Rheinländer nicht auch für die alten Staaten benutzen, dann thut es besser, diese Provinzen einer eigenen Verwaltung zu unterwerfen, wie es mit Schlesien gethan hatte. Auch hier gilt: Trenne und herrsche! Oestreich hat darum so fest und ungestört seine Staaten jeder Zeit zu beherrschen gewußt, weil es jedes Land nach seiner eigenen Weise, nach alter Sitte und nach Herkommen regieren ließ.

Preußen ist keine europäische Macht; nicht seiner Größe und seinem Gewichte, sondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Unglückes mittheilt, hat es die Achtung zu verdanken, die seiner Stimme im Rathe der mächtigsten Fürsten gegeben wird. Aber Preußen ist eine deutsche Macht, und da es die einzige reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen. Das deutsche Gemeinwesen findet allein im preußischen Könige seinen aufrichtigen Freund, die andern Fürsten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil sie es als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollen. Diese

Bewußtſeyn, die Dankbarkeit des deutſchen Volkes zu verdienen, kann allein Preußen die Beruhigung geben, im Falle eines Krieges innerhalb Deutſchland bei ſeinen ausgedehnten Gränzen dem feindlichen Andrange nicht zu unterliegen. Indem man der preußiſchen Macht jene hohe Bedeutung zugeſteht, kann man zwar nicht läugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch ſpielend treiben, aber das Spiel iſt des Ernſtes gute Vorübung. Deutſchlands Geiſt iſt in Preußen, und der iſt's, der den Körper regiert.

VII.

Monographie der deutschen Postschnecke.

Beitrag zur Naturgeschichte der Mollusken und Testaceen.

(1821.)

Es ist sehr einfältig, daß ich gleich vorn sage: ich werde mich in dieser Abhandlung über vaterländische Postwägen satyrisch auslassen; denn indem ich durch dieses Geständniß die Ueberraschung störe, übertrete ich die heilsamsten Polizei-Gesetze der Redekunst. Aber kann ich anders? Ist nicht zu fürchten, jene gelehrte Ueberschrift werde alle Leser abschrecken, wenn sie nicht bald erfahren, daß es damit Scherz gewesen? Sie sollte aber keinen abschrecken als den Zensor, zu seinem und meinem Vortheile, und da dieser jetzt schon getäuscht ist, und der falsche Paß der verdächtigen Abhandlung glücklich über die Grenze geholfen hat, so ist längere Verstellung unnöthig. Wahrlich, Menschenliebe, Mitleid und Rührung durchwärmen mich nie stärker, als wenn ich an einen Zensor

denke, der besser ist als sein Amt. Leidet er nicht an den schmerzlichsten aller Plagen, an solchen die man gibt? Muß er nicht, als lebten wir noch in den Zeiten Ludwigs XIV. aller englischen Freiheit in Reden und Gärten gram erscheinen, und, ein Schüler des Le Nôtre, jeden überrankenden Zweig mit der Scheere abschneiden? Darf er andere Blumenbeete dulden, als solche, die mit glänzenden Scherben zerbrochener Gefäße übersäet sind? Hat er nicht die vollsten, kühnsten Bäume in Affen, Bären und andere Viehgestalten umzustutzen? Muß ihm nicht selbst oft wehe seyn, bei seiner Aufsicht über die schnurgerechte Denk- und Schreibart, und wird er nicht jedem Schriftsteller danken, der, gleich mir, ihn überlistet, unter einer naturgeschichtlichen Ueberschrift über die öffentlichste aller Staats-Angelegenheiten, über Postwägen, schreibt, und erst, nachdem sich die betastenden Finger entfernt haben, seine Fühlfäden aus dem Schneckenhause streckt? Er dankt mir gewiß. Ueber Postwägen aber habe ich schon auf früheren Fahrten die besten satyrischen Einfälle gefunden, doch sie auch alle wieder verloren. Mein Ideen-Magazin ist zu klein, und gibt mir keinen Platz, um Gedanken-Ernten, die ich nicht gleich verzehre und niederschreibend verarbeite, aufzuspeichern. Gedanken über Postwägen konnte ich aber nie gleich aufschreiben, da der Stoß dieser mit dem Anstoße zu jenen immer zusammenfiel. Noch auf meiner letzten Fahrt sah ich, wie einem Commis-Voyageur, der während des Fahrens einen badischen Kupfer-Kreuzer, den er durch den

Schlag einem Bettler zugeworfen, seinem Prinzipale zur Rechnung bringen wollte, durch das Rütteln des Wagens so stark die Hand schwankte, daß das 1 statt in die Kreuzer-, in die Gulden-Reihe kam, worüber der junge Mensch ganz untröstlich war; denn, sagte er, es sey nicht mehr zu ändern, da er sich durch Radiren bei seinem Prinzipale verdächtig machen würde.

Ich brauche nur fortzufahren, denn, wie ich merke, bin ich, ohne darauf zu denken, bereits satyrisch gewesen. Es wäre Unverstand von mir, wenn ich das langsame Fahren der Postwägen innerhalb der Städte aus dem Grunde tadeln wollte, weil Knigge in seinem Buche über den Umgang mit Menschen das Gegentheil anrathet. Knigge nämlich sagt, in Städten solle man schnell fahren, damit, wenn am Wagen etwas Zerbrechliches sey, er da zerbräche, wo Hülfe in der Nähe wäre. Conducteurs und Postillone können hinlänglich beweisen, daß sie jenes Werk über seine Lebensart niemals gelesen haben; vielmehr sind die Vortheile dieses langsamen Fahrens auffallend. Nach den Fenstern guter Freundinnen kann man oft und lange zurücksehen; guten Freunden begegnet man zweimal auf der Straße; hat ein Reisender vergessen, seine Rechnung im Gasthause zu bezahlen, so kann ihm der Wirth nachgehen und ihn daran erinnern. Ein Ehemann, der mit mir nach Stuttgart gereist wäre, und 15 Minuten auf dem Wege vom Rahmhofe bis zur Brücke zugebracht hätte, würde sich getröstet und gedacht haben: jetzt

endlich hat die Theure ihre Thränen getrocknet, und ich will es auch thun und mich den Eindrücken der schönen Natur hingeben, sobald ich draußen bin vor dem Affenthore. Ohne jenes langsame Fahren hätte der mitreisende Franzose niemals seinen Dukaten Silbermünze wiedergefunden. Er sagte mir nämlich auf der Zeil, er habe einen Dukaten wechseln lassen, und sey dabei ganz gewiß betrogen worden, denn alle Kaufleute wären Spitzbuben; ich möchte so gut seyn und das Geld nachzählen. Als ich ihm bemerkte, ich sey kein Handelsmann, erwiederte er in logischer Zerstreuung: tout le monde est marchand ici. Ich fing an zu zählen, da kam aber einer jener fürchterlichen Erdstöße, die unter dem Himmel der Postwägen so häufig sind, und schleuderte das Geld aus meiner Hand zum Wagen hinaus. Der Franzose stieg aus, und hatte schon nach fünf Minuten den letzten Groschen von der Fahrgasse wieder aufgelesen, worauf er dem Postillon zurief, er könne jetzt fortfahren. So eitel war der Narr, daß er sich einbildete, man hätte seinetwegen still gehalten, welches gar nicht der Fall gewesen.

Schwerer aber ist zu entschuldigen, daß das langsame Fahren auch auf der Landstraße fortgesetzt wird. Zwar kann man dafür folgenden, nicht unbedeutenden Rechtfertigungsgrund anführen. Der plötzliche Wechsel der Schritte, von langsamen zu geschwinden und umgekehrt, ist den Pferden, wie bekanntlich, sehr schädlich. Da nun nach Obigem in Städten und Dörfern langsam gefahren werden müsse, und

das ganze Land zwiſchen Frankfurt und Stuttgart ſo geſegnet und bevölkert iſt, daß jede halbe Stunde ein Dorf oder eine Stadt liegt, ſo könne man nie dazu kommen, raſch zu fahren. Denn habe man, aus einem Orte kommend, den langſamen Schritt eine Viertelſtunde fortgeſetzt, ſo müſſe man ihn wegen des nächſten Ortes, zur Vermeidung des ſchnellen Wechſels, von neuem anfangen und ſo immer weiter. Dem iſt allerdings ſo; doch der Grund gegen das langſame Fahren auf der Landſtraße iſt von größerem Gewichte. Menſchen- und Pferdekenner wiſſen, daß langſames Gehen am meiſten ermüdet, weil man dabei länger gehen und mehr Schritte machen muß. Wirklich waren Conducteur, Poſtillon und Pferde bald ſo abgemattet, daß ſie ſchon in Sprendlingen liegen bleiben mußten, um ſich zu ſtärken. Dort hatte ich einen ganzen Schoppen Zeit, durch Horchen und Fragen herauszubringen, daß die junge ſchöne Frau, die mir im Wagen gegenüber ſaß, die Neuvermählte ihres Begleiters ſey, der ſie vor neun Wochen in Memel, ihrem Geburtsorte, geheirathet hatte, und am Tage nach der Hochzeit mit ihr abgereist war, um ſie nach Trieſt in ſein elterliches Haus zu bringen. Er hatte ſich auf dem Wege nach Frankfurt nicht länger aufgehalten, als der Poſtwagen. Der Gedanke erquickte mich ungemein, daß dieſe junge Frau ſo viel glücklicher ſey, als andere Neuvermählte, weil ſie, ſtatt der üblichen Flitterwochen, ſich langer Flittermonate erfreuen dürfe, denn der erſte häusliche Zwiſt kann nur zu Hauſe, aber in keinem Poſtwagen

entſtehen. Ja, ich trieb die Sache weiter, ich bedachte, wie ſehr die ſchlechten Herbſtwege die Fahrt verzögern müſſen, und berechnete, daß die harrende Schwiegermutter in Trieſt nicht blos eine geliebte Schwiegertochter, ſondern auch einen Enkel werde bewillkommnen und küſſen können.

In Langen, als der erſten Station oder Bettfahrt, dachte ich gar nichts, ſondern ſchlief während dem Umſpannen der Pferde ſanft im Bette, um nachzuholen, was ich in der vorigen Nacht wegen der Abſchieds-Zeche verſäumt hatte. Wir kamen um halb ſechs Uhr Abends in Darmſtadt an. Dies war gewiß gut gefahren; denn erſt um zwölf Uhr hatten wir Frankfurt verlaſſen, und mich, der ich in eben ſo viel Zeit den Weg zu Fuß mache, pflegen gute Freunde einen guten Fußgänger zu nennen. Wie viel ſchwerer aber ein beladener Poſtwagen fortzubringen ſey, als ein 120pfündiger Doctor, bedenke man gehörig! In Darmſtadt hatte ich ſowohl am als im Darmſtädter Hofe — welcher auch der Wiener Hof genannt werden könnte, denn der Wirth jenes Gaſthauſes heißt Wiener — folgende gute Gedanken. Ich zog eine künftige Zeit ganz nahe zu meiner Einbildungskraft herbei, eine ſchönere Zeit, da man nicht mehr die ſchlechten Menſchen zu geheimen Aufſehern über die guten beſtellt, ſondern umgekehrt. Ich dachte mir, wie viel beſſer es alsdann ſeyn würde, wenn lohnſüchtige Wächter durch erlogene Gefahren nicht länger Fürſten und Völker mit Argwohn erfüllten und ſie ängſtigten. Alsdann, dachte ich, wird man mich wohl

auch zum geheimen Kundſchafter gebrauchen, und irgend ein unſichtbarer Ober-Tugend-Direktor gibt mir den Auftrag, Deutſchland zu durchreiſen, um die Stimmung des Volks zu unterſuchen und zu erforſchen, ob nirgends unzärtliche verdächtige Triebe ſich offenbarten. Ich wäre hierauf eiligſt von Frankfurt abgereist, und hätte aus dem Darmſtädter Hofe zu Darmſtadt Folgendes berichtet:

„Herr geheimer Ober-Tugend-Director!

„Zufolge erhaltenen Auftrags bin ich heute Mittag um zwölf Uhr von Frankfurt im Poſtwagen abgegangen und um halb ſechs Uhr Abends in Darmſtadt angekommen, von wo aus ich die Ehre habe, Ihnen zu berichten. Wenn ich nicht fürchtete, Zweifel gegen meinen Dienſteifer zu erregen, ſo würde ich ſogleich wieder zurückreiſen, da der Zweck meiner Sendung ſchon vollkommen erreicht iſt. Ich habe auf dem ganzen zurückgelegten Wege auch keine Spur von dem gefährlichen böſen Geiſte der Einwohner, ſondern im Gegentheile, überall einen guten gefunden. Zugleich aber ſind mir die ſtärkſten Beweiſe geworden, daß der nämliche gute Geiſt das ganze deutſche Volk beſeelt. Der Poſtwagen überzeugte mich davon. Poſthalter, Conducteurs, Poſtillone, Wagenmeiſter, Packer, wie überhaupt das ganze Hochfürſtlich Turn- und Taxiſchfahrende Perſonal, gehen bei ihrem Geſchäft mit ſolcher Bedächtigkeit zu Werke, daß man wohl ſieht, es ſind gute, ruhige Bürger die Deutſchen, die nichts Gewagtes unternehm-

Desgleichen die Passagiere, deren keiner über das langsame Fahren ungeduldig wurde und etwas aus der Haut fuhr. Ja selbst der junge Mann, der in Heilbronn Hochzeit machen wollte, zeigte mehr Zufriedenheit als Unzufriedenheit, daß der Wagen zwischen Frankfurt und Darmstadt sich dreimal erquickte mit Wein und kalten Speisen, nämlich in Sprendlingen, Langen und Arheiligen. Beweist nicht schon das häufige Trinken die besten Gesinnungen? Menschen, die verdächtige Gedanken hegen, sind auf ihrer Hut und trinken Wasser, weßwegen auch die Diligencen-Postillone im revolutionssüchtigen Frankreich kein Trinkgeld fordern, damit sie nicht versucht werden zu trinken. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor, aus dem Gesagten mit Vergnügen entnehmen, daß in Deutschland Alles ruhig ist und bleiben wird; denn sie sind viel zu gerecht, eine einzige Ausnahme dem ganzen Volke anzurechnen. Eine solche Ausnahme ist mir allerdings aufgestoßen. Unter den Passagieren war Einer, der durch seine Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Postdinge deutliche Spuren neologischer Denkungsart zeigte. Er trippelte vor Ungeduld mit den Füßen, schnalzte mit den Fingern und geberdete sich überhaupt wie toll. Mehrere Male rief er den Postillonen zu, sie sollten doch ins Teufels Namen nicht so rasch fahren, er verliere den Athem, er werde schwindlich und die schönsten Gegenden flögen an ihm vorüber. Ich hörte, wie jener Passagier auf der Station Langen zum Postillon sagte: Ehrwürdiger Greis,

wie Ihr doch noch so sehr munter und rüstig seyd! Da habt Ihr nicht blos die 8 kr. Taxe, sondern noch 2 weitere, und macht euren jüngsten Enkeln, die noch unverheirathet seyn können, eine Freude damit. Dies war deutlich genug gespottet. Ja, in Arheiligen, da der Conducteur etwas Wein zu sich nahm, spottete er noch offener, und sagte: es wäre zweckmäßig, wenn in jedem Postwagen ein Hochfürstlich Turn- und Taxisches Stückfaß gestellt würde, damit das fahrende und gefahrene Personal daraus zapfen und trinken könne, ohne sich aufzuhalten, und eine vollständige Restauration der Postwägen sey noch wünschenswerther. Dieser gefährliche Passagier hat noch auf andere Weise seine verdächtigen Gesinnungen an den Tag gelegt. In Darmstadt machte er beim Aussteigen einen großen Sprung über einen Kothhaufen, ob er zwar sehr bequem hätte durchgehen können. Es ist gar nicht zu zweifeln, daß er hierbei ein Turnziel zu erreichen gesucht. Bei solchen bedenklichen Zeichen habe ich jenen gefährlichen Passagier stets im Auge behalten, und werde ihn ferner beobachten, auch ihn durch andere Vertrauten beobachten lassen. Ich bin so gewisser, daß er keinen Schritt thun und kein Wort reden kann, das ich nicht erführe, da ich selbst dieser Passagier bin. In Stuttgart werde ich die Ehre haben, Ihnen weiter zu berichten. Genehmigen Sie, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, die Versicherung meiner Hochachtung."

Ich wollte eben den Brief versiegeln, da trat der Conduct-

in die Gaststube des Darmstädter Hofes und lärmte stark. Er fragte mich, ob ich denn nicht wisse, daß ich auf einem Postwagen fahre, der keinen Augenblick Zeit verliere und auf Niemanden warte. Ich solle eilen, denn er könne sich nicht länger aufhalten, als bis er seinen Schoppen Wein werde getrunken haben, den ich ihm so eben hätte vorsetzen lassen. Nach einer halben Stunde gingen wir beide ans Posthaus, und wirklich war der Sattelgaul schon vorgespannt. Ich erschrack; wie leicht hätte ich zu spät kommen können!

Von der Nacht habe ich Nichts mitzutheilen. Nur wenigen guten Freunden (ich reiche nicht weiter), fülle ich ein Glas von meiner ächten Bergsträßer Freudenstation. Ich erwachte wie ein Mühlknappe aus dem festesten Schlafe, da die Räder stillstanden und nicht mehr klapperten. Der Wagen hielt vor der Posthalterei — eines Dorfes, wie ich dachte, denn das Haus lag abgesondert von dem Orte, und man konnte nicht merken, daß es einem Städtchen zugehöre. Ich trat hinein, stieg eine Treppe hinauf, und öffnete rasch und gebieterisch die Stubenthüre. Nichts anderes suchte ich als einen Schnaps und die dazu gehörigen Umgebungen, aber was traf ich, und wie ward ich betroffen! Um einen städtisch geordneten Abendtisch saßen vierundzwanzig Augen (worunter mehrere schöne), die frugen mich alle zugleich, was ich hier wollte? Mir aber war im Innern voller Jämmerlichkeit, im Bewußtseyn meiner äußern. Einem vom Viehmarkte heimkehrenden Ochsentreiber sah ich nicht sowohl ähnlich als

gleich. Die brünette Nachtmütze auf dem Kopfe war mit einem Schnupftuche umwunden, nicht zu mehrerer Wärme des Kopfes, sondern zu größerer Sicherheit der Mütze. Der Postwagen nämlich hatte gleich einem jungen muntern Kater seine Freude daran, mit der Mütze zu spielen, er machte häufige Sprünge und warf sie in die Höhe; da mußte ich sie festbinden. Eine angeschneite Halsbinde hing als gewässertes Ordensband in weiten Kreisen um meinen Nacken. Mein Ganzes umgab ein schäbiger Biber. Ich riß beim Eintreten schnell Mütze und Tuch vom Kopfe und sagte halb fragend halb positiv: ich weiß nicht, ob ich recht bin? Die Postmeisterin sagte! ja, und hieß mich Platz nehmen, indem sie den nahe am Tische stehenden leeren Stuhl etwas zurückschob. Diese Excommunication aus der Familien-Gemeinde fuhr wie ein Bannstrahl durch mein Herz und zündete. Ich fühlte, wie fremd ein Fremder sey in jedem häuslichen Kreise, wo Liebe wohnt, und daß er nur da nicht störe, wo er kein Glück zu stören findet. Kleiner war mein Kummer, daß ich hungerte, und zu der traurigen Scheidung vom Bette auch die Scheidung vom Tische kam. Als endlich der Blitz ausgebrannt hatte, ward ich kalt, erboßt, ich dachte höhnisch: Kleider machen Leute, und schlug meinen Mantel zurück, damit die ganze Gesellschaft den eleganten englischen Frack darunter sähe, wie ihn wohl kein Ochsentreiber zu tragen pflegt. Aber ich Unglückseliger hatte vergessen, daß ich in Darmstadt den Frack weggelegt und einen Nachtpelz

angezogen, der aus mehreren Katzenfellen ganz elend zusammengesetzt war. Jetzt fühlte ich, daß meine gekränkte Eitelkeit erröthete, und ich eilte, das Befestigungstuch in meiner rechten Hand als Maske meiner Verlegenheit zu gebrauchen. Aber mein böser Geist verfolgte mich; mit dem Tuche war noch die Mütze verwickelt, und so machte ich mir, als wollte ich die ganze Post verhöhnen, eine lange baumwollene Nase, deren Spitze die hundertästige Quaste bildete. Jetzt konnte es der Posthalter nicht länger aushalten, das Lachen stand ihm schon an der Unterlippe; er ergriff schnell ein Glas und trank, aber das Weinwasser war zu seicht, er konnte das Lachen nicht ertränken, und es kam lebendig aus dem Glase wieder hervor. Es platzte los; ich glühte.

Da erbarmte sich meiner ein Engel in der höchsten Noth, die Tochter des Posthauses. Ihre zwei dunkelblauen italienischen Nachthimmel strahlten die süßesten Sterne auf den Geliebten herab, der an der Seite des Mädchens saß, und zur Guitarre singend mit fröhlichen und schmachtenden Liedern in das Herz und Auge der seligen Braut einzog. Das seidenumsponnene Köpfchen lag auf seiner Schulter, und ihr Arm war zwischen dem seinigen, und von dem rothen Bande der Guitarre umringelt gar wunderlieblich geflochten. „Wilhelm," sprach sie, sanft seine Hand und das Spiel hemmend, „so einen Tigerpelz, wie der Herr hat, mußt du dir kommen lassen, der hält wohl warm." Ich dankte es dem guten Mädchen, das meinem schüchternen Katzenfelle durch Erwähnung

seiner vornehmen Verwandten Muth einsprach. Sie frug mich nach dem Ziele meiner Reise, und das Thauwetter ihrer warmen Stimme schmolz das Eis um meinem Herzen. Jetzt folgte Vater und Mutter der freundlichen Führung der Tochter, man lud mich zum Punsche ein, ich rückte den Stuhl näher an den Tisch, und pries zum ersten Male die zögernde Fahrt. Eine Stunde schlich diebisch-leise vorüber. Ich stieg in den Wagen, die Stampf- und Walkmühle kam wieder in den Gang, und ich erwachte erst am Morgen an den steinigen Ufern des Neckars.

In Heidelberg hielten wir uns nicht lange auf; ich hatte nur Zeit, sechs Professoren, den Schloßgarten und die nächsten Umgebungen der Stadt zu besuchen. Es waren liebe alte Freunde meiner Studienjahre. Dort machte der Franzose einer Landsmännin Platz. Ich konnte auf dem ganzen Wege nicht recht klug aus ihm werden, denn ich hatte „la police dévoilée par Manuel“ und die „Briefe eines reisenden Franzosen über die geheime Polizei in Wien“ gelesen und war zu klug daraus geworden. Er war ein großer, starker, zerlumpter Kerl, der sich für einen reisenden Weinkrämer ausgab; aber er hatte seinen Flassan im Kopfe so gut als Einer, und sprach von der Politik des Duc de Choiseul, als wäre er dessen geheimer Sekretair gewesen. Allerdings war der Kerl verdächtig, denn er war Franzose und erhob die Deutschen über seine eigenen Landsleute. Die ihn zu Heidelberg ablösende Landsmännin wollte eine Gouvernante

vorstellen, die nach Lausanne, ihrem Geburtsorte, reiste. Im Postwagen nahm sie ihren Platz und die Passagiere zu gleicher Zeit ein. Hinter dem Schleier, der über das niedliche Spitzenhäubchen herabhing, wetterleuchteten zwei schwüle Augen. Der kleine Mund lächelte bezaubernd, wenn er schwieg und wenn er sprach. Sie warf ein breites Netz aus, dessen Maschen sehr eng waren. Von einem Schreinergesellen, der aus Paris kam, ließ sie sich ein deutsches Zettelchen übersetzen; der Schreiner leimte mühsam, aber stolz und zufrieden, die Worte zusammen. Die junge Ehefrau aus Königsberg nahm sie ein, indem sie gegen ihren Gemahl einsylbig war, und diesen gewann sie durch verstohlenes Treten der Fußzehen. Ich selbst betete sie schon aus Dankbarkeit, obzwar im Stillen an, da der Strom ihrer Rede mein Dintenfluß war, aus dem ich für den Charakter einer Französin zu einem künftigen Ostern- oder Michaelis-Romane unaufhörlich schöpfte. Sie setzte ihre feine Aufmerksamkeit sogar fort, wenn wir Passagiere des Nachts schliefen, und fragte den Heilbronner Bräutigam im Dunkeln mit der herzlichsten Theilnahme: warum er so stille und zerstreut sey. Unter allen Passagieren war sie gegen mich am artigsten, aus keinem andern Grunde, als weil ich grob war. Denn man gewinnt die Weiber nie häufiger, als wenn man sie für Nieten hält.

Obige Gouvernante ist für unsere Naturgeschichte von der äußersten Wichtigkeit; denn sie sagte über die Physiologie

der Postwägen die frappantesten Dinge. Als wir in der Gegend von Neckargemünd aussteigen mußten, weil es bergan ging, bemerkte sie: wenn auf der See ein Schiff erleichtert werden sollte, würden die Güter über Bord geworfen, nicht aber die Mannschaft, wie hier. Sie habe überhaupt die traurige Erfahrung gemacht, daß man auf Postwägen die Ballen höher schätze, als die Menschen, und jedes gefühlvolle Passagierherz müsse darüber seufzen. Ein Passagier, er möge noch so schwer seyn, brauche für seine Person kein Uebergewicht zu bezahlen, und zahle überhaupt weniger als todte Waare. Ihr Platz nach Stuttgart koste ihr kaum sechs Gulden, und sie wiege doch 100 Pfund brutto; die Fracht für einen Zentner Seidenzeuge aber betrüge mehr als das Doppelte. Dieser Tarif beleidige die Würde der menschlichen Natur auf das Gröblichste. Auf den Stationen würden beim Auf- und Abladen des Wagens die Pakete mit der ängstlichsten Sorgfalt nachgezählt, und nicht eher weiter gefahren, bis man sich versichert, daß keines fehle. Um die Passagiere aber bekümmere man sich nicht, und sobald der Conducteur sich satt getrunken habe, fahre man fort, mag zurückgeblieben seyn, wer da wolle ... Jetzt konnte es der Conducteur in concreto, der hinter ihr herging, nicht länger aushalten. Er ward giftig und sagte (als Rheinländer und recitiver Patriot): ja, ci-devant, werde Mademoiselle mit 4 Einquartierungspferden dans une voiture générale bequemer gefahren seyn, das habe sich aber jetzt geändert. Er wollte

sagen: in einem Generalswagen. Die Französin verstand ihn aber nicht, und fuhr in der Weise des Boileau fort. Ja zu Heilbronn im Falken machte sie es ärger und hielt an der Wirthstafel öffentliche satyrische Vorlesungen über unsere vaterländischen Postwägen. Sie frug, warum so ein lourd animal, diligence hieße, und nicht, was richtiger wäre, paresse oder négligence? Man solle ihr Kamillenthee machen, sie sey von dem starken Schaukeln ganz seekrank geworden, und es wäre ihr jämmerlich um das Herz. Ob es hier zu Lande nicht bekannt wäre, daß man, wenn die See hoch ginge, die stellen Wogen durch ausgegossenes Oel breche und hierdurch dem Schiffe einen sanften Weg bahne; warum man Achsen, Federn und sonstiges Eisenwerk des Postwagens durch einiges Oel nicht ebenfalls geschmeidiger zu machen suche? Die langsame Fahrt des Postwagens habe ihr schon einmal ein großes Glück vereitelt. Sie sey nämlich unter sehr vortheilhaften Bedingungen von Stralsund nach der Gegend von Halberstadt berufen worden, um bei der Tochter einer Land-Edelfrau Erzieherin zu werden. Einen Tag nach Empfange der Einladung wäre sie auch schon im Postwagen gesessen. Als sie aber an Ort und Stelle gekommen, habe sie ihren Zögling als Gattin gefunden. Während ihrer Schneckenfahrt hätte sich das Fräulein in einen jungen Husaren-Offizier verliebt, und denselben, nach langem Widerstande der Eltern, endlich geheirathet. Mit Noth hätte sie ihre Reisekosten wieder

erstattet bekommen.... Einen reisenden Flötisten an der Wirthstafel fragte sie, ob er niemals auf die vielen Instrumente Acht gehabt, die alle der Postwagen spiele? Sie habe sich erstaunt über die mannigfaltigen Laute, die er bald gleichzeitig, bald abwechselnd, während des Fahrens von sich gebe. Er ächze, seufze, stöhne, klappere, grunze, schnurre, rassele, zische, maue, belle, knurre, schnattere, quäcke, brumme, klimpere, pfeife, murmele, schluchze, singe, klage und schmolle. (Die muntere Französin machte alle die hergezählten Laute mit Zunge und Lippen akustisch nach, welches artig genug war.) Alle Klagetöne des Jeremias gäbe er von sich. Sie habe im Sächsischen vier und zwanzig solcher Jammer-Tonarten gezählt und auch durch fleißiges Nachforschen jedesmal deren Entstehung entdeckt. Bald klimperte das Wagenfenster in seiner Fuge, bald rasselte die Kette des Hemmschuhes, bald ächzte der lederne Sitz unter dem grausamen Drucke seiner sechs Tyrannen. Nur ein einziges Mal habe sie einen gewissen Tongrund unergründlich gefunden, durch Beharrlichkeit aber ihn doch endlich entdeckt. Das ohrenzerreißende Klappern sey von zwei sechspfündigen Vorhängeschlössern entstanden, welche die Packete in dem Sitzkasten des Postwagens ängstlicher schützten als nöthig war. Dieses mörderische Geklapper sey ihr so lästig gefallen, daß sie auf der nächsten Station, nachdem die übrigen Passagiere ausgestiegen waren, vermittelst eines Fadens die Schlösser geschickt befestigt habe, damit sie sich nicht mehr rühren könnten. Ueber dieser Arbeit

habe sie der Conducteur ertappt und sie als Postdiebin angeklagt. Der Amtmann, dem sie vorgeführt, hätte sie eine Cartouche, eine Schinder-Johanna genannt, denn, habe er gesagt, er wisse recht gut, wie es die Spitzbuben machten und daß sie vermittelst eines Zwirnfadens die festesten Vorhängeschlösser öffnen könnten. Sie sey damals in große Noth gekommen, und nur mit Mühe wäre es ihr gelungen, durch Vorzeigen vielen Geldes, und indem sie, den reichsten und mächtigsten Fürsten gleich, vor einem gefallenen Napoleon sich zu bücken verschmähte und kaum hinab sah, den Richter von ihrem Ueberflusse und ihrer Unschuld zu überzeugen. Während der Untersuchung sey der Postwagen abgefahren und habe einen Vorsprung von zwei Stunden gewonnen, weßwegen sie genöthigt gewesen, mit Extrapost nachzueilen, und ob sie zwar schon nach einer halben Stunde den Wagen wieder eingeholt und die Extrapost zurückgeschickt habe, hätte sie doch die ganze Station zahlen müssen.

Nur Bosheit kann es für Bosheit erklären, daß die Französin auf gemeldete Weise länger als zwei Stunden ironisch war. Hatte sie nicht mit der Zeit dazu (die Zögerung des Postwagens verschaffte sie), zugleich das Recht dazu erlangt? Was sie über verwandte deutsche Angelegenheiten pythisch sprach (der Glühweinnapf gab die delphischen Dünste), verschweige ich mehr unwillig als freiwillig. Ich half ihr mit größerer Hochachtung und weniger Geschicklichkeit in den Wagen, als ich ihr neun Viertelstunde früher

heraus geholfen hatte. Der Bräutigam blieb zu Heilbronn zurück, aber sein Herz machte als blinder Passagier noch die ganze Nachtreise mit. Er hatte bald in den Gesichtszügen der schönen Französin mehr Unähnlichkeit als Aehnlichkeit mit seiner Braut gefunden, und seine Blicke sangen unter vollständiger Seufzerbegleitung die rührendsten Liebeslieder. Deutsche Mädchen könnten die Treue ihrer Liebhaber auf keine bessere Probe stellen, als wenn sie sie eine fünfzig Meilen weite Reise auf einem vaterländischen Postwagen machen und sie nach der Rückkunft schwören ließen, daß auf dieser Ulyssesfahrt nie eine Circe ihr Heimweh gemildert habe. Wenn sie nicht falsch schwören, dürfen sich die guten Mädchen wenigstens auf 52 Flitterwochen Hoffnung machen.

Eine Stunde hinter Heilbronn um Mitternacht hielt der Wagen auf freiem Felde still. Die Thüre wurde hastig aufgerissen, und eine fürchterliche Gestalt in langem Barte und Schwert an der Seite drohte einzusteigen. Der Neuvermählte schrie: Herr Jesus! Seine Frau wollte schnell ihre Ohrringe abziehen, und kneipte mir mit den Worten: da, lieber Herr! so fürchterlich in's Ohr, daß ich später mein zaghaftes Schreckgeschrei verschönernd in einen Schmerzesruf verwandeln konnte; die Französin sagte gelassen: Hätten wir nur eine Laterne (sie hoffte, der Räuber würde sie schonen, sobald er sie sähe); der Schreinergesell blieb ruhig. Wir wurden es auch alle wieder, da der Conducteur erklärte, der Herr wolle

ein wenig einsteigen, weil es schneie. Der Fußgänger, der, wie sich später ergab, um sich abzuhärten, gern in Winternächten reiste, nahm den Bräutigamsplatz an der Seite der Französin ein. Er verrieth bald durch Worte und Thaten, daß er sich erst vor Kurzem aus einer Turnpflanzschule gerissen (einige Erde hing ihm noch an der Wurzel), und daß er sich nach Ludwigsburg zu versetzen gedenke, um dort Ableger zu machen. Als die Französin ihre Sprache, die sie keineswegs verloren, sondern nur versteckt hatte, wieder herbeigeholt, ließ der Turnsetzling das Wagenfenster nieder und sagte, er müsse Luft schöpfen. Es werde ihm immer engbrüstig, sobald er die Sprache des Erbfeindes höre. In seiner baldigen Erziehungsanstalt werde er, zum Nutzen seiner Zöglinge, die das Französische unglücklicher Weise früher kennen gelernt als ihn, eine falsche französische Grammatik und ein desgleichen Wörterbuch drucken lassen, damit sie es daraus wieder verlernten. Auch dürften sie nie eine Halsbinde tragen. Er kenne nichts, was die Stabilität der Zwingherrschaft stärker schütze, als jene beiden Dinge. Der verderbliche Einfluß der französischen Sprache sey Jedermann hinlänglich bekannt; der der Halsbinden aber weniger. Eine Halsbinde bilde eine unübersteigliche Mauer zwischen Kopf und Herz, weßwegen beide nie zusammen kommen könnten. Darum wären auch die Soldatenhälse am engsten zugeschnürt. Die Weiber, welche keine tragen, dächten gefühlvoller und fühlten verständiger; sie hätten stets Liebe im Kopfe, und liebten nie ohne

vernünftigen Zweck. Die freien Griechen hätten nie Halsbinden getragen *).

Die Französin erfuhr früher aus den Handlungen, als aus den Reden des Turners (sie verstand das Deutsche wenig), daß er die Höflichkeit zu den Lastern des Erbfeindes zähle. Wir männlichen Passagiere alle hatten uns aus Rücksicht ihrer auf der ganzen Reise des Rauchens enthalten. Als ich mir hinter Heidelberg die erste Pfeife gestopft, wußte sie (noch hatte der Zunder im Kopfe nicht gezündet) ein vorläufiges Husten geschickt nachzumachen, und sagte: der Rauch mache ihr Reiz. „Sie haben dann einen Reiz mehr," hatte ich ihr artig erwiedert. Sie faßte dankend den Sinn, ohne die Worte zu verstehen, wie man bemerken kann, daß selbst ein zweijähriges lallendes Mädchen lächelt, wenn man ihm etwas Schönes sagt. Aber es half mir nichts. Sie sagte: als Französin sey ihr Vaterland überall, und wie ich wissen werde, sey das Rauchen ausländischen Tabaks in Frankreich verboten. Ich mußte nachgeben. Aber der Turner bekümmerte sich nicht darum und dampfte. In Besigheim auf der Station führte die Französin Klage beim Posthalter und berief sich auf ihren Heidelberger Postzettel, worin es heißt: das Rauchen ist untersagt. Der Turner zeigte einen Stuttgarter Postzettel vor, der ihm vor wenigen Tagen nach

*) Der Turn-Pepinirist urtheilt falsch. Die Orientalen, die immer despotisch regiert wurden, tragen den Hals nackt.

Heidelberg ausgerechnet worden und worum es Art. 15 heiße das Rauchen aus wohlverschlossenen Pfeifen sey erlaubt: nur aber könne nicht geläugnet werden, daß es ganz der nämliche Weg sey, der von Heidelberg nach Stuttgart, und von Stuttgart nach Heidelberg führe. Der Posthalter wagte weder das badische noch das würtemberger Landrecht zu beleidigen und enthielt sich der Entscheidung. Ich aber hatte einen glücklichen Gedanken. Ich trat ernst vor den Turner hin und sprach: Wandersmann, die alten Deutschen haben nie geraucht. Da warf er heftig die Pfeife zur Erde, umarmte mich, drückte mich an seine Brust und sprach: O Bruder! Darauf holte er aus dem Wagen einen Aschenkrug, der auf dem Leichenfelde der zwei und zwanzigsten Legion in der Nähe von Mainz ausgegraben worden war. Daraus schenkte er mir Meth in ein Horn ein und trank mir zu. Wir ließen die freundschaftstiftenden Poststationen hoch leben. Kurz vor dem Einsteigen sagte ich dem Teutonen: Bruder, du bist ein Narr! Dir es mündlich zu beweisen, ist jetzt die Zeit zu kurz. Ich will es aber schriftlich in meiner Monographie der deutschen Postschnecke darthun. Er wolle sich gedulden, sagte er. Darauf fuhren wir weiter.

In Ludwigsburg fragte ich den Conducteur: warum der schwerbeladene, nur mit zwei Pferden bespannte Beiwagen dem mit vieren bespannten Postwagen hart vorführe, wodurch der Lauf des letzteren nothwendig gehemmt werden müßte? Er antwortete: dieses sey nothwendig, die Hochfürstlich Turn-

und Taxischen fahrenden Postpferde hätten zu viel Feuer, und würden, um den Peitschenhieben auszuweichen, zu arg rennen, wenn man ihnen nicht, gleich den Soldaten beim Spießruthenlaufen, ein gelassenes Hinderniß vorangehen ließe. Dieses erfahre ich noch zur rechten Zeit, bemerkte ich. Ich hatte geglaubt, die Pferde gingen vorsätzlich aus unverzeihlicher Trägheit so langsam, und ich wollte in meiner wahrscheinlichen Satyre über die vaterländischen Postwägen den Rath ertheilen, man solle den Gäulen vor dem Anspannen einige Originalfläschchen von den so beliebten als magenstärkenden Diabolini, mit welchen der Conditor Schnell in Frankfurt bestens versehen ist, verschlucken lassen, damit sie den Teufel in den Leib bekämen, und toll fortrennten, um eher zum Stalle in den Kreis der Ihrigen zurückzukehren. Jetzt aber sind sie überflüssig, der Teufel und der Rath. Allerdings sind sie das, erwiederte der verständige Conducteur. „Sie glauben nicht," fuhr er fort, „welche große Mühe eine hohe Vieh-Polizei hat, das Feuer der raschen Thiere zu mäßigen, und wie wehe es ihr selbst thut, den Mißbrauch der thierischen Freiheit nicht anders verhüten zu können, als durch das Verbot ihres vernünftigen Gebrauches. (Hier sah ich den Wagen- und Passagier-Aufseher mit dummen Augen an und zog meine Fühlhörner vorsichtig in mein Schneckenhaus zurück.) Der nicht bloß mit Habe und Gut der Einzelnen, sondern auch mit steuerpflichtigen Bürgern und Staatsgeldern reich beladene Postwagen würde in Trümmer gehen,

wenn man den vorgespannten Pferden freien Lauf ließe. Nur durch die schwerfälligsten Postwägen sey dieser zu hemmen, weßwegen auch jeder Wagen, sobald er durch einigen Gebrauch abgeschliffener, geschmeidiger und leichter geworden wäre, sogleich ab- und dafür neue alte angeschafft würden, wie Sie sich am nächsten 8. December in Frankfurt überzeugen können, wo die Fürstlich Turn- und Taxische Haupt-Expedition fahrender Posten im Ramhofe zwei für den Dienst nicht mehr verwendbare Diligencen öffentlich an den Meistbietenden, mit Vorbehalt höherer Ratification einer hochpreißlichen General-Post-Direction, wird versteigern lassen. Jenen beiden Diligencen fehlt es aber an Nichts, als an Gewicht."

In Ludwigsburg räumte der altdeutsche Nachzügler und Spätturner seinen Platz Nr. 6. einem Manne ein, der sehr niedergeschlagen schien, und in der hohen Postwagenversammlung nur Sitz und keine Stimme nahm. Erst eine Stunde später munterte ihn die Präsidialstimme (die der Französin) zum Reden und Klagen auf. Er sey ein Hutmachermeister, erzählte er, und in Ludwigsburg wohnhaft. Vor einigen Monaten sey er von der Wanderschaft zurückgekommen, und habe bald darauf eine Frau und das Meisterrecht genommen. Sein Schwiegervater, ein Weinwirth, habe ein glänzendes Hochzeitfest gegeben und die feinsten, gebildetsten Honoratioren, als starke Hut-Consumenten, dazu eingeladen. Die Gäste, als sie spät am Morgen weggegangen, hätten ihren

Dank nur ſtammeln können, ſo voll ſey ihnen Kopf und Herz geweſen. Zwei Tage ſpäter ſey ihm dieſer und jener der Hochzeitgäſte auf der Straße in den Weg gekommen, und da habe er bald mit mehr Verdruß als Erſtaunen bemerkt, daß ihn keiner mehr habe kennen wollen. Es hätte Niemand den Hut vor ihm abgezogen, und höchſtens habe man mit einer leichten Handbewegung ſeinen Gruß erwiedert. Darüber ſey er nun in keine große Verwunderung gerathen; denn auf ſeiner Wanderung habe er die vornehme Welt hinlänglich kennen gelernt und erfahren, daß, wenn ſie es auch nicht immer verſchmäht, ſich mit den Geringern gemeinſchaftlich zu vergnügen, der Schlamm ihrer Geſinnung doch jedesmal wieder zum Vorſchein komme, ſobald die Weinüberſchwemmung abgelaufen ſey. Er für ſeine Perſon habe im Herzen die Hochmüthigen verlacht und, ſeines Gewerbes eingedenk, die Höflichkeit gegen ſie verdoppelt, indem er ſeinen Hut, als ſein ambulantes Waarenſchild und Muſter, ſtark vor ihnen geſchwenkt. Eines Tages, da er dieſen vor einem Gerichtsaſſeſſor, der auch bei ſeiner Hochzeit geweſen, beſonders tief geneigt, ſey jener zu ihm hingetreten und habe erzürnt geſprochen: „Wie können Sie ſich unterſtehen, den Hut vor mir abzuziehen? Sie ſind ein Flegel, wiſſen Sie das?“ Er, Hutmachermeiſter, habe dem Erzürnten kalt und unbeweglich, wie ein Schneemann, nachgeſehen, und einer ganzen Viertelſtunde bedurft, um von den Straßenſteinen wieder los zu frieren. Selbſt ſeine Frau, die d-

Assessor als einen sonst lieben Menschen gekannt, da er in ihrer elterlichen Weinstube oft gesessen, habe gesagt, sie könne nicht klug daraus werden. Aber noch am nämlichen Tage habe sich das Räthsel gelöst. Die Hutmacher-Geschwornen hatten auf den Abend sämmtliche Meister zusammenberufen lassen, und ihnen vorgestellt, daß dem Handwerke große Gefahr drohe. Die gebildetsten Stände der Stadt hätten sich nämlich vereinigt, gemeinschaftlich grob zu seyn, den Hut nicht mehr vor einander abzuziehen, sondern sich beim Begegnen blos starr anzusehen. Was in dieser Noth zu thun sey? Aber Keiner habe Rath gewußt. Wie nun seitdem das Nichthutabnehmen täglich zunehme, nehme der Hut-Verbrauch täglich ab, und sechs brod- und hoffnungslose Meister hätten sich vorgenommen, nach Rußland auszuwandern. Er, Passagier, reise nach Stuttgart, um sich einen Paß zu holen.

Die Französin hörte dieser Erzählung um so aufmerksamer zu, je weniger sie, der ihr fremden Sprache wegen, davon verstand. Ich aber schämte mich der Albernheiten meiner Landsleute und hütete mich, den Dolmetscher zu machen. Ich log ihr eine unglückliche Liebe vor und lockte dem guten Mädchen eine Thräne in die Augen. Den Hutmachermeister aber tröstete ich. „Beruhigen Sie sich, lieber Freund," sagte ich, „unsere deutschen Landsleute sind glücklicher Weise keine chronische Narren, sondern nur akute, das Hutfieber wird bald vorübergehen. Kehren Sie nach Hause zurück, doch wollen Sie sich von Ihrem Auswanderungsvorhaben

nicht abbringen laſſen, ſo eilen Sie ſich wenigſtens nicht, indem Sie zu Fuße aus Deutſchland wandern, ſondern fahren Sie lieber im Poſtwagen, und ehe Sie die deutſche Grenze übertreten, wird ſich die Geſinnung der groben Geſellſchaft gebeſſert haben." Meine Zuſprache blieb nicht ohne Erfolg, und als ich den Hutmachermeiſter aufmerkſam machte, wie ſehr durch das Rütteln des Poſtwagens die Hüte gequetſcht und abgenützt würden, man habe ſie nun auf dem Kopfe, auf dem Schooße, oder oben im Netze, ſo erheiterte ſich ſein Geſicht, und er ſagte, er bemerke dieſes mit Vergnügen, und die Beulen, welche die Hüte von den Schlägen des Wagens empfingen, wären wahre Peſtbeulen für ſie, woran ſie ſterben müßten. Als ich ihn fragte, ob es für einen Hochfürſtlich Turn- und Taxiſchen fahrenden Poſtpaſſagier kein Mittel gebe, ſeinen Hut unbeſchädigt zu erhalten, rieth mir der Schelm, ich ſolle ihn auf den Boden des Wagens ſtellen und abwechſelnd den rechten und linken Fuß hineinſetzen, wodurch nicht allein der Hut unerſchütterlich, ſondern auch der Fuß warm gehalten würde, für welche Wärme die wenigen Strohhalme nicht genug ſorgten.

In Stuttgart zerbrach ich den ironiſchen Mantel, zog die Glocke in die Höhe, und ließ ſie frei ihre Jammertöne über vaterländiſche Poſtwägen in der Trinkſtube ausbrummen. „Herr Major," ſagte ich, „hätte ich einen Säbel wie Sie, meine äſthetiſchen Flüche gehörig zu unterſtützen, hol mich der Teufel, ich haute ein, und es gäbe blutige Köpfe. Iſt

der Passagier ein Narr jedes Postmeisters, Conducteurs und Postillons, und muß er liegen bleiben, so oft es diesen Herren gefällt, Wein zu trinken oder auszuschenken? Kommt man in ein Nest, und trägt nicht Lust, im Postwagen zu warten und zu frieren, umdreht der Eigenthümer des Ofens unsern schlotternden Leib, wie die Katze den Brei, und tausend Fragezeichen im Gesichte zweifeln, was man befehle? Muß ein armer Passagier leben, wie die große Welt in Paris, und um Mitternacht Cottelets essen? In Zeit von 46 Stunden, worunter 14 nächtliche, habe ich 12 Schoppen Wein getrunken, und noch einige mehr bezahlt für den Conducteur. Wie weit ist es, Herr Major, von Frankfurt nach Stuttgart? Also kaum 40 Stunden! und auf diesem kurzen Wege, haben wir 15 Stunden Rast gehalten *). Ich bin von Straßburg nach

*) Damit sich die Leser überzeugen können, daß ich mir keine größere poetische Freiheit genommen, als billig ist, will ich eine genaue Berechnung der Zeit, die wir uns zwischen Frankfurt und Stuttgart aufgehalten, nebst Benennung der Orte, wo dieses geschah, folgen lassen. Aus dieser Statistik (Stillstandslehre) des Postwagens wird sich ergeben, daß ich noch nicht zwei Procent gelogen, indem auf 15 Stunden die Uebertreibung nur 16 Minuten beträgt.

	Stunden.	Minuten.
In Sprendlingen	—	12
„ Langen	—	50
„ Darmstadt	—	45
„ Bickenbach	—	30
„ Heppenheim	1	15
„ Weinheim	—	30
„ Heidelberg	3	15
Transport	7	17

Paris, und von Paris nach Metz auf der Diligence gereist, und hatte kein Sohlleder unter mir, sondern gute Verviers-Mitteltücher, und auf diesen beiden Reisen, zusammen, hat sich der Wagen nicht 10 Stunden aufgehalten. Ist das nicht zum toll werden, nämlich das Erstere? Ist es nicht Schimpf und Schande, daß das Zusammentreffen der Postwägen auf den Kreuzwegen so schlecht eingerichtet ist, daß ich — ich erzähle es Ihnen jetzt schon, Herr Major, ob es mir zwar erst acht Tage später auf meiner Rückreise begegnen wird — daß ich in Bruchsal 24 Stunden liegen bleiben und auf den Straßburger Wagen warten mußte, bis ich weiter konnte nach Frankfurt? Warum gibt man den Reisenden nicht wenigstens Wartegeld, gleich den quiescirenden Staatsdienern, bis sie einen Platz und ihr Fortkommen finden? Wer erstattet mir meine Auslagen für zwei Lagen Postpapier, die ich in Bruchsal zu dieser Monographie verwendete, und, Herr Major — ich benutze diese Gelegenheit, mich zu unterrichten — warum nennt man feines Papier so

	Stunden.	Minuten.
Transport	7	17
In Neckargmünd	—	15
„ Wiesenbach	—	12
„ Sinzheim	1	15
„ Fürfeld	—	30
„ Heilbronn	3	10
„ Besigheim	1	5
„ Ludwigsburg	1	—
Summa:	14	44

uneigentlich Postpapier? Ich weiß nicht, ob sie die Abendzeitung lesen, Herr Major? dort erzählt Herr Mühlen in Nr. 33. dieses Jahrgangs die Anekdote von einem Sonderling, der viel gereist sey. Auf diesen Reisen (wird erzählt), die er stets mit Extrapost machte, verursachte ihm aber nichts so viel Aerger, als die Postmeister, Posthalter und Postillone, und wenn er auf diese zu sprechen kam, so war er unerschöpflich in Sarkasmen und Schilderungen ihrer Rohheit, Habgier und der Langsamkeit auf den Stationen und im Fahren. Dieser Antagonismus sprach sich auch in seinem letzten Willen aus. In seinem Testament hatte er Nachstehendes verordnet. Nachdem er diejenigen namentlich aufgeführt, welche seine Leiche zur Ruhestätte begleiten sollten, hieß es: „Ich verlange ausdrücklich, daß die vorgenannten Personen in mit Extrapostpferden bespannten Wagen meiner Leiche folgen sollen, und sind die diesfälligen Kosten aus den zu meinem Begräbniß ausgesetzten Summen zu bestreiten; denn da es der Anstand erheischt, daß ein Leichenzug feierlich und langsam vor sich gehen muß, so werden die Postillone das Letztere unfehlbar am besten ausrichten.“ Hätten Sie, wie ich, die Abendzeitung gelesen, Herr Major, wären Sie nicht auch auf meinen nachfolgenden Gedanken gefallen? Man sollte nicht die Leidtragenden, sondern die Leichen selbst auf Hochfürstlich-Thurn- und Taxischen fahrenden Postwägen zum Begräbnisse führen, damit sie Zeit gewönnen, aus dem Scheintode zu erwachen, da, wenn in der Asche des Lebens nur noch ein Fünkchen

glimmt, das Rütteln des Wagens, es zur Flamme anfachen müsse. Wäre dieses nicht eine sehr gute ambulante Todtenschau?

Nachdem ich mich auf diese Weise schlau zu revolutionären Aeußerungen verleitet hatte, ging ich eiligst auf mein Zimmer, um Alles, was ich von mir gehört, wie folgt zu berichten.

„Herr geheimer Ober-Tugend-Director!

„Es war zum Glücke der Welt, daß ich nicht von Darmstadt sogleich wieder umgekehrt bin, sie wäre selbst umgekehrt worden die Welt, wenn ich es gethan hätte. Ich habe die Wurzel der Verschwörung entdeckt, und halte sämmtliche Verschwornen, ihre Namen nämlich, in meinen Händen. Schon wollte ich mich außer Acht lassen, da ich seit jener Turnübung, wovon ich Ihnen früher berichtet, sonst keine verdächtigen Gesinnungen geäußert hatte, da habe ich mich noch zu rechter Zeit ertappt, und die Ueberzeugung erhalten, daß ich nicht allein des Verdachtes verdächtig, sondern höchst wahrscheinlich wirklich verdächtig bin. Zu Heilbronn im Falken belauschte ich ein Gespräch, das ich mit dem Oberkellner geführt, und das ich stellenweise hierhersetzen will. Ich: Welche Zeit ist es? Kellner: Ich habe die Uhr nicht schlagen hören. Ich: Wo ist Ihr Herr? Kellner: Er sitzt dort am Tische und trinkt rothen Wein. Ich: Wo ist der Hausknecht? Kellner: Er liegt im Stalle und schläft. Ich: Wo kauft man Apfelsinen? Kellner: Bei Wolf auf dem Reismarkt. Ich: Bringen Sie mir Carbonaden. Kellner:

Die letzte Kohle ist ausgelöscht. Ich: So bringen Sie mir eine Hammelskeule... Der Herr, der Blut trinkt — der schlafende [redacted]cht — der reisende Wolf in den Apenninen — die ausge[redacted] Kohle — Keule — Carbonarie... Das war der eigentliche Sinn jener Unterredung, die kleinen heuchlerischen Abänderungen an den Worten konnten mich natürlich nicht irre machen. Die Vermuthung meiner carbonarischen Umtriebe bestätigte sich in der Folge noch mehr. Ein Vertrauter, von dem ich mich in Stuttgart hatte beobachten lassen, berichtete mir, der Postwagen-Conducteur habe irgendwo erzählt, er hätte mich gefragt, wo ich in Stuttgart einkehren wolle, und mir das Waldhorn empfohlen, worauf ich aber mit Hastigkeit erwiederte: Nein, nein, ich logire jedesmal im römischen Kaiser und werde auch diesesmal dort logiren, ich lasse nicht vom römischen Kaiser. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, von selbst daraus entnehmen, daß ich meine Anhänglichkeit an die alte deutsche Reichsverfassung und das ehemalige Reichsoberhaupt hinlänglich an den Tag gelegt, und den verbrecherischen Wunsch, die Einheit Deutschlands wieder hergestellt zu sehen, offenbart habe. Weiter wurde mir berichtet, ich hätte bei Tische mit einem Franzosen sehr eifrig von jambon de Mayence gesprochen, und es wäre leichtsinnig gewesen, zu glauben, es werde keiner merken, daß ich den ehemaligen Mainzer Präfekten **Jean Bon St. André** im Sinne führe. Höchst wahrscheinlich ist dieser Napoleonische Präfekt nicht

gestorben, wie er vor einigen Jahren auszubreiten gesucht, sondern präfektirt in Mainz heimlich fort.

„Da ich auf diese Weise die Wurzel der Verschwörung entdeckt hatte, ging ich ihrem Stamme und ihren Zweigen nach, und war so glücklich, die wichtigsten Entdeckungen zu machen. Die alta vendita der deutschen Carbonarie ist in Ludwigsburg, und bereits hat sie zu Tübingen, Stuttgart, Frankfurt und Offenbach Töchter-Logen errichtet. Statt der ausgelöschten Kohle haben sie, wegen Gleichheit der Farbe, den Hut zum Sinnbilde genommen, und sie nennen sich Brüder vom standhaften Hute. Ihr geheimer Zweck ist: Gleichheit, Liebe, Höflichkeit; öffentlich aber sind sie grob, und stellen sich fremd gegen einander, um sich nicht zu verrathen. Ihr Grundsatz ist, die Welt sey nicht wegen der Hutmacher auf der Welt, worunter sie sinnbildlich verstehen, die Völker seyen nicht wegen der Regierungen geschaffen; denn da der Kopf den Menschen beherrscht, so sind die Hüte die Residenzen und Hauptstädte der Menschheit. Sie grüßen sich nicht durch Hutabziehen, sondern auf militairische Art, durch Winken mit der Hand. Ueber die Gefahr einer solchen Verbindung stimmen Sie gewiß mit mir ein, Herr geheimer Ober-Tugend-Direktor. Durch das Aufbehalten der Hüte werden die Köpfe warm gemacht, und welches Unglück erhitzte Köpfe über die Welt verbreiten, haben wir genug erfahren. Die soldatische Begrüßungsweise ist nichts als eine versteckte Waffenübung, und es ist klar

bewiesen, daß die Brüder vom standhaften Hute eine heimliche Landwehr bilden. Es ist dringend, diesen carbonarischen Umtrieben Einhalt zu thun. Nur allein durch die Mobilität der Hüte kann in Deutschland die Stabilität der Köpfe erhalten werden.

„Ich muß eiligst den Bericht schließen; denn man meldet mir so eben, daß ich ausgehen werde, und ich muß mir nachfolgen, meine verdächtigen Schritte ferner zu beobachten.

Der Ihrige."

„Nachschrift. Da ich bemerkt habe, daß ich beim Trinken gern plaudere, so habe ich mir auf meine Kosten mehrere Male Wein vorsetzen lassen, und bin so frei, die Rechnung der gemachten Auslagen Ihnen beifolgend zu überschicken."

Auf meiner Rückreise von Stuttgart nach Frankfurt fuhr der Wagen mit lobenswerther Schnelligkeit. Schon wollte ich meinen satyrischen Feldzug wieder einstellen, diesen gerechteren Krieg als die üblichen; denn er sollte die Feinde dafür bestrafen, daß sie mit der Zeit nicht fortgingen. Aber unglücklicher Weise wurden zu Bruchsal die versäumten Versäumnisse nachgeholt. Ich mußte 24 Stunden dort liegen bleiben. Da ließ ich mein Kriegs-Manifest ergehen und rückte vor. Dem Turner aber schrieb ich in der Eile folgende Zeilen nach Ludwigsburg.

Trübsal, den 9. Nov. 1820.

Bruderherz!

In Besigheim versprach ich, dir ein anderes Mal zu beweisen, daß du ein Narr bist, aber du mußt dich gedulden; denn ich bin gegenwärtig sehr beschäftigt, da mein Vortrupp noch in dieser Stunde ins Taxische einrückt. Nur so viel sey dir gesagt: Du bist kein Hofnarr, aber ein Volksnarr, und das ist schlimmer; denn das heißt, aller Leute Narr.

Der Ort, wo ich mein schreibendes Hauptquartier aufgeschlagen habe, heißt Bruchsal, aber mir ist er ein Trübsal und Scheusal. Wenn die Verzweiflung Witz gibt oder nimmt, so werde ich hier ein Voltaire oder eine Cretine. Ich möchte aus der Haut fahren, wäre nur eine Oeffnung groß genuß, mich durchzulassen, da ich ganz geschwollen bin vor Wuth. So einen geschlagenen Hund, wie ich, gab es noch nicht. Nur zwei Wünsche habe ich jetzt. Erstens wünsche ich, daß zehn tausend Millionen Donnerwetter in das verfluchte Nest schlügen, und zweitens wünsche ich das Nämliche noch einmal.

Ich gehe zu streiten für die gute Sache. Falle ich, so lasse deine Jungen jedes Jahr an meinem Sterbetage einen Burzelbaum über meinen Grabeshügel schlagen. Lebe wohl, Bruderherz.

VIII.

Ankündigung der Wage.

(1818.)

Wer mag wohl ohne Lächeln oder Schmollen die Ankündigung einer neuen Zeitschrift in die Hände nehmen? Auch der gutmüthigste Leser nicht, wenn er ein Deutscher ist. Denn diesem erscheint das lange Aussprechen über vaterländische Dinge nicht als das nothwendig fortdauernde Athmen eines gesunden freien Geistes, sondern als das Stöhnen einer beengten Brust, welches Bedrückung verräth, und als Zeichen eines Uebelbefindens unerfreulich ist. Die Klagen der öffentlichen Redner, welche die Oberflächen aller Verhältnisse überziehen, dünken dem Deutschen nur der Schimmel zu seyn, der sich unsern verdorbenen Einrichtungen angesetzt hat und die als Werk der Fäulniß seine Trauer erregen. Den Lesern solcher Gesinnung ihren Wahn zu entziehen, als solle eine Zeitschrift nur als Sekundenzeiger an einer Uhr dienen, um den ungeordneten Puls des Staates zu verrathen, nicht aber als das Triebwerk selbst, welches

die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortschritte abmißt, — dieses zu thun wird ein künftiges Bestreben der hier angekündigten Blätter seyn. — Aber es gibt auch Andersdenkende, welche die Luft und Würde des freien Wortes besser erkennen, und dennoch mit Ueberdruß die Zahl der Tagesblätter wachsen sehen, weil deren nur wenige von der breiten, staubigen Landstraße abweichen, durch anmuthigere Pfade ziehen und die Langeweile dabei nur dann unterbrochen wird, wenn die auf einem Wege, aber nach entgegengesetzter Richtung Wandernden sich begegnen und die Köpfe aneinander stoßen. Mit diesen Letztern möchte ich mich sogleich verständigen und darzuthun suchen, daß eine Zeitschrift auch ohne eigenthümlichen Werth, und welcher weiter nichts gelänge, als die Vermehrung der schon Bestehenden, dennoch von Ersprießlichkeit sey.

Und wahrlich so ist es! Wie zahlreiche Straßen und Kanäle, die durch das Gebiet eines Landes kreuzen, immer für Anzeichen eines gutgeordneten und reichen Staates gehalten worden, da viele Wege auf häufige Bewegung deuten, und durch sie große und mannigfaltige Kräfte sich verkünden, so zeigt es nicht minder von einem lebhaften Umtausche der Gedanken, wenn ihrer freien und schnellen Mittheilung viele Wege offen stehen.

Wenn ein Zeitschriftsteller auch nur der Fuhrmann der Wissenschaft und der Geschichte wäre, bliebe er doch ein ehrenwerther Mann; aber er ist mehr als das. Er reicht uns

das Gefäß, das unentbehrlich ist, um an der Quelle der Wahrheit für den Durst des Augenblicks zu schöpfen.

Denn die Ausbeute edler Wissenschaft durch mühsame Forschung aus der Tiefe des menschlichen Geistes zu Tage gebracht, liegt oft in verborgenen Gemächern lange Zeit unberührt, dem Besitzer ohne Lust und Vortheil, dem Entbehrenden unbekannt oder unzugänglich, und so geschieht, daß viele, in klar gewordenen oder dunkeln Bedürfnissen, mitten unter ihren Schätzen darben. Alles Wissen ist nicht mehr als das Metall, womit sich das Leben bezahlt; für sich ungenießbar, gibt es nur Anweisung auf Genuß, und erst durch Hingeben empfängt man seinen Werth. Aber die Barren der Wahrheit, von Reichen an Geist in großen Werken niedergelegt, sind nicht dienlich, um die kleinen täglichen Bedürfnisse der Unbemittelten damit zu vergelten. Diese Brauchbarkeit hat nur das ausgemünzte Wissen.

Die Zeitschriften sind es, welche diese Münzen bilden; von der Ausbeute der Erkenntniß geprägt, unterhalten sie den Wechselverkehr zwischen Lehre und Ausübung. Nur sie führen die Wissenschaft in's Leben ein und das Leben zur Wissenschaft zurück. Auch ihre tadelnswerthe Seite mag nicht unberührt bleiben. Die Gutgesinnten mögen, um dem übelwollenden Spotte zuvorzukommen, freiwillig eingestehen, daß Zeitschriften so wenig als Münzen zu ihrer Haltbarkeit der Beimischung unedler Metalle entbehren können; aber nichts entwürdigt eine Sache, was ihre Brauchbarkeit vermehrt.

Wahrlich das Kupfer, das durch Tagesblätter unter das Volk gebracht wird, ist mehr werth, als alles Gold in Büchern. Wenn auch manche Wahrheit nur mit Irrthum vermischt ausgebreitet werden kann, und ein richtiges Urtheil oft nur Eingang finden kann, wo es an Vorurtheil sich knüpft, so wird doch endlich das Untaugliche zu Boden sinken, und das Gute allein sich empor halten. Konnte doch die Vaterlandsliebe der Deutschen sich nur an einem ungebührlichen Hasse gegen ein fremdes Volk entzünden, und lodert nicht jetzt die schöne helle Flamme gereinigt fort, nachdem der schmutzige Schwamm, der sie erzeugte, schon längst verglommen ist?

Im deutschen Lande war der Baum der Erkenntniß eine ehrwürdige Eiche, die dem müden Menschen Schatten, aber der hungrigen Seele keine Speise gab, und die Kunst war eine Blumenflur, die nur das Aug' ergötzte. Reicher an Quellen des Wissens ist wohl kein anderes Land und dennoch dürstet das Volk; denn die Wünschelruthe, welche jene zu Tag bringt, ist in den Händen der schuldbewußten Furchtsamen, die in den sturmbewegten Wellen, welche das schlechtgesteuerte Schiff verschlingen, und in dem Labetrunke im Becher nur die anverwandten Wassertropfen sehen. Wenn Kinder glücklich sind, die, im engen Gehäuse der Gegenwart lebend, weder Vergangenheit noch Zukunft kennen; wenn der Blinde glücklich ist, der die Blitze am Himmel nicht fürchtet, weil er sie nicht sieht; wenn der Buchgelehrte

glücklich ist, den in seinem Treibhause der Wissenschaft die kalte frische Luft der Welt nicht berührt — dann waren es die deutschen Völker auch. Wenn aber nur der glücklich ist, der alle Kräfte, die er sich fühlt, gebrauchen und in das große Triebwerk des bürgerlichen Lebens der Menschen immer den Blick richten, und wenn es Zeit ist, auch eingreifen darf; und wenn der nicht glücklich ist, der wie in einer Uhrwerkstätte immer nur Zeiger, nur Federn, oder nur Zifferblätter gedankenlos zu machen hat — so waren es die Deutschen auch nicht.

Sie sind auf dem Wege, es zu werden. Für wen die Geschichte arbeitet, weiß keiner vorher zu sagen, aber wer am meisten dabei gewann, für den hat sie gearbeitet. Und wer möchte den Bemühungen der dreißig letzten Jahre mehr abgewonnen haben als unser Vaterland, das am meisten zu erwerben hatte, weil es am wenigsten besaß?

Die Aussagen der Zeit zu erlauschen, ihr Mienenspiel zu deuten und beides niederzuschreiben, wäre ein ehrenvoller Dienst, selbst wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dieses ist, vermehrt seinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer solchen Lockung zu widerstehen. Die Menschen haben Furcht, als wären sie Geschöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Darum unterbleibt so vieles Gute, in Worten, wie in Thaten.

Zu jenem Dienste sind noch lange nicht genug berufen, und doch ist so Vieles daran gelegen, daß die Zeitschriften

sich vermehren; ja oft wäre zu wünschen, daß die Tagesblätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört werde und verloren gehe. Der beobachtenden Blicke können nie zu viele, und die Berichte des Geschehenen nicht zu häufig werden. Die Entwicklungsstufe, über welche jetzt die Menschheit schreitet, bringt Verborgenes hervor, das sich schnell wieder bedeckt, so bald die Stufe erstiegen ist, und erst nach Jahrhunderten des Stillstandes, wenn das Menschengeschlecht von neuem einen Schritt macht, wieder erscheinen wird. Wie dort, wo dem Leben Gefahr droht, seine Geheimnisse hervorspringen und in den Erscheinungen der Krankheit sich uns die Gesetze des Wohlbefindens offenbaren, so müssen wir an den Gebrechen dieser Zeit die Regel ihrer Vollkommenheit lernen, und um den innern Bau der bürgerlichen Gesellschaft zu erforschen, schnell, ehe sie sich schließen, durch ihre offenen Wunden sehen.

Die Wage, als ein Tagebuch der Zeit, soll nichts unbedacht lassen, was die Theilnahme der Verständigen und Gefühlvollen besitzt oder verdient. Sie wird besprechen: das bürgerliche Leben, die Wissenschaft und die Kunst, vorzüglich aber die heilige Einheit jener Drei. Denn nicht die Kraft und Bewegung des ersten, nicht die Fruchtbarkeit der andern, nicht die Blüthe der dritten vermag für sich allein die Menschheit zu beseligen; nur ihre Verbindung kann es. Und das ist's, was das gegenwärtige Geschlecht an Glück und Bedeutung über das vergangene

erhebt, daß es Arbeit und Arbeit, Luſt und Luſt nicht mehr ſo feindlich theilt, und die Toga des Bürgers zugleich das Feierkleid des fröhlichen Menſchen und das Hausgewand des ruhenden Vaters ſeyn darf.

Woher es komme, daß wir ungleich den Völkern des Alterthums uns der Meinung unterworfen haben, daß das menſchliche Daſeyn zur Knechtarbeit beſtimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüthe, nicht die dauernde Wurzel des Lebens ſey, daß wir nur genießen, um zur Entbehrung neue Kräfte zu ſammeln, der Zukunft jede Gegenwart aufopfernd, und dieſes bis in die Ewigkeit hinüber rechnend — woher aller dieſer Jammer fließe — dies in wenigen Worten zu ſagen wäre gefährlich, und fruchtlos iſt's, wo man ſich verſtändlich zu machen vieler Worte bedarf. Aber wahrlich, ſeitdem uns des Lebens Spiel nicht heilig mehr erſcheint, iſt uns das Heilige zum Spiel herabgeſunken. Das glücklichſte aller Völker, bei dem jene düſtere Lebensanſicht am wenigſtens vorherrſcht, und das den alten Griechen am meiſten gleicht, iſt das franzöſiſche. Wer in ſeinen Zeitſchriften lieſt, wie auf derſelben Blattſeite Talma's Spiel auf der Bühne und das der Miniſter in den Kammern, beides mit gleichem Ernſte und gleicher Heiterkeit, beſprochen wird; der Deutſche, der dies wahrnimmt und nur lächelt, nicht trauert, der weiß es nicht, welch' einen Vorſprung die Franzoſen vor uns haben, die wir immer nur plötzlich und mit Gefahr der Geſundheit aus dem umſchloſſenen gewärmten Tempel

der Kunſt in die kalte Zugluft des bürgerlichen Lebens übertreten.

Die Kunſt, welche das Geſchöpf zum Schöpfer erhebend, und indem ſie das Leben ein- und fortpflanzt, allen Weſen, die ſie beſeelt, Unſterblichkeit gibt, hat vor dem Kriege des Himmels mit der Erde, und des Ewigen mit der Vergänglichkeit ſchon längſt ſich und alle ihre Habe geflüchtet. Als die Griechen noch Götter und Helden beſaßen, hatten ſie Tempel und Bildwerke für beides. Als im Mittelalter in den Staaten Italiens ein kräftiges und üppiges Bürgerleben ſich entfaltete, und die Nacht des Wiſſens durch den Stern der Religion erhellt ward, da entblieben die Dichter und Maler auch nicht. Wie aber könnte Bildnerei bei einem Volke ohne Umriß und öffentliches Leben und Malerkunſt da gedeihen, wo Philoſophie mit dem Glauben kämpft? Die deutſche Dichtkunſt liegt im Dämmerſcheine; ob es Morgen- oder Abenddämmerung ſey — ich weiß es nicht. Schöne rothe Streifen am Himmel reden für beides. — Die Tonkunſt iſt die einzige, deren die Deutſchen Meiſter ſind, und worin ſie den übrigen Völkern es zuvorthun. Den Verſtand der Franzoſen mit dem Gefühle der Italiener verbindend, iſt die deutſche Muſik plaſtiſch und maleriſch, Geiſt und Herz finden gleiche Befriedigung in ihr, und man braucht in ihrem Genuſſe nicht dem Himmel um der Erde willen zu entſagen. Könnten die Deutſchen in Tönen reden und nach dieſen Worten auch handeln, ſie wären das erſte aller Völker,

und würden vielleicht sich selbst achten. Da Werke auch verschiedener Künste wohl mit einander verglichen werden dürfen, weil die Darstellung des Gottähnlichen im Vergänglichen das gemeinschaftliche Streben Aller ist, so mag die deutsche Tonkunst ihren Mozart kühn an die Seite Raphael's, Shakspeares und Canova's stellen.

Diesen Künsten soll in der Wage ein Platz angewiesen werden, welcher der Würde, die sie im öffentlichen Leben der Deutschen genießen, angemessen ist.

Die Schauspielkunst zeigt jetzt in Deutschland einen raschen Lebenstrieb, und der Volksthümlichkeit bald vorgehend bald nacheilend, verdient sie eine hohe Aufmerksamkeit. Deren Gänge und Halte wird diese Zeitschrift nie aus dem Blicke verlieren. Es ist nicht blos der Kunstsinn und das Gefühl für's Schöne, die sich an der Beurtheilung dramatischer Werke und ihrer Darstellung auf der Bühne üben, es treten noch andere Dinge hervor, welche hierbei die Theilnahme fesseln. Das stehende Schauspiel eines Orts ist selten besser, nie schlechter als die Zuhörer darin, und so wird es die höflichste Art, einer lieben Bürgerschaft überall zu sagen, was an ihr sey, daß man über ihre Bühne spreche.

Die Wissenschaft, dieses Meer, wohin alle Ströme des Lebens fließen, hat lange nur einige Küstenstriche der menschlichen Wohnstätten bespült und das große Festland trocken gelassen. Aber in den Stürmen und Erdbeben unserer Zeit wurden oft die Ufer durchbrochen und Wasserzungen

in das Land hinein geführt. Aus dem Ozean selbst haben fruchtbare Inseln sich erhoben, die herrlich grünen und blühen. Die deutsche Wissenschaft glich auch darin dem Meere, daß sie gesalzen und ungenießbar war; doch haben wir in unsern vielen Nöthen die Destillation des Meerwassers für den Trank etwas erlernt, und seitdem sind unsere Fahrten fröhlicher geworden. Man sagt, die Wissenschaft in Deutschland habe an Tiefe verloren; es mag seyn, aber sie hat an Ausbreitung gewonnen. Die durch Dünger getriebene Gelehrsamkeit der Kunstgärtnerei zieht den Blick nicht so heiter an, als die ins Freie gepflanzte Wissenschaft, durch deren Zweige der frische Hauch des öffentlichen Lebens weht. Aus dem Leipziger Meßverzeichnisse, dem schönsten unter allen in Deutschland erscheinenden Büchern, ersieht man mit Freude, wie der vaterländische Sinn immer mehr und mehr heranwachse, und selbst die entferntesten Wissenschaften herbeieilen, das Bürgerthum zu begrüßen.

In unserer Zeitschrift sollen die vorzüglichsten Werke der vaterländischen Wissenschaft, jene zumal, die von bürgerlichen Dingen handeln, beurtheilt werden, und damit keine Einseitigkeit der Kritik sich geltend machen könne, wird man die Aussprüche von Männern verschiedenartiger Ansichten zu erlangen suchen.

Auf das bürgerliche Leben endlich, in welchem die verschiedenen Kräfte der menschlichen Natur sich vermählen und fruchtbar werden, wird unser Blick und Sinn, wie die

Zeit selbst es thut, am häufigsten gerichtet seyn. Hätten die, welche alle Macht besaßen, die Befriedigung eines natürlichen Triebes nicht so lange verwehrt, dann wäre dieser gesunde Trieb nie in eine krankhafte Sucht ausgeartet. So mögen sie denn ihre unbeschreibliche Angst als Strafe ihres Vergehens in Demuth tragen.

Nämlich: Narren von Philosophen hatten das Menschengeschöpf ganz drollig in ein dreistöckiges Haus abgetheilt, und Staatsbaumeister diesen willkommenen Plan schnell und schadenfroh ausgeführt. Unten solle das Vieh wohnen, über ihm der Mensch, nächst dem Dache der Bürger. Diese verschiedenen Bewohner Eines Hauses lebten lange in stiller Feindschaft und offnem Hader. Wenn das Erdgeschoß knurrte und biß, ließ der Fromme über ihm sich in Sittenpredigten vernehmen, und die Memme im dritten Stocke versteckte sich und keifte aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die schlaue, immer wache und lauernde Zwingherrschaft benutzte diesen Streit, um jeden allein nach seiner Art zu bändigen, was nie gelungen wäre, wären die Hausbewohner einig geblieben. Dem Thiere gab sie zu essen oder machte es durch Hunger zahm; den Menschen umhüllte sie mit den Wolken des Aberglaubens, diese für den Himmel erklärend; den Bürger schreckte sie. So regierte man Jahrhunderte lang die Menge nach Willkühr, blos weil jeder einzelne Mensch mit sich selbst zerfallen war. Da geschah es zu unserer Zeit, daß unter dem Dache jenes Hauses Feuer ausbrach, und

deſſen Erdgeſchoß durch Ueberſchwemmungen litt. Die Zerſtörung des Gebäudes unten und oben nöthigte nun das Thier und den Bürger zum Menſchen ihre Zuflucht zu nehmen, und ſeitdem wohnen ſie zum Aerger der Böſen friedlich in einer Stube beiſammen.

Der Zwiſt der Hausgenoſſen iſt geſchlichtet, der Staatsbewohner ihrer dauert fort. Dem geendigten Waffenkriege, der fünf und zwanzig Jahre die Länder Europens durchzog, folgte, was ihm vorhergegangen war, ein Krieg der Meinungen. Dieſer Kampf wird nur gefährlich, wenn er dafür geachtet wird: es iſt ſonſt nichts zu fürchten als die Furcht. Daß nach heftigen Stürmen die aufgeregten Wellen nicht gleich beſänftigt fortfließen, liegt in der Ordnung der Dinge, und beſſer iſt es, daß die überſpannten Gemüther durch mäßige Anſtrengung zur Ruhe übergehen, als plötzlich zur Abſpannung überſpringen.

Wie die Zeitſchriftſteller dieſen Meinungskampf über Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens zu beobachten und ſeinen abwechſelnden Erfolg zu berichten hätten, darüber iſt mehr geſprochen als gedacht worden. Eine falſche Anſicht hat die andere verdrängt, aber die größte Betrügerin hat den Platz behauptet: die Lehre nämlich, daß der heftige Gedankenkrieg, der jetzt herrſche, von den Schriftſtellern ſelbſt erſt angefacht, dann unterhalten, dann beſchrieben worden, und es wäre alles ruhig geblieben ohne ſie. Es iſt als ſage man, der kranke Menſch werde von allen ſeinen

Schmerzen geheilt, so bald man ihm den klagenden Mund verbände. Einem solchen Wahnwitze gegenüber still zu schweigen, ist leichter als nur gelassen zu eifern. Doch auch zu Letzterm ist hier der Ort nicht, und es soll nur gesagt werden, was als Vorbereitung Noth thut.

Mancher Tadel schon hat diejenigen getroffen, die über unsere bürgerlichen Einrichtungen öffentlich sprachen. Die Schriftsteller, diesmal im Besitze der Uebermacht, haben die Vorwürfe, die sie empfingen, zürnend und kräftig zurückgeworfen. Der Streit ist nicht ohne Verwicklung, doch bedarf es mehr Gerechtigkeit als Schlauheit, um den Richterspruch zu fällen. Mir, der ich jetzt eben selbst auf die Seite der Angeklagten trete, ziemt keine Entscheidung hierüber. Sie bleibe dem Leser überlassen, und zu dessen Richtschnur werde Einiges hier mitgetheilt von dem, was diese, und von dem, was jene sagen.

Man kann von dem Schriftsteller nicht fodern, daß er ohne Haß und ohne Liebe sey, und über alle Wolken der Selbstsucht erhaben die Gewitter nur unter sich wahrnehme. Wie sollte er allein von den Banden der Eigenliebe frei bleiben, und nicht auch manchmal in dem Gesetze seines eigenen Vortheils die Regel der Weltordnung zu sehen glauben? Aber das mag jederzeit von ihm verlangt werden, daß er der Möglichkeit jenes Einflußes sich bewußt bleibe, und nicht keck und unbesonnen auf die Unfehlbarkeit seiner Ansichten trotze. Daß er sie gegen Jeden zu verfechten

und geltend zu machen suche, ist nicht unrühmlich, weil es für den Ernst der innern Ueberzeugung spricht. Aber, wer den Fehdehandschuh herausfordernd hingeworfen hat, darf keinen Kämpfer zurückweisen, und, wie es oft geschieht, seine aus selbstbewußter Schwäche entspringende Furcht hinter eine angenommene Geringschätzung verbergen. Es gibt in Deutschland auch nicht eine Zeitschrift, welche so unparteiisch wäre, daß sie die ihr feindlich begegnenden Meinungen nicht blos dann aufnimmt, wenn sie erprobt hat, daß sie sie schlagen werde, sondern es auch thäte, wenn der Sieg zweifelhaft oder dem Sieger geblieben ist. Sie nehmen immer nur die Leichen ihrer Feinde mit prahlerischer Großmuth gastlich auf. Der Sklave seiner eigenen Meinung trägt auch schimpfliche Ketten; man soll nicht der Diener der guten Sache, sondern ihr Freund seyn. Es gibt nur eine verwerfliche Meinung, die verwerfende, welche keine andere, als die ihr gleichen, duldet. Eine Zeitschrift müßte jeder Ansicht offen stehen, und einer schädlichen oder dafür gehaltenen den Platz zu versagen, ist eben so unverständig, als es wäre, aus der Naturgeschichte die Lehre der Giftpflanzen und bissigen Thiere verdrängen zu wollen. In der Wage soll jede Ansicht, auch wenn ihr der Herausgeber nicht gewogen ist, dennoch eine willige Aufnahme finden; ja sie soll sehr willkommen seyn, weil am Widerspruche die Wahrheit erstarkt. Nur möge man es nicht als einen Verrath an der Gastfreundschaft ansehen, wenn der Wirth selbst

das, was ihm an seinen Gästen nicht behagt, freimüthig tadelt, oder geschehen läßt, daß es Andere rügen.

Was zu verschiedenen Zeiten nicht unedle Menschen behauptet haben, wiederholen die Schlechten unserer Tage gern und oft: daß das Wissen seine Wendekreise habe, über welche hinaus Geist und Herz verkohle, und daß die glücklichsten Völker im gemäßigten Klima der Zweifel wohnen. Vielleicht ist Wahrheit in dieser Lehre, denn auch in den schönsten Sonnentagen der Geschichte haben Priester und Tempel ein noch schöneres Licht stets vor der Menge bewahrt. Aber wäre dies auch, wie weit entfernt von der heißen Zone des Wissens ist noch jetzt die europäische Menschheit, und wie lau und sanft ist all ihr Wollen und ihr Thun. Darum sey man unbesorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien. Sie hat nur allzulange gedauert die Alleinherrschaft des geheizten Ofens, die drohend oder liebkosend die frierenden Bürger in der Staatskinderstube zurück gehalten hat, und die verdunstete Luft darin war ganz unerträglich geworden.

Nach Jenen kommen die Schwächlinge, die jedes Wort, das nicht gelispelt wird, wie ein Donner aufschreckt. Sie sagen Euch leise, ganz leise ins Ohr: es wäre freilich nicht Alles wie es seyn sollte; aber sie bäten höflichst keinen Lärm zu machen, der stillen Lehre wolle man in der Stille folgen. Habe ja längst die Sitte auch für die Meinungskriege an

die Stelle eines wilden Handgemenges den Gebrauch anständiger Kunstwaffen gesetzt! — So reden sie. — Aber wißt Ihr, welche am meisten sich auf die Erfindung des Pulvers berufen? Diejenigen, die am wenigsten an dieser Erfindung Theil haben. Sie wollen ihre Schwäche hinter Menschlichkeit, und ihre Furcht hinter den Anstand verstecken. Es ist wahrlich gut, daß der Geist des Menschen seine ursprüngliche Naturkraft wieder gebrauchen lerne, und die Berechnungen der tückischen Feuergewehre zu Schanden mache. Wahr ist's, auch im Streite der Meinungen gibt es Waffen, deren Gebrauch in Kriegen das Völkerrecht, in Zweikämpfen die Ehre verbietet; es gibt öffentliche Redner, die entweder mit vergifteten Pfeilen die Rache der Heimtücke üben, oder mit Prügeln den Faustkampf der Gemeinheit durchfechten. Diesen nicht gleich zu seyn, ist nicht einmal rühmlich. Der Herausgeber wird sich ernstlich bemühen, die Wärme der Leidenschaft ohne ihre Ungebührlichkeit sich anzueignen, und Gott gebe, daß ihm dieses Bestreben für gelungen angerechnet werde, denn gar verschieden sind die Deutungen der Menschen! Aber die Preßfreiheit in ihren jetzigen Flegeljahren hat Unarten milderer Art. Auch sie vermeiden ist gut, sie entschuldigen ist besser, und das Beste sie ganz unschuldig finden. Man denke nur daran, daß es eine Zeit gab, wo Kinder artig genannt wurden, wenn sie steif wie Wachskerzen um den elterlichen Tisch saßen, und Messer und Gabel wie nach dem Takte der Galeerenrud-

an den Mund brachten, und daß damals die Erziehung gleich einer garstigen Raupe die schönsten Blüthen der Jugendjahre abfraß. Man sey dieser Vergangenheit eingedenk und wolle dem aufblühenden deutschen Volke aus Grämlichkeit und mißverstandener Liebe die Spiele nicht verderben, welche die beste Schule für den männlichen Ernst sind.

Ueber die Freimüthigkeit, welche demjenigen, der über bürgerliche Angelegenheiten des Vaterlandes und fremder Staaten öffentlich urtheilt, zieme oder nicht, sey mir noch ein freundlich ernstes Wort verstattet. Ich hoffe mit Männern zu reden, bei denen eine kindische Geisterscheu nie Eingang fand, und welche kein Rauschen der Blätter erschreckt. Das lange Stubenleben hat die Deutschen dem öffentlichen entwöhnt, und das beständige Tragen von Schaafs- oder Wolfspelzen hat Niedere und Vornehme, gegen den Eindruck jedes Lüftchens empfindlich gemacht. Sie haben eine unüberwindliche Aengstlichkeit, den Gegenstand ihres Tadels genau zu bezeichnen und kenntlich zu machen. Sind sie etwas betrunken, dann machen sie die Augen zu, nehmen einen Anlauf, rennen in die dickste Gefahr hinein, und sagen — Herr Esel! Aber, Herr Sempronius Esel zu rufen, dazu hat ihr Muth nie hingereicht. — Hat doch selbst der heldenmüthige Ankündiger dieser Zeitschrift nicht eher gewagt, den Namen Sempronius hineinzuschreiben, als bis er sich überzeugt, daß er nicht im Kalender stehe. — Wohin führt aber jene Scheu, nichts Schlechtes bei seinem Vornamen zu nennen, sondern

höchstens dessen Familiennamen zu gebrauchen? Da die Familie der Esel sehr groß ist, so werden die Tadler bei ihrer Vorsicht zwar nicht beunruhigt, aber es wird auch nichts gebessert und Alles bleibt beim Alten. Es zeigt einen großen Mangel an Hochherzigkeit, wenn man keinen Tadel zu geben oder zu empfangen versteht. Wer sich einer Tugend bewußt ist, spricht den Tadel ohne Aengstlichkeit aus, weil er ihn ohne Demüthigung anhört; aber bei selbstbewußtem Mangel irgend einer Tüchtigkeit, fühlt man sich durch jede Schwäche entmuthet, und durch ihren Vorwurf entehrt.

Sie kommen und sagen: man möge tadeln, ohne zu reizen, man möge Wunden heilend berühren, ohne wehe zu thun, man möge lehren, doch unter der einfältigen Maske der eigenen Wißbegierde. Sie fordern viel und es ist schwer sie zu befriedigen. Wie man in einem vom Sturme bewegten Schiffe mit Zierlichkeit strauchle oder falle, dies lehrt und lernt kein Vestris. Und von den Herolden der öffentlichen Meinung, die schon seit vielen Jahren schwindelnd schnell um die ganze Windrose kreist, von den Klägern des allgemeinen Wehes wagt man zu fordern, daß sie sich höflich verneigen, wenn der Boden unter ihnen wankt, daß sie behutsam zwischen die faulen Eier gehen, und an jede Thür leise anklopfen ehe sie sie öffnen? Bescheidenheit und immerfort Bescheidenheit! Aber die Natur gibt ihre Noth durch einen Schrei zu erkennen, und nur auf der bretternen Bühne singt der Schmerz in A moll.

Wenn es Männer gibt, die auch im Kriege der Gedanken Muth mit Anmuth verbinden, und gleich Spartern geschmückt und unter süßen Flötentönen die ernste Schlacht bestehen, so sind sie wahrlich vor Allen zu ehren. Aber so hochbegabt mögen nur wenige seyn, und der Herausgeber dieser Blätter gehört nicht zu ihnen. Er bekennt es frei, daß die Kunst, die der Verfasser des Buches „Welt und Zeit" besitzt: die Bäume hinter dem Walde zu verstecken, ihm eben so fremd ist, als der Wunsch nach ihr. Wer seine Pfeile unter den Haufen abdrückt, in der Hoffnung, er werde nur den Schuldigen treffen, kann viele Unschuldige verletzen, und den Strafbaren dennoch verfehlen.

Die gemäßigten Schriftsteller, als solche angesehen, wenn sie nur der geaichten Maaße sich bedienen, sind die allein gefährlichen. Sie bilden die wahre **Aqua Toffana**, welche die öffentliche Meinung siech und welk macht, und deren Gift weder durch Geschmack noch Farbe, noch schnelles Wirken eine rettende Warnung gibt. Indem sie Fürsten und Völkern zugleich schmeicheln, durch das zur Hälfte zugesprochene Recht, Jener auf Eigenmacht, Dieser auf Freiheit, machen sie die Einen lüstern, die Andern schlaff und verderben beide.

Noch so Manches wird, verschuldet oder nicht, den Zeitschriftstellern, die nicht sind, wie die obenerwähnten, als Vergehen angerechnet. Aber, da es in unsern Tagen leichter ist, Andere als sich selbst betrügen, so mögen die schlauen

Eiferer, wenn sie allein sind, und sie keiner beobachtet, die Hand auf ihr Herz legen und sich fragen: ob ihnen der Gebrauch der Redefreiheit oder ihr Mißbrauch gefährlicher dünke? Sie werden die Antwort hören.

Oft reißt die Geschichte ein Wort stammelnd auseinander, aber es sollen die Zeitschriftsteller nicht gleich einem Echo nur die letzte Sylbe der Ereignisse, sondern das ganze verständliche Wort wiederholen. Die Begebenheiten, diese Früchte der Zeit, haben ihren Endpunkt der Reife, wo sie gesammelt werden müssen; doch gelingt es nicht immer, sich jener flüchtigen Minute zu bemächtigen. Daher geschieht, daß die Zeitschriftsteller bald den Baum der Geschichte zu frühe schütteln und ihren hungrigen Gästen unreifes Obst vorsetzen, bald es zu spät thun, wann die Früchte schon faul und ungenießbar geworden sind.

Der Herausgeber dieser Blätter glaubt, daß Mißgriffe erwähnter Art, öfter als es geschieht, vermieden werden könnten. Doch wird manches Andere von Zeitschriftstellern gefodert, was nicht immer gewährt werden kann. Glaubt man etwa, die Foderung, stets nur wirkliche Begebenheiten, niemals Lügen zu verkündigen, wäre so leicht zu erfüllen? Ei, gewiß nicht. Es werden jetzt so schön plattirte Lügen verfertigt, daß sie von ächten Nachrichten gar nicht zu unterscheiden sind. Man sey doch nachsichtiger hierin und bedenke, daß große Lügen, die allgemeinen Glauben suchen oder finden, für die Zeitgeschichte nicht minder wichtig sind als wirkli-

geschehene Dinge, weil sie am deutlichsten aussprechen, was die öffentliche Meinung wünscht, hofft oder fürchtet.

Daß eine Zeitschrift wie eine Postkutsche an bestimmten Tagen und Stunden abgehe, gleichviel ob leer oder voll, diese Einrichtung ist ganz vortrefflich, der Tod und die Ehe lassen es wenigstens an blinden Passagieren niemals fehlen. Aber da es solcher Anstalten schon so viele gibt, so ist ihre Vermehrung unnöthig. Die Wage wird sich erst dann in Bewegung setzen, wenn Geschichte oder Wissenschaft sie befrachtet hat, und ihre Erscheinung kann daher an keine bestimmte Zeit gebunden seyn.

Sie hätte wohl gewünscht ihre Ansichten in Scheidemünze auszugeben, daß die Leser auch das kleinste und flüchtigste Ereigniß erstehen mögen; aber die Erfüllung dieses Wunsches blieb versagt. Cäsar, heißt es, habe den hagern Cassius gescheut, doch bei dem beleibten Antonius sei ihm wohlgemuth gewesen. Die Herrscher wechseln und die Herrschsucht bleibt; darum wird auch jetzt noch der flinke Geist gefürchtet, und nur neben dem Dickbäuchigen fühlt man sich sicher. Große Schriften sind ungehinderter in ihrem Laufe, die kleinen bleiben manchmal hängen — **Dat veniam corvis, vexat Censura columbas.** — Darum, o werther Leser, findet Ihr künftig, daß in unsern Reden nicht Alles Geist und Blut ist, sondern auch unnützes Werg darin steckt und Tagblättergedanken mit Wulst umgeben erscheinen, so wißt Ihr warum es geschah; sie haben sich nicht ausgestopft,

um ſich zu brüſten; ſondern nur um dicker und beliebter zu werden.

Der Geiſt des öffentlichen Lebens erfriſcht noch lange nicht genug alle Glieder des deutſchen Staatskörpers, am wenigſten in jenen Landſtrichen, die in der Mitte zwiſchen ſüd-deutſcher und nord-deutſcher Geſinnung liegen. Den Bewohnern jener Gegend dämmert es nur noch über vaterländiſche Dinge; unter ihnen iſt es nicht dunkel genug, um das Licht unentbehrlich zu finden, und nicht hell genug, um es zu entbehren. Für ſie thut es am meiſten Noth, daß die zerſtreuten Lichtſtrahlen ſich zu einem Brennpunkte vereinen, der ihre Vaterlandsliebe entzünde. Bedarf es einer lautern Aufforderung an die vielen geiſtreichen und muthigen Männer unter ihnen, zu einem ſo edlen Vorhaben ſich zu verbinden, und kann der Herausgeber der Wage anders als mit Zuverſicht auf ihren Beiſtand zählen?

Gefährlich iſt nur das unterdrückte Wort, das verachtete rächt ſich, das ausgeſprochene iſt nie vergebens. Es iſt Täuſchung oder Schwachſinn, zu wähnen, die Rede ſey ja fruchtlos geweſen. Was die öffentliche Meinung ernſt fordert, verſagt ihr keiner; was ihr abgeſchlagen worden, das hatte ſie nur mit Gleichgültigkeit verlangt.

IX.

Vorwort zur zweiten Auflage der Wage.

(1819.)

Erst fünf Hefte dieser Zeitschrift sind bis jetzt erschienen; aber der Beifall, der mir zu Theil ward, hätte der Lohn seyn dürfen eines längern Bemühens. Wenn ich davon zu reden liebe, wäre Dieses Schwäche oder Selbstgenügsamkeit? In unsern erbärmlichen Zeiten, wo das Weib höher steht und glücklicher ist als der Mann, weil jenes seine Bestimmung erfüllen darf, dieser aber nicht; in unsern Tagen, wo die zufriedensten Bürger, auch der vollkommensten Staaten, immer nicht mehr als Wiedergenesene sind, die in einem Krankenhause, lächelnd, heiter und hoffnungsvoll, aber noch schwach und in frommen, kindischen und sinnlichen Wünschen befangen, daherschleichen; jetzt, da keine Rede mehr wirkt als Musik, wohlgefällig, wenn sie schön ist, aber auch verhallend wie diese — welch einen andern Lohn könnte ein öffentlicher Redner erwarten, als verstanden, empfunden und für Worte ohne That mit Worten ohne That bezahlt zu werden? Das Lob, welches edle Menschen mir gegönnt,

hat mich erfreut, aber in Verwunderung gesetzt, angetrieben und zurückgeschüchtert, geehrt und beschämt zugleich. Man hat Gutes von meiner Freimüthigkeit gesagt, wohl öfter wegen ihrer selbst, als wegen des Gegenstandes, an dem sie sich geübt; und ich erröthete darüber, wenn ich in mein Inneres blickte, und wahrnahm, mit welcher Verzagtheit sich so mancher Gedanke dort versteckt gehalten. Aber wäre auch größere Kühnheit ersprießlich? So lange zu freimüthigem Reden Muth gehört, bleibt es fruchtlos; es wird überflüssig, sobald man ohne Gefahr die Wahrheit spricht.

Aber da das Herz weniger rechnet, als der Kopf, und weniger berechenbar ist, so werde ich fortfahren, und versuchen, mit dem Herzen auf das Herz zu wirken.

Wohl bessere Männer als ich, die früher für das deutsche Volk geredet, schweigen jetzt; das Vaterland hat sie nicht auf immer verloren, oder es hat Nichts an ihnen verloren. Was sie abgeschreckt, das war nicht die Bosheit, es war die flache Unbedeutendheit ihrer Widersacher. Edlen Menschen fällt es leichter, den Hohn, die Dolche, die Kerker, die Schlangenbisse zu ertragen, welche der beleidigenden Wahrheit rächend nachfolgen, als die abmattende Pfiffigkeit, die täglichen kleinen Quälereien, das Heer von Mücken, das unter einander verbündet die Geduld aussaugt, und die tausend Nadelstiche, an denen man blutet, ohne zu verbluten, und die, weil

sie keine Narben zurücklassen, weder Bewunderung noch Lorbeeren erringen. Aber die Vaterlandsliebe hat keine Stufen; wer nicht Alles thut, hat Nichts gethan, wer nicht Alles hingibt, hat Alles verweigert.

X.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt.

(1819.)

Die Madrider Hofzeitung, ich meine die deutsche Uebersetzung derselben, ich meine die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, fühlt sich groß genug, einen Zufluchtsort darzubieten, den aus allen freien Herzen und Köpfen verbannten Trieben und Gesinnungen, die flüchtig umherirren und ein dunkles Obdach suchen, ihre Schuld und Schande zu verbergen. Es ist edel, der verfolgten Unschuld, aber es ist mitverbrecherisch, dem Verbrechen eine Freistätte zu gewähren. Welches andere Blatt Englands, Frankreichs und Deutschlands hat mit so wenig Scham, als das genannte, spanischer Ruchlosigkeit, jesuitischer Hinterlist und aristokratischem Hochmuthe das Wort geredet, verrostete Grundsätze so emsig gescheuert und ihnen den verlornen Glanz wieder zu geben gesucht? Ich gehöre wahrlich nicht zu Jenen, die, uneingedenk, daß auch sie wohl selbst des Wahnes fähig sind, Jeden unbarmherzig verdammen, der nicht denkt wie sie.

Noch weniger hege ich für die gute Sache jene unvernünftige verzärtelnde Mutterliebe, die jedes Lüftchen von ihr abwehrt. Ich sehe sie gern dem Sturme preisgegeben; sie soll ihm widerstehen lernen und ihre Kraft bewähren. Der Sauerteig eines widersprechenden Geistes scheint mir unentbehrlich, damit das Werk gedeihe und genießbar werde. Aber Eins ist, das mich schmerzt, und darum führe ich Klage: Ausländer könnten urtheilen, es entspringe aus wahlverwandtschaftlichen Verhältnissen, daß einzig unter allen deutschen Blättern die Zeitung der freien Stadt Frankfurt alle unfreisinnigen Ansichten aufnimmt und verbreitet. So ist es nicht, und etwa einige alte Basen ausgenommen, finden zu Frankfurt die von dem Herausgeber des genannten Blattes gehätschelten Grundsätze so großen Spott und Tadel, als ich selbst ihn wahrlich nicht auszusprechen gedenke. Ich habe dieses Blatt früher selbst geschrieben, und dieses allein hat mich bis jetzt abgehalten, mich seiner fehlerhaften Richtung entgegenzusetzen. Denn Mancher hätte denken mögen, es geschehe aus einer eiteln Empfindlichkeit, es in meiner eigenen Gesinnung nicht fortgeführt zu sehen. Dem Vorwurfe der persönlichen Befangenheit entgeht man in Deutschland schwer. So wenig wurden wir zugelassen, im Oeffentlichen und für das Vaterland zu leben, zu so zahmen Hausthieren hat uns eine vielhundertjährige Zwingherrschaft gemacht, daß die politischen Schriftsteller der entgegengesetzten Ansichten darin übereinkommen, sich wechselseitig vorzuwerfen, ihr

Eigennutz sey ihnen das Höchste, und die einträgliche Sache sey ihnen die gute. Den Liberalen sagen ihre Gegner, sie suchten Verwirrung zu stiften, um wie Diebe im Gedränge zu stehlen; den servilen Schriftstellern wird zugelästert, sie wären bestochen durch Geld oder Eitelkeit, und sie wären nichtswürdige Spione. Diese begreifen nicht, daß man ohne Sold und Hoffnung zur Beute aus reiner Liebe für Freiheit und Recht streiten könne: und jene begreifen nicht, daß es geborne Sklaven gibt, die nicht, weil sie sich einem Herrn verkauft, sondern aus Herzensneigung knechtischen Gesinnungen huldigen.

Die reinlichsten Gassen und Städte haben ihre Abführungskanäle; ja sie werden zu jenen erst durch diese. Ich glaube, daß auch die öffentliche Meinung, um sich lauter zu erhalten, eines freien Abflusses schmutziger Gesinnungen bedürfe. Doch unterirdisch und im Dunkeln sey ihr Weg; und sie sollen in der Nähe menschlicher Wohnungen nicht erscheinen. Darum empört es das Gefühl jedes deutschen Vaterlandsfreundes, in einem Freistaate, im Angesichte der Stellvertreter unserer Fürsten, in Frankfurt, Grundsätze ausgesprochen zu sehen, wie sie das bezeichnete Blatt so oft enthält. Meine Stellung macht es mir zur Pflicht, ihnen zu begegnen. Daß ich den Herausgeber der Zeitung der freien Stadt Frankfurt von seinen Ansichten kenne, dieses ist eine so verbrauchte Redensart, daß ich mich ihrer ungern bediene.

Nicht die vollkommene Lüge, die den Feind im Innern trägt und durch Selbstmord zu Grunde geht: die halbe Wahrheit, welche, mit freundlichem Gesichte Gehör erbettelnd, durch das geöffnete Thor ihr diebisches Gefolge nachzieht — diese muß bekämpft werden. Nicht das Dunkle bedarf der Beleuchtung, um als solches erkannt zu werden, sondern die falschen und schmutzigen Farben. Und solcher gleisnerischen Zusammensetzung, solchen betrüglichen Gewebes, wo mit den bessern Fäden auch die schlechten, als Kette und Einschlag sich durchkreuzend, dem Käufer aufgedrungen werden, ist dasjenige, was die Zeitung der freien Stadt Frankfurt in ihrem 233sten Blatte unter Deutschland mittheilt. Da wird von dünnem Eise gesprochen, auf das man sich gewagt, von der Zeit der Reife, die man nicht abgewartet, von Ideen, die nicht in das wirkliche Leben passen, von Nichtachtung der Erfahrung und dergleichen mehr; da wird auf dürren abgemähten politischen Wiesen mit Wohlbehagen hin- und hergegrast; da werden alle die abgeschmackten Mährchen vorgesungen, mit welchen man die Völker, als sie noch Kinder waren, in den Schlaf gelullt, die aber jetzt, da sie erwachsen sind, nur ihr Lachen oder ihren männlichen Unmuth erregen.

Es sey sehr beklagenswerth, „daß durch solche Erscheinungen (wie die Ermordung Kotzebue's) die Nachbarn Deutschlands hinlänglichen Stoff zu eben so bittern, als die Ehre des deutschen Volkes kompromittirenden Betrachtungen

erhielten.“ Wollte der Himmel, es wäre Euch so viel an der Achtung Eurer Nachbarn gelegen, als hier geheuchelt wird, dann müßte Vieles besser werden unter uns. Wohl hat das Verbrechen Sand's den Franzosen zu bittern Betrachtungen Stoff gegeben, doch nicht gegen das deutsche Volk war ihr Tadel gerichtet. Sie haben gezeigt, wie unterdrückter Freiheitstrieb in solche tolle Lüste ausbrechen müsse; sie haben gezeigt, wie die mystische Nacht des Mittelalters, mit der Ihr Euch umgebt, um unter deren Schutze aristokratischen Uebermuth zu treiben, auch Manchen aus dem Volke verführt habe, demokratische Ausschweifungen zu begehen; und sie haben gezeigt, auf welche listige Weise Ihr die freche That Eines Einzelnen werdet benutzen wollen, um die Freiheit von Millionen einzuschränken. Daß Ihr so unklug seyd, auf unsere Nachbarn hinzuweisen! Es ist zum Lachen. Sollen wir sie zum Vorbilde nehmen? Dürft Ihr das wollen? Sie haben das Herrlichste erkämpft, mit Blut, mit tausend Verbrechen erkämpft, und Euch selbst die Einrede benommen, daß nie ein schlechter Weg zu gutem Ziele, nie Verwirrung zur Ordnung führen könne.

Es muß „der unbefangene wahre Vaterlandsfreund mit Schmerz sich sagen, daß man sich immer weiter von dem Ziele wieder zu entfernen scheine, zu welchem die Bahn gereinigt worden war.“ Heuchlerische Klage! Wenn mit jedem Schritte, den die Freunde gesetzlicher Freiheit vorwär-

machen, Ihr das Ziel weiter hinausſteckt, oder es vom Wege ab, bald rechts, bald links ſchiebt, an wem liegt dann die Schuld der Verzögerung, oder daß es nie erreicht wird? Und wer hat die Bahn gereinigt? Das Volk, Ihr nicht. Deſſen Bewegung läßt ſich freilich nicht ſo lenken, wie die der Soldaten auf der Wachtparade durch den Korporalſtock, wie die eines Dutzends gehorſamſter Beamten durch Tabellen und Weiſungen geregelt wird; aber das thut auch nicht Noth. Berge von Schutt ſind wegzuräumen, und bei dieſer Arbeit ſind Haſt und Fleiß das Erforderlichſte. Zum Bauen gehört Ordnung und Plan, und kommt es dazu, dann mögt Ihr Eure Riſſe zeichnen und beſprechen. Aber zum Wegführen des Schuttes dürft Ihr nicht ſo viel Zeit fordern, als das eingeſtürzte Gebäude geſtanden hat, deſſen Schutt weggeführt werden ſoll, und nicht die Langſamkeit, mit welcher im Verlaufe der Jahrhunderte jenes Gebäude aufgerichtet worden iſt.

„Die aufgetretenen Bekämpfer aller illiberalen Ideen, die Vertheidiger der Freiſinnigkeit in Wort und That müſſen dem kalten, unparteiiſchen Beurtheiler wie Kinder erſcheinen, welche, die Gefahr nicht kennend, auf das noch zu dünne Eis ſich wagen... Mit ihnen zugleich wird die ſchönere, beſſere Idee zur Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes in der Wirkung vernichtet, die, hätte man die Zeit der Reife abgewartet, unfehlbar geweſen ſeyn und herrliche Früchte getragen haben würde.“ Das ſind von den überreifen

Früchten, die von dem Baume der bösen Erkenntniß so reichlich abfallen; das sind von den faulen Redensarten, zu denen Ihr vergebens einen Käufer sucht! Wenn Euch die Vertheidiger der Freisinnigkeit als Kinder erschienen, die Ihr täuschen könntet, dann wären sie Euch sehr willkommen. Weil sie aber klug und besonnen handeln, ob zwar nicht mit Bedacht in Eurem Sinne, da sie den eigenen Vortheil vergessen und ihre Freiheit der allgemeinen aufopfern, darum haßt und verfolgt Ihr sie. Das noch zu dünne Eis! Darin eben liegt Eure Verblendung zugleich mit Eurer List. Ihr glaubt und wollt es glauben machen, der Anfang des Winters sey da, und man müsse abwarten, bis Alles fest zusammengefroren sey, bis man es im Freien nicht mehr aushalten könne, und man zahm werde, und gern in den warmen Käfig zurückfliege. Aber die Freisinnigen wissen, daß der Frühling gekommen ist, und wollen das noch nicht ganz geschmolzne Eis aufhauen, damit der Strom um so früher lustig und frei werde. Die Zeit der Reife! Wer hat sie zu bestimmen, und dürfen unter dreißig Millionen Deutscher einige Höflinge sich allein vermessen, den Kalender der Natur zu machen? „Die Früchte sind noch nicht reif," das ist eine schlechte Vogelscheuche, und wenn wir warten wollten, bis uns die großen Pächter des Staates zuriefen: „jetzt pickt zu!" kämen wir viel zu spät, denn sie hätten dann alle Bäume schon kahl geschüttelt. Auch ist von Früchtesammeln, von Ernte unter uns noch keine Rede,

ſondern nur vom Säen, und je mehr man ſchreit, der Boden ſey noch nicht urbar, je emſiger und tiefer muß gepflügt werden. Guter Gott! ſie reden von „vorzeitiger That“ als handelten hier nicht auch Menſchen, wie ſie ſelbſt ſind, ja oft beſſere. Seyd ihr ſo große Künſtler, daß Ihr es Euch allein vorbehaltet, die Uhr der Geſchichte auf die Minute zu ſtellen, die Euch beliebt, und ſie ſchlagen zu laſſen, wann es Euch gelüſtet? Aber, um dieſes Bild noch einmal zu gebrauchen: geht Euern langſamern Weg und laßt das Volk ſeinen ſchnellern gehen, nur daß Ihr Euch um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt dreht! denn das Volk iſt der Minutenzeiger, die Regierung der Stundenzeiger des Staates, und ob jener auch raſcher umlaufe, ſo verfolgt er doch gleiche Bahn. Es iſt leicht, das Bild zu vollenden.

Die Predigt haſpelt ſich ſo weiter ab: „Nicht nur, daß man durch voreiliges Handeln — (auch Worte werden zur That) — der gemeinen guten Sache ſchadet, ſondern man ſcheint auch daran, ob ſolche Ideen in das wirkliche Leben paſſen, nicht gedacht zu haben.“ Und jetzt wird geſagt, was Lüders geſagt hat! daß für den wahren Politiker und Staatsmann nur das eine Geltung haben könne, was wirklich erreichbar ſey, nimmer aber eine ſogenannte höchſte Idee, die niemals mit der Praxis des eigentlich politiſchen Lebens ſich vertragen werde, noch es könne; aus der Staatskunſt ſey jede Speculation zu verbannen; und was dergleichen

Göttinger Hofrathsthesen mehr sind. Solche Redensarten zeigen nun zum tausendsten Male seit sechs Jahren, wie wenig noch die Anführer der stehenden Gesinnungen, die Dialektik, womit man Volksmeinungen bekämpft, erlernt haben, und sie werden darum, sey es in gerechten oder ungerechten Kriegen, stets von jenen geschlagen werden, so wie die französischen Volksheere die ungelenke Taktik aller europäischen Feldherrn zu Schande gemacht haben. Sie verrammeln sich hinter ihren gothischen Grundsätzen, legen die ganze Macht ihrer Beredsamkeit hinein, machen dann und wann einen ungeschickten Ausfall und meinen, das sey die rechte Art, die feindlichen Ansichten zu bekämpfen. Indessen spottet man ihrer Festungen, hungert sie gelegentlich aus, umgeht sie und gewinnt das offene Land. Ideen, die nicht in's Leben passen, Speculationen, Träumereien, mit denen sich ein ächter Staatsmann nicht befassen mag! Reden diese politischen Marktschreier nicht heute noch, als sey die Regierungskunst noch immer ein Kabinetsgeheimniß und thun groß mit Wundermitteln, deren einfache Bestandtheile Jedermann kennt. Der ächte Staatsmann ist, wer die Ideen seiner Zeit aufzufassen und anzuwenden versteht; wer dieses nicht vermag, taugt selbst zum Gehorchen nicht, um so weniger zum Gesetzgeber. Man nenne uns doch die politischen Schwärmereien, denen sich „die Vertheidiger der Freisinnigkeit" hingegeben! Es ist wahr, irgend ein junger Mann

hat eine Aller-Deutſchen-Stadt bauen und in einem prächtigen Dome die Reichsverſammlung halten laſſen wollen. Das iſt aber das Aergſte, was an den Tag gekommen. Die Franzoſen im Anfange ihrer Revolution, hatten ſchlimmere Träume, aber ſie ſind, nachdem ſie aufgewacht, zur Vernunft gekommen, und die wahren, freiſinnigen Ideen, ob ſie ſie zwar anfänglich mißbraucht, ſind dennoch nicht untergegangen und auf ein „ſpäteres Jahrhundert hinaus, zurückgeworfen“ worden. Sie hatten eine konſtitutionelle Monarchie gefordert; da widerſetzte ſich der Adel, und zog den Thron mit in ſein eigenes Verderben. Sie forderten nun eine Republik, und nach wenigen Jahren war man froh, ſie mit einer konſtitutionellen Monarchie zufrieden zu ſtellen. Haben den Franzoſen ihre Ausſchweifungen geſchadet? Sie forderten zu viel, um genug zu erhalten; ſie ſpielten den Krieg in Feindes Land, um den vaterländiſchen Herd ſo ſicherer zu behaupten. Die deutſchen Schriftſteller, welche die gute Sache verfechten, ſollten ſich freilich etwas beſtimmter ausdrücken, um den Uebelwollenden die Ausflucht zu benehmen, ſie wüßten eigentlich nicht, was ſie für's deutſche Volk verlangten. Sie ſollten ſagen: man gebe uns alle die guten Einrichtungen, deren ſich die Franzoſen erfreuen, als da ſind: Unabhängigkeit von jedem auswärtigen Einfluſſe; Volksvertretung durch jährliche Parlamente; Schutz und Heiligkeit der Perſonen; Freiheit des Handels und der Gewerbe; Aufhebung der Zünfte; Aufhebung der

Privilegien; Gleichheit vor dem Geſetze; gleichen Schutz allen Religionen; Oeffentlichkeit der Juſtiz; Geſchwornen-Gerichte; Preßfreiheit; Verantwortlichkeit der Miniſter und der untern Beamten. Und wenn ſie dieſes forderten, könntet Ihr wohl ſo unbeſonnen ſeyn, zu antworten: Das ſind wahrlich gute Dinge; aber nur nach einer Revolution, die Alles über den Haufen wirft, können ſolche eingeführt werden. Könntet Ihr mit ſo plumpen Heucheleien gleich folgenden erwiedern wollen:

„Man übereile ſich und die Sache nicht, und verfehle dabei nicht die Manier, die ſchicklichſte Art und Weiſe; man überhebe ſich nicht über ſeinen Standpunkt, damit kein öffentliches Verhältniß verletzt werde; man befördere die Verbreitung einmal anerkannter liberaler Grundſätze, aber man thue dieſes nur auf dem einfachen Wege der Volkserziehung, nicht aber, indem man die Regierungen, die eben beſtehen, unmittelbar angreife und vor dem eigenen Volke die leitenden, oberſten Behörden kompromittire. Dieſe dürfen ſolches nicht dulden, und indem man dadurch ſie zu ſcheinbaren Gewaltſchritten gegen die an ſich doch unmächtigen, nur in ihren Ideen ſtarken, Einzelnen gleichſam ſelbſt zwingt, bringt man das hoffnungsvolle Kind, aus dem einſt ein rettender Held hätte werden können, dem Moloch, der ungereiften Zeit, zum Opfer!“ Daß es Gecken gibt, die, wenn von der Freiheit und dem Glücke eines großen Volkes die Rede iſt, von Manier ſprechen,

mit der man für die gute Sache zu ſtreiten habe, und etwa gar fordern, man ſolle den Tanzmeiſter und den Hofmarſchall dabei zu Rathe ziehen, darüber mag man lachen — das ſchadet nicht. Aber anderer Rathſchläge ernſterer Art mögen ſie ſich enthalten! Wie ſchlau! Die einmal beſtehenden Mißbräuche ſoll man achten, aber das Volk durch die Erziehung erſt für beſſere Einrichtungen empfänglich machen! Daß dieſe Erziehung den Jeſuiten anvertraut werden müſſe, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Unterdeſſen und bis die Kinder die Schule verlaſſen, hat man Zeit gewonnen, das wankende Gebäude der Feudalität mit neuen Stützen zu verſehen, die Vorrathskammern der Privilegirten wieder anzufüllen und dann lacht man aller liberalen Grundſätze. Die oberſten Behörden dürfen durch Tadel nicht „kompromittirt“ werden. Schon einmal kam dieſes Wort vor, und dieſer elegante Ausdruck verräth deutlich, daß der in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt enthaltene und hier beſtrittene Aufſatz ein Konverſationsſtück iſt, von der feinſten Theegeſellſchaft gelegentlich abgeſchnitten. Er endet mit der Warnung, daß durch das Verfahren der Freiheitsfreunde die Regierungen „zu ſcheinbaren Gewaltſchritten gegen die an ſich doch unmächtigen, nur in ihren Ideen ſtarken, Einzelnen“ gezwungen werden. Dieſes iſt gar nicht ſchlau; denn welcher liberale Schriftſteller wird ſich abſchrecken laſſen, wenn man ihm mit ſcheinbaren Gewaltſtreichen droht? Aber das Eine iſt wahr und man

muß es zugeben: So lange die Machthaber die Freiheit der Gesinnungen und der Handlungen mit Dauer zu unterdrücken vermögen, so lange sind sie berechtigt, es zu thun; was die öffentliche Meinung nicht erreicht, verdiente sie nicht zu erreichen. Hier ist der Besitz ganz der Maßstab des Rechts.

XI.

Der Roman.

(1823.)

1.

Nicht ein Bischen haben Sie mich lieb — flüsterte Karoline ihrem Freunde zu, und ließ ein Fädchen Seide aus ihren Fingern schweben — nicht so viel! Sie stand von dem Stickrahmen auf, setzte sich auf den entferntesten Stuhl im Zimmer und schmollte. Wie unartig bist du wieder — rief ihr die Mutter zu — und sieh nur, wie du den Obersten verstimmt hast! Wahrhaftig, ihr Beide da macht prächtige Gesichter, das sind glänzende Vorbereitungen zu eurer Hochzeit! — Hochzeit? .... entgegnete Karoline, und schüttelte bedächtig ihr blondes Köpfchen.... das will ich noch überlegen; ich kann die Spitzen, die mir der Onkel geschickt, auf jedem andern Ball auch brauchen. — Die Gräfin lachte. Ei du liebe Unschuld, wo hast du denn das gelernt? Du sprichst ja wie eine moralische Erzählung von Marmontel! Sey geschickt, komm her, und erkläre mir dein Zörnchen. — Sie

geben mir auch immer Unrecht, Mutter. Ist das ein Anderer? Heißt das ein Bräutigam? Andere Bräute bekommen Gedichte, daß sie sie nicht alle lesen können, und ich habe noch keinen Vers erhalten! Und er hat doch eine Ode auf Napoleon gemacht. Sie wissen, Karl hat mir einen Roman versprochen, worin er mich schildern wollte, ich freute mich so sehr darauf. Das sind nun sechs Wochen, und so oft ich ihn daran erinnere, sagt er morgen, und macht ein Paar grimmige Augen, als wäre er auf der Wachparade bei seinen garstigen Schnurbärten. Herr Morgen, Sie gefallen mir gar nicht mehr! Der Oberst schien gekränkt und schwieg. Karoline reichte ihm die Hand. — Wir wollen wieder gute Freunde seyn, sey nicht böse, lieber Karl! — Sie streichelte ihm die Haare von der Stirne.... Wo war es, wo du diese Wunde bekamst? kann ich doch den Namen nicht behalten! — In der Schlacht von Smolensk. — Die abscheulichen Kosaken! Das muß dir wohl recht wehe gethan haben? — Es war meine schmerzlichste Wunde nicht. — Du bist ja heute sehr galant, mein Freund! Warte, ich will deinem Herzen den Puls fühlen.... Sie legte die Hand auf seine Brust; der Oberst drückte sie mit Heftigkeit in seine Arme... Mein geliebtes Mädchen! Vieles lernt der Soldat entbehren und verlieren; ach! dich könnte ich nicht verlieren. — Guter Karl, wir wollen uns immer, wir wollen uns ewig lieben! — Unsterblich ist jede wahre Liebe; nicht Untreue, nicht Verrath, nicht der Tod kann sie tödten. Sie schlummert

nur, wie im Sarge, ſo im erkalteten Herzen unter der Winterdecke, um mit der Frühlingsſonne friſcher und grünender zu erwachen. Die Stunde iſt die körperliche Hülle der Ewigkeit — es lieben ſich ewig, die ſich auch nur eine Stunde geliebt. — Was ſagſt du, Karl? .. Der Oberſt zog ein Heft aus ſeiner Taſche, und überreichte es lächelnd ſeiner Braut. — Hier, Karoline, iſt der verſprochene Roman.

Karoline belohnte mit den anmuthigſten Liebkoſungen das längſt erwartete Geſchenk. Aber, warte — ſagte ſie mit drohendem Finger — jetzt ſehe ich, wie du dich verſtellen kannſt! Dachte ich doch, du ſeyeſt fürchterlich böſe auf mich, weil ich dich an dein Verſprechen erinnert, und — nicht wahr, du haſt nur ein ſo ernſthaftes Geſicht gemacht, um mich zu überraſchen? Doch, wie heißt dein Roman, ich ſehe ja keine Ueberſchrift? — Wie du willſt, liebes Kind! — Wie endigt die Geſchichte, iſt ſie traurig oder luſtig? — Wie es kommt, Karoline. Nun, ſetzt euch jetzt, Karl ſoll uns ſeinen Roman vorleſen. Und du, Fritz, ſprach ſie zu ihrem Bruder, dem Hauptmann, der mit ſchweren Tritten das Zimmer erſchütterte, ſtöre uns nicht mit deinen Sporen, mache dirs in dieſem Seſſel bequem, aber rühre dich nicht. Hörſt du?

Die kleine Familie ſetzte ſich um den Tiſch. Der Oberſt legte das aufgeſchlagene Heft vor ſich, ſtützte den Kopf auf ſeine Hand... Friede des Kriegs, o ſüße Ruhe der Schlachten — ſprach er leiſe vor ſich hin. — Du mußt lauter reden, flüſterte ihm Karoline zu, die Mutter kann dich ſonſt nicht verſtehen.

„Die Winterſchule war geendigt, die Feuer wurden ausgelöſcht, die Fenſter geöffnet, muntere Sonnenſtrahlen erheiterten die düſtere Zimmerluft, der Frühling rief und lockte zu tauſend Spielen.“.... „Haltet ein — rief der Hauptmann, indem er vom Stuhle aufſprang, und den Oberſten beim Arm faßte — haltet ein, Herr Schwager; ich weiß ſchon die ganze Geſchichte. Jetzt kommt der Himmel, und ein Fluß, und ein Wald, und ein beſonderer Baum, und darunter ſitzt Rinaldo und ſeufzt oder flucht.“... Karoline legte dem Schwätzer die Hand auf den Mund. Horch doch, Fritz, dein Schimmel hat ſchon zweimal gerufen, du mußt hinuntergehen und ſehen, was deinem Freunde fehlt. — Nein, erwiederte der Hauptmann, ſich niederſetzend — ich will ruhig zuhören; aber ihr werdet ſehen, daß ich recht habe. Rinaldo ſitzt unter einem Baume und ſeufzt oder flucht.

Der Oberſt fuhr fort. „Knaben und Vögel jubelten; glückliche Liebe lächelte und ſchwieg, die unglückliche weinte heißer, aber ſtiller. An einem dieſer ſchönen Tage gingen Auguſt und Klara den Hügel hinauf, von dem ſie den Strom, die Stadt, die alte Burg, und unten im Parke die fröhlichen Gäſte ſehen konnten, die eingeladen waren, Auguſts Geburtsfeſt zu feiern. Den Jüngling hatte im feindlichen Lande, im fremden Hauſe, in das er als Kriegsgaſt gekommen, eine ſchwere Krankheit niedergeworfen, und als er aus ſeinem Fieberſchlummer geneſen erwachte, lächelte ihm wiedergefundenes Leben und der Frühling und die Liebe entgegen. Klara

die schöne Tochter seiner freundlichen Wirthe, hatte ihm den letzten Becher des Heiltranks mit zitternder Hand und niedergeschlagenem Blicke gereicht. In das Herz des Mädchens, das sich dem Mitleide, in das Herz des Jünglings, das sich der Dankbarkeit geöffnet, schlich die Liebe ein. Sie errieten sich bald; Klarens Eltern sahen froh diese Wechselneigung entstehen. August war Sekretär bei einem französischen Prinzen und Marschall, und hatte Gelegenheit gefunden, sich dem Kaiser bemerklich zu machen. Er schritt auf dem Wege des Glücks rasch und rascher fort. Klarens Hand wurde ihm zugesagt.

„Die Liebenden saßen oben auf der Moosbank in süßen Gesprächen versunken. August erzählte von seinen Fieberträumen, und wie ihm ein Engel in blauem Gewande erschienen sey, der ihm Genesung verheißen. Klara erzählte von ihren Aengsten, von ihren durchweinten Nächten. So säuselte eine Paradiesesstunde vorüber. Die Sonne neigte sich zum Untergange, die Luft ward kühl, Klara erinnerte ihren Freund, daß er sich noch zu schonen habe. Sie eilten den Hügel hinab. Von neckenden Gästen empfangen, verbarg Klara ihr Erröthen an der Brust ihrer Mutter. August, dem ein Bedienter meldete, daß eine Fremde in ihrem Wagen vor der Gartenthüre hielte, die ihn zu sprechen wünschte, eilte dahin. Ein altes Mütterchen, reich aber wunderlich gekleidet und geschmückt, wankte auf einem Stabe gebogen ihm entgegen. August stürzte in ihre Arme ... Meine

Mutter!... Mein Sohn!... Nun Gott sey Dank, lieber Sohn, daß ich dich lebend und gesund finde. Jetzt will ich gern sterben. — Welche Ueberraschung! — Gleich nach dem Briefe, den du mir durch deinen Arzt schreiben ließest, reiste ich ab, um dich in deiner Krankheit zu pflegen. Auf dem Wege ward ich selbst schwach, und mußte acht Tage liegen bleiben.... Theure Mutter!... Bist du es denn wirklich, lieber Sohn? Ich kenne dich nicht mehr! Wie du dich geändert hast! Und ein vornehmer Herr bist du geworden, dein Vater selig hat es immer gesagt: Aus dem Jungen wird etwas Rechtes. Ach, du hast ja gar einen Orden? Aber, mein Sohn, das darfst du ja nicht tragen!... Liebe Mutter, erwiederte August lächelnd, es ist kein Kreuz, es ist ein Stern.... Ja, es ist wahr. Schau, was das kostbar ist! Aber wie leicht kannst du das verlieren; laß es dir fest nähen.

„Unterdessen waren die Gäste, welche die wunderliche Scene aus der Ferne mit angesehen, herbeigekommen. Klara hielt neckisch das Schnupftuch vor den Augen und sprach unter Schluchzen: Du Ungetreuer, du Bösewicht, hast dein Mädchen betrogen, liebst eine Andere! — Klarens Eltern drohten lachend mit dem Finger: Feiner Herr, sauberer Herr, das erfahren wir noch zur rechten Zeit.... Ah! Frau Rachel — ließ sich ein junger Offizier vernehmen — nicht wahr, dem Herrn Baron da habt ihr früher aus der Klemme geholfen? Hat er noch ein Pfand bei euch, habt ihr ein

Wechselchen? Machts christlich.... August wandte sich dem Spötter zu und sprach mit flammendem Gesichte und drohendem Blicke: Sie ist meine Mutter!"...

Ein Schmerzensschrei, den die Gräfin ausstieß, unterbrach hier die Vorlesung. Karoline und ihr Bruder sprangen erschrocken auf.... Gott, liebe Mutter, was fehlt Ihnen, Sie werden ja blaß? — Nichts, Kinder, nichts, mein altes Herzklopfen. Bringt mir meine Arznei. — Die Gräfin, nachdem sie sich wieder erholt hatte, bat den Obersten, morgen fortzufahren, der Kopf schmerze ihr. — Haben denn Klarens Eltern nicht gewußt, daß August ein Jude ist? fragte Karoline den Obersten. Das werden wir morgen hören, erwiederte dieser. — Das ist eine Teufelsgeschichte! bemerkte der Hauptmann. Aus der Heirath kann nun nichts werden, und mein Rinaldo, der unter einem Baume seufzt, ist ein Hebräer. Muß doch morgen unsern Haus-Jud fragen, ob sich ein Hebräer verlieben darf, nach Mosis Gesetz. — Es ist wahrlich eine verdrießliche Geschichte, fiel der Oberst lachend ein. Was thäten Sie, gnädige Mutter, wenn Ihrer Tochter ein solches Unglück begegnete? Die Gräfin bückte sich nach ihrem gefallenen Taschentuche. — Und ihr, Herr Schwager? — Hölle und Teufel — erwiederte der Hauptmann, mit den Füßen stampfend — wenn mir ein verdammter Jude einen solchen Streich spielte, würde ich den Kerl vom dritten Stockwerk hinabwerfen, daß Vater Abraham Ach und Weh schreien soll, wenn ihm so plötzlich ein schwerer

Klotz in den Schoos fällt.... Und du — und Sie, Fräulein? .... fragte der Oberst Karolinen. Diese machte einen tiefen Knix. Bedanke mich schön für das Kompliment, Herr Oberst. Wahrhaftig, Sie sind ein artiger Herr. Wie kannst du dir nur denken, Karl, daß ich einen schwarzen, spitzbübischen Juden jemals lieb gewinnen könnte? — Es gibt auch blonde und ehrliche, erwiederte der Oberst. — Es ist freilich schlimm, es ist sehr traurig, nachdem man sich geliebt und geküßt hat, sich wieder zu verlassen. Aber was ist zu thun? — Du würdest also deinen Geliebten verstoßen, Karoline? — Wie anders? Die arme Klara würde ja ausgelacht werden, und ihr jüdischer Mann dürfte ja nicht einmal ins Casino gehen. Aber sie muß es geschehen anfangen, wenn sie ihn fortschickt. Lieber Herr Schmul, würde ich meinem Bräutigam sagen — nicht wahr, Mutter, alle Juden heißen Schmul mit ihrem Taufnamen? — Lieber Herr Schatz, es ist wahr, ich habe Sie lieb gehabt; Gott weiß, wie es gekommen, ich war immer ein närrisches Mädchen gewesen — aber lieber Herr Schmul, seyn Sie vernünftig, wir können uns nicht heirathen. Seyn Sie nicht bös, lieber Herr Schmul: sehen Sie, ich schenke Ihnen alle meine Brillanten, alle meine Blonden, sind viel Geld werth, Sie können gute Geschäfte damit machen auf der Braunschweiger Messe; aber geben Sie mir mein Wort zurück.

Nimm es! sprach der Obrist mit bebender Stimme, und stürzte wie im Wahnsinne fort.

2.

Ihr habt mir die Spiele meiner Kindheit gestohlen, Ihr schlechten Schelme! Ihr habt mir Salz geworfen in den süßen Becher der Jugend; Ihr habt die tückische Verläumdung und den albernen Spott hingestellt auf den Weg des Mannes — abhalten konntet Ihr mich nicht, aber müde, verdrossen und ohne Freudigkeit erreichte ich das Ziel. Empfindung nach Empfindung habt Ihr mir getödtet, und einen Kirchhof geschaffen aus dieser lebensvollen Brust. Daß mir die Rache nicht einmal geblieben, daß ich nicht Kraft habe, zu vergeben, und nicht Ohnmacht genug, sie zu züchtigen! Ich kann sie nicht erreichen in ihrer Fuchshöhle, ich kann mich nicht bücken, ich kann nicht kriechen; und Recht behalten, wie immer, wird das schlaue Vieh. . . . Ach, dieser schöne Sonnentag, wie schnell ging er vorüber! Da sind sie wieder, die alten Fledermäuse, die mir so lange um Stirn und Ohren schwirrten; da bist du wieder höhnisches Gespenst, das mich aus der Mutter Schoos in die Wiege, aus der Wiege in die Schule, aus der Schule in das Leben geneckt! Ein Wort — nein, weniger als ein Wort — die Erzählung eines alten Schalls — furchtbarer Zauber! . . Verloren, verrathen, betrogen! . .

In diesen heftigen Ausbrüchen eines verwirrten Sinnes und eines gekränkten Herzens suchte Karl sich seines Grams zu entladen. Corre, sein treuer Freund und Waffenbruder,

ſtand ihm längſt zur Seite. Bravo! — rief dieſer, in die Hände klatſchend — Bravo, Charles! Herrlich, ganz unvergleichlich, wie Talma, ganz wie Talma! Haſt Probe gehalten? Werdet morgen die Komödie aufführen bei deiner gnädigen Mama? — Die Komödie iſt aus, erwiederte Karl. — Schon geſchehen? Schade, wäre gern dabei geweſen. Haſt Beifall gefunden? Hat die gnädige Sippſchaft dich gelobt? Hat die hohe Götterſchaft dir zugelächelt? O du Glücklicher! — Verloren, Alles hin, nur du allein bleibſt mir noch. — Karl ſank mit thränenden Augen an die Bruſt ſeines Freundes. — Was iſt das, Charles, was bedeutet das? Das iſt nicht Spiel, rede, was iſt geſchehen? — Karl ſprach und weinte ſich aus. — Das iſt Alles? Weil du ein Jude biſt? frug Corre unter Zorn und Lachen. Ich bin noch weniger, als du, ich bin nicht einmal getauft. Ich heiße Brutus, und, Gott ſey Dank! mein Name ſteht nicht im Kalender der Heiligen. Keines jener frommen Lämmer, die ſich geduldig ſchlachten, braten und verzehren ließen, führt meinen Männernamen; ich gehöre beſſer zu jenen kühnen Jägern, welche die Wölfe erlegt, die die Lämmer zerriſſen. — Alles, ſeufzte Karl, Alles iſt verloren! — Alles? fragte Corre mit gerührter Stimme, und dieſe Narbe iſt dir Nichts, und die Erinnerung, für wen du ſie trägſt, rechneſt du für Nichts? — Mit tauſend Herzen habe ich das Mädchen geliebt, und ſo zurückgeſtoßen zu werden von der Schwelle meines Glücks! — Sey ein Mann, Charles,

du haſt ein Mädchen verloren und dich gewonnen. Da es dahin gekommen, darf ich offen mit dir ſprechen. Ich kannte die Liebe nie, ich bin ein Kind des Lagers; aber es kann nichts Unwürdiges ſeyn, was meinen Charles beſiegte. Doch hätteſt du nur eine Andere gewählt! Und wäre es die ſchielende Alſon, die liebliche Tochter unſerer Marketenderin geweſen; ich hätte Mondnächte mit dir durchſeufzt und durchwacht und hätte nicht gelächelt. Aber jenes eitle Pfauengeſchlecht iſt meiner Seele verhaßt. Du kennſt ſie nicht, Charles, ich kenne ſie beſſer. Den Hund verachten wir nicht ſo, wie ſie uns verachten. Die Uebermüthigen Verdorbenen, ob ich ſie kenne! Sie haben uns alle unſere Siege vorgebahnt. Fürſt und Land und Volk haben ſie verrathen. Eure Bürger haben wir mit den Waffen beſiegt, und nicht immer, jene Götter mit Gold und Tand, und überall. Sey froh, Charles! Wein her, laß uns dieſes Glas leeren. Es lebe die Freiheit! — Es lebe die Freiheit! rief Karl begeiſtert, und Tod und Verderben jeder Gewalt!

Die Thüre wurde mit Heftigkeit aufgeſtoßen, und der Hauptmann, Karolinens Bruder, ſtürzte wüthend in's Zimmer. Die vorgerückte Abenddämmerung ließ ihn erſt an ſeiner Stimme erkennen. Finde ich dich endlich, ſpitzbübiſcher Jude! Hab ich den Schurken! Er drang mit einem Stocke auf Karl ein. Dieſer ſuchte ſeinen Degen und da er ihn nicht fand, drängte er ſich an Corre, ihm den ſeinigen

aus der Scheide zu ziehen. Corre ſtieß ihn zurück. Wag' es nicht, ſagte er; dieſer Degen iſt mein, und ich hab' ihn zu führen. — So recht — ſchrie der Hauptmann mit Hohngelächter — Jud und Franzos, Franzos und Jud, das gehört zuſammen, das ſteht Eines für das Andere. — Zieh! ſchrie Corre, wahr' dein Roſenblut, Page! Sie fielen aus, beim zweiten Gange ſtürzte der Hauptmann nieder und badete ſich in ſeinem Blute. — Eil, lauf zum Stabs-Chirurg, rief Corre beklommen. — Schick zum Pfaffen, ſprach Karl, ruhig und kalt; ruf den Pfaffen, daß er's zum Uebrigen lege.

3.

Karoline v. P. an ihre Freundin.

Wenn Sie Recht hätten, liebe Sophie, wenn in den Jahren der Jugend Wunden und Schmerzen bald heilten und vergeſſen würden — wäre ich dann nicht noch elender? Von meinem Glück iſt mir nur mein Leid geblieben, und das iſt leichter zu tragen, als ein leeres Herz. Geſtern war es ein Jahr, daß meine gute Mutter geſtorben, ich weinte den ganzen Tag. Mein Bruder weckte gewaltſam den ſchlummernden Zorn in ſeiner Bruſt auf; am Abend warf er Blut aus und war ſehr krank. Ach wie ſchrecklich ſind die Männer! Der arme Fritz! Er hat die Kraft nicht mehr, ohne Führung durch das Zimmer zu gehen, und

noch die Kraft zu haſſen. Es iſt keine Hoffnung für ihn; das hat mir der Arzt verrathen, der mir mit Troſt entgegen kam, ehe ich ihn ſuchte. Die Stichwunde, die er in der Bruſt erhalten, hat ihn unheilbar verletzt. Alle unſere Bekannten, welche meine Verbindung mit dem Oberſt getadelt, und mit meiner Mutter darüber grollten, haben uns verlaſſen. Nachdem uns das Unglück getroffen, ſahen ſie uns mit ſchadenfrohen Augen an, und jetzt begegne ich nur gleichgültigen Blicken. Wie einſam iſt doch der Unglückliche! Ihr Gatte und Ihre Kinder, liebe Freundin, werden einen ſtets engern, einen ſtets ſüßern Kreis um Sie ſchließen, und Sie auch werden meiner nur gedenken, ſich ihres Friedens inniger zu freuen.

Von dem Oberſten habe ich nichts gehört. Neulich ſagten ſie, er ſey in Gefangenſchaft der Engländer gerathen. Vielleicht war es nicht wahre Liebe, was ich für ihn gefühlt, aber es war die höchſte Neigung, der ich fähig war. Ich kann mich nicht mehr zurecht finden. Die Leiden meiner Mutter und meines Bruders haben mich irre geführt, und ich habe den alten Weg meines Herzens verloren. Er war ein edler Menſch, und liebte mich mit aller Zärtlichkeit. Ob er wohl an mich denkt? Er iſt ein Mann.

Wenn ich meinen Bruder verliere, werde ich in eine Erziehungs-Anſtalt zu kommen ſuchen. Frau v. C. hat mir ihr Haus angeboten; aber ich kann nicht Kinder ſehen unter den Augen ihrer Mutter; ich muß mich zu fremden Kindern

geſellen, denken, ſie wären auch verlaſſene Waiſen, und ihre ältere Schweſter ſeyn.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren gütigen Brief.

4.

Oberſt W. an Corre.

Cadix, den 26. Dec. 1819.

Ich kenne dein Herz, Corre, und glaube daran, auch wenn ich es nicht begreife. Aber jedem Andern würde ich ſagen: Du liebſt die Freiheit, und kannſt der Tyrannei nicht dienen? Nicht über Alles liebſt du ſie. Brutus hat den Blödſinnigen geſpielt — ich vermochte mehr als dieſer. Seit vier Jahren lächle ich wie ein Schurke, ſtecke Gold ein wie ein Bube, und ſchließe mit allen Kutten Brüderſchaft. Wohl manchmal am Abend ſinken mir die Knie von der Arbeit des Tages! dann laſſe ich mich in das Meer hinausſchiffen, erzähle den Wellen mein Geheimniß, und kehre geſtärkt nach Hauſe. Du fragſt mich, warum ich mein Vaterland fliehe? Ich habe keines, ich habe die Fremde noch nicht geſehen. Wo Kerker ſind, erkenne ich meine Heimath; wo ich Verfolgung finde, athme ich die Luft meiner Kindheit. Der Mond iſt mir ſo nah wie Deutſchland. Nur einmal, in einer unverwahrten Stunde, habe ich dieſes

umpanzerte Herz geöffnet, und da haben ſie mich ſchnell und gut getroffen. Es geſchieht nicht wieder.

Alles iſt gerüſtet, die Winde ſind günſtig, in wenigen Tagen wölbt ſich ein ſchönerer Himmel über mir. Ich habe nicht Zeit, mehr zu ſprechen, aber wiſſe, der Tag, an dem Du dieſen Brief erhältſt, war der glücklichſte in dem Leben Deines Freundes.

XII.

Altes Wissen, neues Leben.

(1823.)

Alphons, König von Aragonien, der Himmel und Erde kannte — er war beigenannt der Astronom, der Philosoph und der Weise — hat gesagt: „Vieles besitzt der Mensch, Vieles begehrt er; aber unter allen Gütern des Lebens sind nur folgende wichtig: Altes Holz zum Brennen, alter Wein zum Trinken, alte Freunde zur Gesellschaft und alte Bücher zu Lesen. Das Uebrige ist Lumperei.“ Da jede wackere Hausfrau weiß, daß dürres Holz besser als grünes brennt; da jedem braven Manne alter Wein angenehmer als junger mundet, und dieser wie jene weiß, welchen Vorzug erprobte Freunde vor neuen haben — so wollen wir blos von alten Büchern sprechen.

Es ist eine anerkannte Wahrheit und die oft genug ausgesprochen worden, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt; wahrscheinlich gibt es für die Bewohner auf und über ihr auch nichts Neues. Was geschieht, geschieht zum wiederholten Male; was gedacht wird, wurde früher schon gedacht;

was gesagt, geschrieben wird, haben schon Andere gesagt und geschrieben. Wir glauben oft eine neue Wahrheit zu finden; aber wir finden sie auch nur — ein Anderer hatte sie verloren. Wir entdecken sie, wie wir Amerika entdeckt, und so wenig der Naturkundige die neue Thierart, die er zum Erstenmal beschreibt, geschaffen hat, so wenig haben wir die neuen Ideen geschaffen, mit welchen wir zum Erstenmale unsere Zeitgenossen bekannt machen. Da sich nun dieses so verhält, und wir uns alle aus Büchern belehren, ist die Frage: Soll man diese Belehrung mehr aus alten oder mehr aus neuen Büchern schöpfen? Wohl ist das Erstere anzurathen, aus mancherlei Gründen. Bei den Alten war das Leben von der Wissenschaft nicht getrennt, sie dachten ihr Leben und lebten ihre Gedanken, und diesen, da die ganze Fülle des Daseyns ihrer Schöpfer darin abgedrückt war, konnte es an Kraft und Dauerhaftigkeit nicht fehlen. All ihr Thun, all ihr Reden kam aus dem Ministerium des Herzens und aus der geheimen Kanzlei des Geistes. Aber die Philosophen und Staatsmänner unserer Zeit haben, wie der Moniteur, einen kleinen offiziellen und einen sehr großen nicht offiziellen Theil. Wie kann nun Dauer, Kraft und Anmuth haben, was in einer verdießlichen Amtsstunde gethan und geschrieben wurde, in einer Stunde der Zerstreuung, wo im Hintergrunde des Feierabends uns Weib und Kind, und Freund und Becher lockten? Auch ist zu bedenken, daß viele neuere Schriftsteller, die wissentlich von den Alten Ideen

genommen, und sie für ihre eigenen ausgegeben, um den Diebstahl zu verheimlichen, das Zeichen an den gestohlenen Ideen vertilgt und ihnen dadurch das Gepräge geraubt haben, worin ihre Eigenthümlichkeit sich ausdrückte. Wir reden oft von der Einfachheit und Klarheit der guten alten Schriftsteller; woher entstand diese Einfachheit und diese Klarheit? Die Alten suchten weniger zu glänzen; nicht etwa, daß sie bescheidener gewesen, als wir sind, aber das Gedränge der Redner und Schreiber war nicht so groß, als es jetzt ist, und man hatte, um sich bemerkt zu machen, nicht nöthig, zu schreien und zu blenden. Die Alten hielten sich an der Sache, an der Wahrheit, sie gebrauchten keine schmetternden Worte, keine schimmernden Redensarten; sie begnügten sich, von ihren Ansichten scharfe und genaue Umrisse zu geben. So sind sie der neuen Zeit zugekommen; es ist aber mit den Gedanken, diesen Abdrücken des menschlichen Geistes, wie mit den Kupferstichen; die Abdrücke vor der Schrift sind die besten. Durch die Erfindung der Buchdruckerei sind die Ansichten der Alten sehr vervielfältigt, sehr verbreitet, aber auch sehr geschwächt worden. Ueberdies sind wir mit ihnen verfahren, wie es die Kinder mit den Bilderbögen machen. Wir haben die Zeichnungen der Alten illuminirt, und da wir dabei aus Unachtsamkeit, Ungeschicklichkeit, oder weil es schwer ist, den Pinsel immer fest und genau zu führen, oft rechts und links ausgeschweift sind, haben wir die Contouren verwischt, und man kann von

unſerer neuen abgebildeten Wiſſenſchaft ſagen, daß die Wahrheit des Urbildes bei ihr zwar in der Mitte liegt, aber am Anfange und Ende verletzt worden. Aber wie bedeutend und unglückſelig iſt dieſes Ueberſchreiten! Um einer Wahrheit Daſeyn wird ſelten geſtritten, auch nicht zwiſchen den feindlichſten Geſinnungen; gekämpft wird nur um die Gränzen einer Wahrheit. Daher die Verwirrung unſerer und früherer Zeit. Wie ſchlimm! Als Chriſten können wir der Farben nicht entbehren, denn wir können der Perſpektive nicht entbehren. Jeder Grundſatz iſt uns nur ein Vorhang, den wir wegſchieben, um das zu ſehen, was dahinter iſt; da aber das Hintere auch ein Vorhang iſt, werden wir nicht fertig. — Jede Wiſſenſchaft dient uns zur Leiter, darauf in den Himmel zu ſteigen, und ſind wir oben, oder glauben, oben zu ſeyn, wenden wir der Leiter verächtlich den Rücken zu. Darum kommen wir nie zum Ziele, weil wir jeden Zweck, ſo bald wir ihn erreicht, zum Mittel erniedrigen; darum haben wir Vieles verwirrt, Vieles verwiſcht und mancher guten Lehre der Alten — nicht den Werth, das vermochten wir nicht — aber den Preis geraubt. Weiter ſind wir freilich als die Alten, wir ſind aber ſo weit gekommen, daß wir unſere Heimath nicht mehr finden, und während Jene in dem engern Kreiſe ihres Wiſſens alle Wege und Abwege kannten, fragen wir auf unſern weiten Fahrten in Angſt und Sorgen den Kompaß um die ſchwankende Weltrichtung an.

Wir wollen nur zweier Wissenschaften gedenken — es sind freilich solche, die das ganze menschliche Daseyn umfassen — worin die Alten die Neuen weit übertroffen: der Sittenlehre und der Staatslehre. Die Sittenlehre des Heidenthums ist uns zu enge geworden, wir sind ihr entwachsen; die Sittenlehre des Christenthums ist uns zu weit, wir füllen sie nicht aus, und so leben wir — nicht ohne Sittlichkeit, denn, Dank der Güte und Kraft der menschlichen Natur, daß nicht Wahnsinn, nicht Bosheit und Gewalt sie zu zerstören vermochte — aber ohne Sittenlehre leben wir. Die Heiden waren kurzsichtig; sie sahen nicht über das Grab hinaus. Wie tolle Verschwender vergeudeten sie des Lebens Reichthum in wenigen irdischen Jahren; aber sie starben satt, in Unschuld und Unwissenheit, wie die Kinder, und die Kinder sind es, die am nächsten stehen Gottes Throne. Die Christen sind weitsichtig, sie erkennen das Leben nicht; sie vermögen nur zu lesen, was mit Sternen am Himmel geschrieben; eine Schrift mannigfacher Deutung fähig. Wie Geizige häufen sie Schätze auf Schätze, Zinsen auf Zinsen, sterben im und am Hunger, mit Sünden belastet und dieser Bürde sich bewußt; aber verloren ist, wer sich aufgibt; schuldig ist, wer sich schuldig fühlt; dort oben gibt es keine Fiskale und Verräther, und keine andere Klage hört der gnädige Richter an, als die der Kläger gegen sich selbst gewendet. Sie haben einen Gott des Himmels und einen Gott der Erde geschaffen, die sie als Parteihäupter

betrachten, mit deren einem man es verderben müſſe, wolle man mit dem andern es halten! Man müſſe unglücklich ſeyn, um ſelig zu werden! Als wäre die Erde nicht auch ein Stück des Himmels, als wäre die Zeit nicht auch ein Theil der Ewigkeit und Gott überall! So bleibt uns, wie der Horizont, wo Himmel und Erde ſich berühren, des Glückes Fülle ewig fern. So ſtehen wir zitternd auf der zitternden Brücke, die vom Leben zum Tode führt, wagen nicht vorwärts zu gehen, haben nicht den Muth zu leben und nicht den Muth zu ſterben. Freilich ſind wir beſſer, als wir denken, ſind glücklicher, als wir zu ſeyn glauben; aber unſere Seele iſt hypochondriſch — nicht krank genug, am Uebel zu ſterben, nicht geſund genug, ſich wohl zu fühlen. Jede natürliche und geſunde Neigung halten wir für eine Leidenſchaft, jede Leidenſchaft für eine Sünde; von jeder Sünde fürchten wir, ſie werde uns in die Hölle ſtürzen, und zwanzigmal im Tage zittern wir, der Teufel werde uns holen. Unglückſelige, die wir ſind! Der uns erlöſt, den haben wir gebunden, und ſo harren wir des neuen Meſſias, der den Erlöſer erlöſe; auf den Vater warten wir, der den Sohn mit dem heiligen Geiſt verſöhne. Kommt dieſe Zeit des dritten Teſtaments, dann wird der glückliche Menſch, wie die Bäume des Südens, zugleich Blüthen und Früchte tragen, den Frühling mit dem Herbſte verbinden, zugleich Chriſt und Heide ſeyn — und dann wird der Himmel ſeyn überall, wo ein klares Auge iſt, ihn zu erkennen.

Mit der Staatslehre ist es noch viel schlimmer. Haben wir keine Sittenlehre, so haben wir doch wenigstens eine Sittlichkeit, und man kann den Weg vom Herzen zum Kopfe auch ohne Landkarte finden. Wir haben aber nicht blos keine Staatslehre, sondern auch keine Staatskunst. Der Beweis für diese Behauptung wäre leichter zu führen, wenn der Beweise weniger wären; man muß sich aber durch das Gewühl der neuen erst durchdrängen, um zu den alten zu gelangen, welche hier allein zu gebrauchen sind. Seit der Wiederbelebung der Künste und Wissenschaften in Europa haben alle Menschen, jeder in seinem Kreise, die Erfahrung benützt. Aerzte, Naturforscher, Seefahrer, Handwerker, Kaufleute, Maler — nur die Staatsmänner haben von der Erfahrung nichts gelernt. Ihre Ungelehrigkeit zeigte sich vorzüglich daran, daß sie mühsam ihren Scharfsinn vergeudeten, die Verschiedenheit der geschichtlichen Verhältnisse aufzufinden, aber nie ihren Witz gebrauchten, die verborgenen Aehnlichkeiten der Jahrhunderte zu entdecken. Sie urtheilten und verfuhren darnach, wie ein Mensch urtheilen würde, der dächte: Ich werde nie sterben, denn von allen Menschen, die je gestorben, hat keiner völlig meine Gestalt gehabt. Hätte man den Anstiftern und Lenkern des dreißigjährigen Kriegs gesagt: „Ihr guten Leute, gebt euch keine vergebene Mühe; erinnert euch, was Luther dem Churfürsten von Sachsen geschrieben: „Ew. churfürstliche Gnaden wissen nun und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders

*

als zu Nürnberg über dieſe Sache beſchloſſen iſt.“ ... Glaubt den Todten, die Todten lügen nicht — ſie hätten geantwortet: „Luther war ein braver Mann, ein kluger Mann, ein rechtlicher Mann, wir glauben an ihn, wie an Gottes Wort; aber Luther hat von Nürnberg geſprochen und nicht von Prag.“ Wie iſt mit ſolchen Leuten fertig zu werden? Büſchings Geographie iſt gar dick. Und hätte Luther von Prag geſprochen, ſo hätte er nicht von Leipzig geſprochen; und hätte er von Leipzig geſprochen, ſo hätte er nicht von Magdeburg geſprochen; und hätte er von Magdeburg geſprochen, ſo hätte er nicht von Nördlingen geſprochen, und von welchem Orte er alſo geſprochen hätte, er hätte vergebens geſprochen. Was hätte auch die Staatsmänner belehren und bilden können? Die Geſchichte der letzten Jahrhunderte war nur eine Familiengeſchichte, und man regierte Europa, indem man höchſtens ſechs Menſchen leitete. Dieſes iſt ſo wörtlich wahr, daß, ſo bald in einem Ereigniſſe der ſiebente Mann hinzutrat, ſie zu kurz kamen mit aller ihrer Schlauheit. Sie haben die Reformation, den Abfall der Niederlande, die engliſche und die franzöſiſche Revolution weder zu verhindern, noch zu lenken gewußt. Freilich kann man ſagen: „Das lag außer dem Kreiſe menſchlicher Macht!“ — aber verſucht haben ſie es doch, und wer das Unmögliche verſucht, zeigt, daß er das Mögliche nicht vermag, und daß er das Wirkliche nicht faßt. Die Experimental-Politik hat keinen größern Werth als die

Experimental-Physik; sie kann gleich jener dazu dienen, auf hohen Schulen die Erscheinungen der Geschichte zu erklären, die Elemente und Mischungen der menschlichen Verhältnisse den Sinnen darzuthun, aber sie lehrt nicht, wie man die Natur der Dinge ändert. Die Physiker und Chemiker mögen in ihrem Kabinette elektrische Funken herausziehen, galvanische Schläge geben, eine Luftart bilden, Säuren und Alkalien darstellen: aber das Wetter, das Klima, zu ändern, Wind, Donner, Blitz und Regen zu machen oder zu vertreiben — das vermögen sie nicht. Die Politiker der frühern Jahrhunderte waren Staats-Chirurgen, aber keine Staats-Aerzte. Zwar hatten die Besten unter ihnen den Lehrsatz des Hippokrates angenommen: „Was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer.“ Aber sie hatten den Satz umgekehrt und gesagt: „Was das Feuer nicht heilt, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilen Arzneimittel.“ Demnach hatten sie gegen kranke Zeiten zuerst Kanonenfeuer gebraucht; half dieses nicht, operirten sie die Köpfe, und half auch dieses nichts, fingen sie über innere Mittel zu sinnen an. Aber dann war es zu spät, der Kranke war gestorben und es war nichts mehr zu heilen da. Und gab es einen Kranken, der Feuer und Eisen überstanden, so zwangen sie ihm nicht blos die bittere Arznei, sondern auch den Löffel auf, worin sie ihm die Arznei gereicht — und der Kranke erstickte. Da waren die Staatsmänner des Alterthums ganz andere Menschen!

Die heutigen Spanier, so schlimm sie auch seyn mögen, sind lange nicht so hartnäckig, als das jüdische Volk gewesen — denn dieses konnte man bis jetzt noch nicht bändigen — und doch war Moses mit ihm fertig geworden! Wie mächtig haben Sesostris, Confucius, Solon, Lykurg, Manco-Capac gewirkt; wie Metall haben sie ihre Völker umgeschmolzen! Ihr sagt: „Die hatten es mit rohen Völkern zu thun, hätten sie, wie wir, es mit ausgebildeten zu thun gehabt, wäre ihnen das Unternehmen auch nicht gelungen.“ . . . . Das heiß ich vortrefflich antworten; ich habe nichts Anderes hören wollen! Ausgebildete Völker schmilzt auch kein Moses um, und stünden ihm alle egyptischen Plagen zu Gebote.

Woher kommt es aber, daß wir keine Staatslehre und keine Staatskunst haben? Zu dieser Untersuchung ist hier der Ort nicht, und sie wäre auch ohne Nutzen; denn die Uebel in der Zeit werden nicht, wie die im Raume, an ihrer Quelle geheilt, da man die Vergangenheit weder austrocknen noch ableiten kann. Es soll nur gezeigt werden, daß wir nicht an jenem Mangel litten, wenn die Kenntniß des Alterthums gründlicher und verbreiteter wäre. Eine solche Kenntniß aber würde nicht blos auf die wissenschaftliche Bildung der Zeitgenossen, sondern auch auf das wirkliche und allstündliche Leben von unaussprechlich wohlthätiger Wirkung seyn. Was die Kämpfe unserer Tage so schrecklich macht, ist nichts Anderes, als die Ueberraschung, mit welcher den Kämpfenden auf beiden Seiten die Erscheinungen der Geschichte

entgegentreten. Ueberraſchung aber gebiert Schrecken, Schrecken iſt der Vater der Verzweiflung, und Verzweiflung iſt blind. Wir alle, verſchiedenen Geſinnungen zugethan, ſind im Wahne, es geſchähe Neues; neue Laſter, neue Rechte, neue Rechtsverletzungen und Anmaßungen wären entſtanden. Aber die Tyrannei iſt alt, und die Freiheit iſt alt, und der Kampf zwiſchen beiden iſt alt. Weil wir den Umlauf der Menſchheit nicht kennen, verwechſeln wir die Witterung mit den Jahreszeiten. Fällt im Mai rauhes Wetter ein, jubeln Dieſe und trauern Jene: die Sonne ginge zurück. Hat der November einen warmen Tag, wehklagen Jene und jauchzen Dieſe: der Frühling komme; und ſo tritt nach jeder gewonnenen oder verlorenen Schlacht der Uebermuth der Sieger und die Verzweiflung der Beſiegten hervor. Eines Morgens wird man die Flüſſe gefroren, oder die Bäume in Blüthe finden, und die rothen oder die weißen Narren werden den Mund aufſperren! Kennten wir das Alterthum, würde uns die Vergangenheit als Landcharte für die Gegenwart dienen, und kann man auch mit der beſten Charte in einer fremden Gegend einen Fußpfad verfehlen, ſo geht man doch in den Hauptrichtungen nicht irre, und mit ihr verſehen, wird man nie einen Ort in Europa ſuchen, der in Amerika liegt. Manche Menſchen und manche Völker eifern gegen die Machthaber mit Wort und That, weil ſie glauben, daß ſie unterm Drucke leben; kennten ſie aber die Lage, worin die alten Völker geweſen, ſie würden ihre eigene beneidenswerth finden.

Sie würden einsehen, daß ihnen Gewerbfleiß und Wohlstand eine Unabhängigkeit geben, welche die Bürger der alten Staaten nie besaßen; daß diese ihren Lebensunterhalt von den Großen und Reichen erbetteln, und die empfangenen Almosen theuer vergüten mußten. Mancher eifert gegen den Adel, nur weil er nicht weiß, daß Rom acht Jahrhunderte von den Patriziern beherrscht, und von ihnen zum ersten Reiche der Welt erhoben wurde, und daß in den reinen Demokratien des Alterthums eine Aristokratie des Geistes herrschte, die viel demüthigender war, als die der Geburt, weil sie sich auf Wenige erstreckte, und viel entmuthigender, weil sie Keiner, dem sie die blinde Gunst der Natur versagte, je verdienen oder erschmeicheln konnte. Mancher würde von der Herrlichkeit republikanischer Regierungsverfassung weniger schwärmen, wenn er wüßte, daß die ersten Staatslehrer der Griechen und Römer derjenigen Verfassung den Vorzug gegeben, in der eine starke Mischung von Monarchie enthalten. Mancher findet es reizend, daß das Volk in Athen und Rom zu den wichtigsten Staatsverhandlungen seine Stimme geben oder versagen, Krieg und Frieden beschließen, verdammen und freisprechen, bestrafen und belohnen konnte; und er weiß nicht, daß damals die Menge von den Demagogen ganz so gebraucht wurde, als jetzt die Soldaten von den Machthabern gebraucht werden, welchen man im Kriege zu schlagen, stoßen, tödten, schreien, schimpfen, zu plündern verstattet, die aber Alles, was sie thun, nicht für ihren eigenen Vortheil,

ſondern für den Nutzen der Anführer thun. Mancher brave Menſch findet es beſchämend, daß er den Lohn für ſeine Verdienſte nur durch Kriecherei erlangen kann. Er wiſſe aber, daß es ſonſt viel ſchlimmer war; daß man ſich jetzt bei den Großen wenigſtens mit Bücklingen und Schmeicheleien abfinden kann, im Alterthume aber die Patrone eine geſetzliche Herrſchaft über ihre Klienten hatten, die in vielen und wichtigen Lebensverhältniſſen äußerſt drückend war. Und wenn Dieſes auch nicht ſo, wenn die jetzige Lage der Völker auch wirklich ſchlimmer wäre, als die der Alten war, ſo würden die, die für eine Verbeſſerung dieſes Zuſtandes kämpfen, ihren Streit beſonnener und milder führen, wenn ſie das Alterthum beſſer verſtünden; ſie würden dann weniger Kraft und Zeit in zappelnder Geſchäftigkeit fruchtlos verſchwenden. Wiſſen wir nicht, wie ſich eine Freiheit ausbildet, ſo wiſſen wir doch, wie eine Freiheit zerſtört wird. Wer nie einen Sonnenaufgang geſehen, kann ſich eine Vorſtellung davon machen, hat er nur je einem Sonnenuntergange beigewohnt. Wer die Geſchichte Roms von der Zerſtörung Karthago's bis zur Zeit der römiſchen Kaiſer verfolgt, braucht, um die Zukunft zu beſtimmen, dieſe Geſchichte nur zurückzuführen; denn die Vorſehung heilt die Krankheiten der Menſchheit, wie die Natur die Krankheiten der Menſchen heilt, die, wenn ſie in Geneſung übergehen, mit ihren letzten Erſcheinungen zuerſt, und mit ihren erſten zuletzt verſchwinden. Auf dieſe Weiſe würde eine genaue Kenntniß des Alterthums den ſtrebenden

Völkern nützen. Was aber die Staatsmänner betrifft, die, sey es aus Pflicht oder aus Neigung, der anmaßenden Freiheit widerstreben, so würden sie schneller und sicherer ihren Zweck erreichen, wenn sie, statt Ximenes, Richelieu und Alberoni, die Taschenspieler waren, sich Mäcenas zum Muster nähmen; sie würden aus der vierzigjährigen Regierung des Augustus besser lernen, wie man ohne Gewalt dem Freiheitsrausche begegne, als aus der ganzen Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Sie würden Tacitus um Rath fragen, und nicht „Halle's Magie der Staatskunst," da diese jetzt in Jedermanns Händen ist, und man mit Becher und Muskatnuß nur noch Kinder und ihre Ammen in Erstaunen setzt, aber Männer nicht mehr.

Natürlich wird man fragen: Ist denn die klassische Literatur nicht verbreitet genug? Geht nicht unser Aller Jugendbildung von ihr aus? Wir wollen sehen, wie es sich damit verhält. Zuvörderst ist zu bedenken, daß nur die Gelehrten und die höhern Stände sich einer klassischen Bildung erfreuen; daß aber, nicht was der Gelehrte und der Edelmann, sondern was der Bürger und der Bauer denkt und fühlt, auf das gesellige Leben Einfluß hat. Die hohe Bedeutung des gelehrten Standes soll dadurch nicht herabgesetzt werden. Er bildet das Magazin der Wissenschaft, aus dem man sich für die täglichen Bedürfnisse versorgt; aber eben an dieser Anwendung darf es nicht fehlen. Das Getreide auf den Speichern schützt gegen den künftigen, doch nur das Getreide beim

Bäcker ſtillt den Hunger des Augenblicks. In Deutſchland ſind die Wege, die von der Wiſſenſchaft zum Leben führen, in zu geringer Zahl, und ſie ſind unfahrbar. Der wiſſenſchaftliche Reichthum der Franzoſen iſt vielleicht hundertmal kleiner, als der der Deutſchen, er wirkt aber eben ſo ſtark; denn während das Kapital in Frankreich hundertmal umgeſetzt wird, geſchieht es in Deutſchland nur einmal. Der Franzoſe weiß freilich nicht mehr, als was er geſagt und geſchrieben; aber Alles, was er weiß, ſagt und ſchreibt er, und wiederholt es jeden Tag. In Deutſchland darben wir aus lauter Ueberfluß. Soll der Deutſche darüber murren? Vielleicht weiß die Vorſehung, was ſie thut und geſchehen läßt; vielleicht hat Deutſchlands Schutzgeiſt auch ſeinen Traum gehabt von den ſieben magern Kühen, und ſorgt für die Zukunft. Aber die Abſichten der Vorſehung können wir nicht durchſchauen, und wir müſſen das Unſrige thun. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge läßt ſich nicht befürchten, daß eine allgemeine Dürre den Wachsthum der deutſchen Wiſſenſchaft zurückhalten, daß Hagelſchlag und Heuſchrecken deren Fluren zerſtören werden; Europa ginge darüber zu Grunde. Was die Schweiz in geologiſcher und politiſcher Beziehung für unſern Welttheil iſt: der feſte Gebirgskern, der ihn gegen eine allgemeine Ueberſchwemmung, das neutrale Land, das ihn gegen Alleinherrſchaft ſichert — das iſt Deutſchland für Europa in ethiſcher Beziehung. Es hält den Orientalismus und die Beharrlichkeit des Nordens von dem Republikanismus und der

Beweglichkeit des Südens ab, daß weder Despotismus noch Anarchie Alles überschwemme. Würde die Neutralität der deutschen Wissenschaft verletzt, dann wäre ein allgemeines Verderben unvermeidlich. Doch die Gefahr ist zu groß, als daß sie zu befürchten wäre.

Der vorausgesetzten Einwendung des Lesers: daß die Kenntniß der klassischen Literatur verbreitet genug wäre, wurde erstens dadurch zu begegnen gesucht, daß daran erinnert wurde, wie sich diese Kenntniß nicht auf alle Stände erstrecke. Jetzt aber ist noch darzuthun, daß selbst jene Menschen, auf deren Erziehung das klassische Alterthum einfließt, nicht innig genug davon durchdrungen sind, daß man eine sonderliche Wirkung auf das gesellige Leben dabei spüre. Man macht uns auf Schulen mit den Schriften der Griechen und Römer bekannt; lernen wir aber viel mehr als deren Sprache? verstehen wir mehr als Worte? Ist ein Knabe fähig, den Zusammenhang der alten Religionen, Sitten, Philosophien und Staatsverfassungen zu begreifen? Kann er daher Cicero, Tacitus, Demosthenes, Plato verstehen? Er wird nicht einmal fähig seyn, die Schönheiten Homers und Virgils zu fassen. Nach geendigten Schuljahren aber legt man die Klassiker zurück, um sie selten mehr zu öffnen. Freilich war jener Jugendunterricht dennoch nicht vergebens. Er öffnete uns die Pforten des Alterthums, und es bleibt uns freigestellt, ob wir hineintreten wollen. Er übt unsern Geist, wie ihn die Mathematik auch übt, ob wir zwar letztere so

sehr vergessen, daß wir in reifern Jahren oft kein gleichseitiges Dreieck mehr zu construiren wissen. Diejenigen, welche das Studium des klassischen Alterthums fortsetzen, die Philologen, halten sich aus Neigung und Bestimmung mehr an der Form, an Buchstaben, und ihnen gilt das „stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" nicht blos zum Troste, sondern auch zur Aufmunterung. — sie tödten den Fuchs, damit der Bälg gelte. Man kann also höchstens sagen, daß wir mit dem klassischen Alterthum bekannt sind, aber befreundet sind wir nicht mit ihm. Nur in England ist Dieses besser; man merkt es aber auch den brittischen Staatsmännern an allen ihren Reden und Handlungen an, daß sie noch etwas mehr gelernt, als ihren Vattel und Martens, und daß sie häufiger an das alte zerstörte Karthago, als an die schönsten neuen Colonisirungs-Systeme denken.

Es gibt zwei Mittel, den Einfluß der klassischen Literatur auf das Thun und Denken der Zeitgenossen zu vermehren: Uebersetzungen und Kritik. Durch jene wird für die Kenntniß des Alterthums in der Breite, durch diese in der Tiefe gewonnen. Es fehlt Deutschland weniger als jedem andern Lande an guten Uebersetzungen, aber das Bedürfniß ist noch lange nicht befriedigt. Der Mangel entspringt daher, weil es meist Philologen waren, welche jene Uebersetzungen verfaßten, aber auch die genaueste Kenntniß der alten Sprachen eben so wenig ausreicht, um in den Geist der alten Schriften einzudringen, als die Kenntniß der

Mutterſprache genug iſt, uns jedes Buch, das in ihr geſchrieben iſt, verſtändlich zu machen. Wir haben Homer, Virgil, Plato, Cicero's Buch von den Pflichten, vortrefflich im Deutſchen überſetzt, weil es dort ein Dichter, hier ein platoniſcher Geiſt und hier ein tugendhafter Mann geweſen, der das Werk unternommen. Von manchen hiſtoriſchen und politiſchen Schriften der Alten aber fehlen uns noch gute Ueberſetzungen. Ein Conrektor in ſeinem glücklichen beneidenswerthen Stillleben iſt nicht fähig, Welthändel zu begreifen. Zu den Ueberſetzungen müßte ſich die Kritik geſellen, welche die Aufmerkſamkeit des lebenden Geſchlechts zu den alten Schriftſtellern hinleitet, und deren Werth beſtimmt, und zwar in der Münze unſerer Zeit berechnet. Durch eine ſolche Kritik würde nicht blos die klaſſiſche Literatur zu allgemeiner Kenntniß gebracht, ſondern es würde auch noch etwas Anderes dabei gewonnen werden. Wir ſind oben von dem bekannten Satze ausgegangen, daß ſich die meiſten Ideen der neuen Denker auch ſchon bei den Alten fanden. Will man nun irgend eine Anſicht der Kritik unterwerfen, ſo verfährt man viel vorſichtiger und ſchüzt ſeine eigene Rechtlichkeit viel beſſer, wenn man dieſe Anſicht aus einem alten, als wenn man ſie aus einem neuen Schriftſteller herholt. Jede Kritik der Zeitgenoſſen oder gleichzeitig geltender Anſichten muß nothwendig perſönlich in der Art werden, daß die Perſönlichkeit des Kritikers zum Vorſchein kömmt. Gleichzeitige Ideen nehmen Platz ein, von welchem ſie der

Kritiker, will er seine eigenen Ideen aufstellen, verdrängen muß. Die Ideen der Alten aber sind unter der Erde; sie nehmen uns den Raum nicht weg, und wir können sie daher bestehen lassen, ohne unserm eigenen Urtheile zu schaden. Wollten wir uns z. B. über die jeseitigen Vorzüge einer monarchischen, aristokratischen oder demokratischen Verfassung aussprechen, und zu diesem Zwecke ein Werk in Untersuchung nehmen, worin jener Gegenstand behandelt worden, so würden wir allerdings in Benjamin Constant's und in den politischen Werken anderer neueren Schriftsteller alle die Ansichten finden, die Cicero und Aristoteles hatten, und vielleicht mehrere und bessere; der Unterschied ist aber, daß wir die erstern als Gegenstände der Zuneigung oder Abneigung betrachten, während uns die andern als nothwendige Naturwesen ganz so, wie dem Naturforscher die Geschöpfe der Thier- und Pflanzenwelt erscheinen, die er mit gleicher Treue und Unpartheilichkeit beschreibt, das Thier mag zahm oder wild, die Pflanze giftig oder gesund, die Blume schön oder unansehnlich seyn. Man denke sich, es erschiene heute ein geschichtliches Werk, wie das des Römers Suetonius von den Lebensbeschreibungen der zwölf ersten Kaiser ist. Das Buch ist in einem elenden langweiligen Kanzleistyle geschrieben. Der Verfasser erlaubt sich nie ein Urtheil; wahrscheinlich hatte er keines. Er hört nichts und sieht nichts und stellt den ungehörten Schall und die ungesehene Farbe den Sinnen der Leser zur beliebigen Aufnahme vor. Er spricht mit

gleicher Wichtigkeit von den größten Staatsbegebenheiten und dem häuslichen Leben der Kaiser. Er deckt ganz ohne Scham ihre geheimsten Sünden auf; nicht etwa aus wildem Humor oder aus Tyrannenhaß, sondern weil er einem Anatomen gleicht, der ein Ohrläppchen, wie das Herz, mit gleichem Fleiße zergliedert. Erschiene jetzt ein solches Werk, würde es sicher zu keinem Rufe kommen, und von den Kritikern mit Geringschätzung behandelt werden. Sie würden sagen: „Der Herr Verfasser hat einen schlechten Styl; es fehlt ihm an historischem Forschungsgeiste; er macht Sittenlosigkeiten bekannt, die besser verheimlicht worden wären; die Geschichte ist keine Spinnstube." Weil aber das Buch alt ist, sind wir im Stande es unparteiisch zu beurtheilen, und wir erklären es für eines der lehrreichsten Werke, das uns von den Römern zugekommen. Es ist wahr, Sueton hat keinen schönen Styl; aber um so weniger verhüllen glänzende Farben den Gliederbau der Geschichte. Er hat kein Urtheil; desto unbefangener kann der Leser urtheilen. Er spricht mit beleidigender Gleichgültigkeit von Ekel erregenden Sünden; da aber damals Rom die Welt, der Kaiser Rom, und das Laster den Kaiser beherrschte, so war die Welt im kaiserlichen Schlafzimmer, und die Weltgeschichte in den kaiserlichen Sünden.

Diese Kritik und Verjüngung der alten Literatur dürfte sich nicht blos auf die Schriften der Griechen und Römer beschränken, sie müßte auch auf die ältern Werke

der ſpätern Völker ausgedehnt worden; auf die der Engländer, Franzoſen, Spanier, auf die der Deutſchen zumal. In Frankreich iſt das literariſche Fürſtenthum erblich, Corneille und Racine ſind heute noch ſo angeſehen, als ſie es ehemals waren; in Deutſchland aber ſind die Geiſtesfürſten Wahlfürſten, und es iſt daher in jedem Jahrhundert neu zu unterſuchen, wer zu herrſchen verdiene, wer nicht. Wie viele unter den Leſern des Morgenblatts kennen Leſſing, Klopſtock — was man kennen heißt, wie ſie Göthe und Schiller kennten? Die Anſichten älterer Schriftſteller ſind aber oft lehrreicher als die der gleichzeitigen, denn die Ideen der Zeitgenoſſen ſchöpfen wir aus dem Leben auch, die der Verſtorbenen nur aus Büchern. Wie Viele kennen Abbt, Mendelsſohn, der von den Roſen der Philoſophie die Dornen weggebrochen, wie Viele Hutten und den unvergleichlichen Luther? Wie Viele kennen den holden Fielding, Richardſon, den man gähnend verehrt, den immer lächelnden Sterne, Swift, Goldſmith? Wie Viele kennen Montaigne, Rabelais, Bayle, den man heißhungrig verſchlingen würde, wären die Biſſen nicht zu groß und wären ſeine Werke in Almanachen abgedruckt? Wer kennt Barthelemy's Anacharſis auswendig, wie das Einmaleins — eine Kenntniß, die Jeden in dieſen Tagen allſtündlich erquicken würde? Sie ſind in Erinnerung zu bringen und anzupreiſen. Ja es iſt zu vermuthen, daß die Bibel ſelbſt, die das ſchönſte aller Bücher wäre, wenn ſie auch nicht das heiligſte wäre, Weltleuten von Geſchmack

XIII.

Der Janus-Tempel.

(1823.)

„Frühe Weisheit, späte Liebe!“ . . . So oft mein fünf und dreißigjähriger Freund — nicht unsere Freundschaft, er ist so alt — diesen selbst gezogenen Spruch hersagt, macht er ein gar närrisches Gesicht dazu, und schüttelt sich, wie ein Pudel, wenn er aus dem Wasser kommt. Neulich besuchte ich ihn. Ich fand ihn, den Kopf auf die linke Hand gestützt; in der rechten hielt er eine Feder, und schien in das vor ihm liegende Papierheft geschrieben zu haben. — Wie geht dir's, Fritz? Du siehst ja aus wie der Gott des Novembers! — „Frühe Weisheit, späte Liebe!“ erwiederte er, und begleitete seine Worte mit einem langgehaltenen Viertviertel-Seufzer. — Wo ist deine liebe Frau? — „Liebe Frau!“ Er sprang vom Stuhle auf. „Ja, lieb sind sie alle, bis man sie liebt.“ — Ich ließ ein helles Gelächter erschallen. . . . Ehelichе Leiden! Das ist prächtig! Warte, Fritz, dazu muß ich mir's bequem machen. . . . Ich setzte mich in den weichsten Sessel, schlug die Beine über einander,

und strich mir behaglich den Wagen. . . . Jetzt erzähle, Freundchen, das wird mich erquicken. Süß ist's, vom sichern Hafen aus Schiffbrüchige zu sehen!

„In meiner sechswöchentlichen glücklichen Ehe habe ich mich schon achtmal mit meiner guten Sophie gezankt und habe schon acht trübe Tage gehabt. Nach Süßmilch's göttlicher Ordnung im Leben und Sterben lebe ich noch neun und zwanzig Jahre. In sechs Wochen acht Tage, kommen auf das Jahr zwei Monate, vier Tage, ein und zwanzig Stunden und zwanzig Minuten; welches in neun und zwanzig Jahren fünf Jahre, einen Monat, sieben und zwanzig Tage, eilf Stunden, zwei Minuten und dreißig Sekunden astronomische Trauerzeit beträgt." — Wahr, sehr wahr, Fritz! Die Ehe ist ein mathematisches Unglück. — „Und wenn du, Karl, früher stirbst, als es der gute Süßmilch ausgerechnet, und ich erbe einen Theil deiner Jahre als Legat, dann lebe ich noch länger, und die Summe meines Jammers wird noch größer." — Darüber sey unbesorgt, Fritz, ich werde dir diesen Verdruß nicht anthun. Aber, das werden auch wichtige Dinge seyn, über die ihr euch entzweit! Das sind die Frühlings-Aequinoktial-Stürme der Ehe; sie gehen vorüber. — „Ja, sieh nur selbst, wie sie vorübergehen!" Mein Freund zeigte mit den Fingern nach dem Ofen. Der Ofen war von weißem Porzellan, mit messingnen Bändern umgeben; die zwei Stufen, auf welchen er stand, und die Marmorplatte, die ihn bedeckte, gaben ihm das zierliche

Ansehen eines Altars. Ueber der Platte erhob sich eine messingene Säule, die in eine Kugel endigte. „Siehst du das offne Thürchen?“ — Du wirst doch nicht einheizen wollen? Es steht ein Gewitter am Himmel. — „Was kümmert dich das Gewitter; es steht an meinem Himmel. Schon zwei Tage steht das Ofenthürchen geöffnet!“ — Fritz, seit deiner Heirath bist du ganz parabolisch geworden; du mußt dich deutlicher erklären. — „Ich unterrichte meine Frau in der Mythologie.“ — Nicht wahr, und für deine papiernen Fabeln gibt sie dir großmüthig baare Geschichten? — „An dem Tage, da wir uns zum Erstenmale gezankt, hielten wir gerade am Gotte Janus und am Janus-Tempel, den die Römer im Kriege öffneten und im Frieden schlossen. Ich nahm mir vor, einen Scherz nützlich zu verwenden. Sophie, sagte ich, hier der Ofen sey unser Janus-Tempel. So oft wir in Streit kommen, werde ich das Thürchen öffnen. Willst du Frieden, kannst du es ungefragt zumachen; du weißt, liebe Sophie, ich bin in jedem Augenblick zu versöhnen.“ — Das hast du gut gemacht, Fritz. Man sollte eigentlich Janus den Gott der Ehe nennen. Er hat zwei Gesichter; er öffnet und schließt die Pforten des Himmels; er trägt in der rechten Hand den Zepter: das ist der Mann: und in der linken einen Schlüssel: das ist die Frau. Hast du das deinem Weibchen auch erzählt? — „Ja; aber sie wußte es schon. Der Himmel weiß, woher sie das erfahren hat, denn sie war übrigens in der Mythologie

wenig bewandert." — Und das wundert dich, Fritz? In der Erkenntniß ihrer eigenen Rechte nehmen es die Weiber mit den beſten Juriſten auf. — „Der Scherz half; meine gute Sophie kann das Ofenthürchen nicht offen ſehen. Wenn ſie einige Stunden geſchmollt hat, ſchließt ſie den Janus-Tempel, bald lachend, bald mit thränenden Augen, fällt mir um den Hals, und wir ſind ausgeſöhnt." — Und was iſt es, worüber ſie jetzt ſo hartnäckig zürnt? — „Du ſollſt es erfahren, Karl, ich will dir es vorleſen." — Wie, du führſt ein Hauptbuch über deine Leiden? — „Wir nennen es poetiſch unſere Faſti. Ich habe mir vorgenommen, wenn dieſes Papierheft voll iſt, es drucken zu laſſen; aber ich fürchte, ich halte es nicht aus, und meine Erben werden das Honorar einziehen." — Sey klug, Fritz, laſſ' dir das Honorar vorausbezahlen; das thun jetzt alle beliebte Schriftſteller. Fange nur zu leſen an, aber von vorne; ich bin begierig zu hören, worüber ihr zum Erſtenmale aus einander gekommen.

„Mittwoch, den 25. Juni. . . ." — War nicht an dieſem Tage deine Hochzeit? — „Nein, die war den Tag vorher. . . . O ihr Götter, wie glücklich habt ihr mich gemacht! Welch eine Gabe verdank' ich eurer Gunſt! Welch ein Geiſt! Welch ein Herz! Seit ich Sophie kenne, bin ich mir erſt ſelbſt klar geworden; ſie hat meine ſchlummernde Seele mit Saitenſpiel aufgeweckt. Wie zart faßt ſie Alles! Sie gibt mir Beſſeres, als den ſchönſten Rath: ſie widerrathet mir, was ich zu viel, zu rauh, was ich Unſchickliches

gesagt! Welch ein Witz des Herzens! Sie befriedigt nicht blos alle meine Wünsche, sie weiß neue in mir zu erregen, um sie zu befriedigen. Sie wacht vor jedem Eingange meiner Ruhe, über jeden Augenblick meiner Zufriedenheit. Sie weiß es immer eine halbe Stunde vorher, wenn ich meine Kopfschmerzen bekomme." — Fritz, das ist gerade keine große Zauberei. Solche Prophezeiungen mißlingen keiner Frau, welcher an ihrer Propheten-Ehre nur im mindesten gelegen ist. — „Du gute Sophie, wie belohne ich dir deine Liebe? Es ist ja deine einzige Freude, mich glücklich zu sehen, und diese Freude schafft du dir selbst!" — Willst du mich zum Besten haben, Fritz? Ich mag nichts hören von deiner Seligkeit; Jammer, Jammer will ich haben. — „Gedulde dich nur, der wird nicht ausbleiben."

„Abends zehn Uhr." — Des nämlichen Tages? — „Ach ja, es war der nämliche Tag. . . . O Gott, wie betrübt bin ich!" — Schäm' dich, Fritz! Als du Morgens glücklich warst, riefst du die Götter an, und erst als du Abends in Unglück kamst, wurdest du ein guter Christ, und wendetest dich zu Gott. Du bist ein arges Weltkind! — „Wir saßen in der Laube und lasen Romeo und Julie. Wie viel werther ist mir Sophie geworden, seit ich weiß, daß ihr Shakspeare werth ist. Sie rief mit bewegter Stimme aus: Welch eine Liebe! Wie Dülons Flöte! Es wollte mich etwas Eifersucht anwandeln, denn ich argwöhnte, sie habe mein Fagott im Sinne. Aber nein, die gute Seele

dachte gewiß an Nichts; sie hatte ja Thränen in den Augen.... Da wurden meine Kleider-Koffer in den Hof gefahren, die ich aus meiner Junggesellen-Herberge hatte herholen lassen. Sophie ging mit nassen Augen hinaus, sie in Empfang zu nehmen. Ich las unterdessen weiter. Eine ganze Stunde wartete ich, und Sophie kam nicht zurück. Ich schickte nach ihr; das Mädchen sagte, Madame wäre beschäftigt, und könne jetzt nicht kommen. Ich wartete noch eine andere Stunde. Endlich ging ich hinauf, und fand meine gute Sophie, ganz erhitzt vor Anstrengung, vor einem großen Schranke stehen. Sie hatte meine Wäsche und meine Kleidungsstücke, nach Schnitt und Farbe, systematisch geordnet, das Beschädigte in große Globen zusammengebunden, aus Allem ein tabellarisches Verzeichniß verfertigt, und den Zettel an die innere Seite der Schrankthüre genagelt. Fritz, sagte sie mir schwer athmend, dort hinten die feinen Halstücher habe ich zurückgelegt; vorn die ordinären sind zu deinem täglichen Gebrauche. Ich fragte sie freundlich: Aber, Sophie, wie konntest du um einer solchen Bettelei willen mich und Shakspeare auf länger als zwei Stunden verlassen? Das verdroß sie, sie machte ein trübes Gesicht, und sagte, sie hätte Kopfschmerzen." — Und das war den Tag nach deiner Hochzeit? — „Ja. Sie schmollte, und legte sich um neun Uhr zu Bette." — Du mußt auch nicht Alles gleich so übel deuten, Fritz.

„Samstag, den 28. Juni. Ich machte mit Sophie

einen Ehrenbesuch bei einer ihrer Freundinnen. Die Zeit ward mir dort schrecklich lange. Ich gab meiner Frau hundert Zeichen und Winke zum Fortgehen; aber sie wollte nicht darauf merken. Endlich, nach drei peinlichen Stunden, stand sie auf. Mir ward ganz leicht zu Muthe, und ich zeigte mich noch in den letzten Minuten als angenehmer Gesellschafter. Sophie öffnete die Thüre, ihre Freundin hielt das Licht in der Hand. O Karl, da fingen meine Leiden erst recht an! Eine Viertelstunde sprachen sie innerhalb der Thüre, eine Viertelstunde vor der Thüre draußen und eine Viertelstunde auf der Treppe." — So machen es alle Weiber, Fritz. Keine Frau kann einen Brief ohne Postscriptum schreiben, noch einen Besuch ohne Postdictum entlassen. Sind die sich Besuchenden wahre Freundinnen, dann ist die Sache noch erträglich; die Nachreden dauern nur ein halbes Stündchen, und die Thüre wird zugemacht, ehe das Zimmer ganz kalt geworden ist. Sind sie sich aber spinnefeind, ist es nicht zum Aushalten. Dann wird die Freundlichkeit verdoppelt; dann will die Fortgehende zeigen, daß sie ungern fortgeht, und die Entlassende, daß sie ungern entläßt, und dann werden, wie die kaiserlichen Postulate von den böhmischen Ständen, die wichtigsten Dinge bei offnen Thüren verhandelt. — „Beim Abendessen bat ich Sophie, sie möchte doch künftig nicht so lange auf der Treppe sprechen, sie könne sich darüber erkälten. Sie bemerkte mir, es sey ihr Grundsatz, sich in alle Leute zu

ſchicken. Denk' nur, Karl, Grundſätze hat ſie auch! Sie fing zu ſchmollen an, und ſprach kein Wort weiter. Aber den andern Morgen, ſchon ganz frühe, ſchloß ſie den Janus-Tempel; ſie war auf den Abend zu einem Balle eingeladen."

„Donnerſtag, den 3. Juli. Als ich nach Hauſe kam, brachte mir Sophie einen Kuß entgegen. Sie führte mich in mein Studierzimmer und ſagte: Sieh nur, Fritz, wie hübſch ich dir deine Bibliothek in Ordnung gebracht! Ich erſchrak aufs Heftigſte; ſie hatte meine Bücher ſo in Ordnung geſtellt, daß ich kein einziges Buch mehr finden konnte. Hartlebens Ueberſetzung des franzöſiſchen peinlichen Geſetzbuches ſtand neben Winkelmann, weil beide in Quart waren; und meine Tabaksdoſe, die ſie für ein Buch angeſehen, hatte ſie neben Rouſſeau's Heloiſe geſtellt, weil beide in grünen Saffian gebunden waren. Ich dankte ihr für ihren guten Willen, bat ſie aber, künftig keine Hand an meine Bücher zu legen. Das beleidigte ſie, und um einer ſolchen Kleinigkeit willen mußte ich den Janus-Tempel öffnen!" — Fritz, mein Profeſſor der Mathematik pflegte zu ſagen: Die Ehe iſt die Lehre des Unendlich-Kleinen. Vierzig Jahre lang hatte er die Quadratur ſeiner häuslichen Zufriedenheit vergebens geſucht. Seine Frau rollte von Laune zu Laune, bis ſie in das Grab fiel. — „Und da ward der gute Profeſſor wohl recht froh?" — Ach nein; er weinte, und ſtarb.

„Montag, den 7. Juli. Sophie kam auf mein

Zimmer, und fand mich im Rauchen. Sie öffnete alle Fenster, und sagte mit gedämpftem Ernste: Fritz, das Rauchen werde ich dir abgewöhnen! .... Karl, theurer Freund, hast du das gehört? So ein Püppchen von achtzehn Jahren will mir etwas abgewöhnen, einem Manne von gesetztem Charakter!" — Alter, willst du sagen. — „Nun meinetwegen, wenn du willst, Alter. Frühe Weisheit, späte Liebe!"

„Montag, den 14. Juli...." — Deine Montage sind nicht blau, wie es scheint. — „Meine Sophie ist aber auch gar zu furchtsam! Einige Aengstlichkeit steht dem Weibe gut; ein muthiges Weib ist so häßlich, als ein furchtsamer Mann. Doch zu groß darf ihre Furchtsamkeit nicht seyn. Wir gingen den herrlichen Fußpfad, der längs des Waldes zum Brünnchen führt. Eine Lämmerheerde graste auf dem Wege. Sophie wollte nicht vorbei, wegen des Schäferhundes. Sie bemerkte, der Hund strecke die Zunge heraus, und das bedeute nichts Gutes. Ich zog sie mit einiger Gewalt in die Heerde hinein. Ach! unter den Lämmern ward sie...." — Thue dir keine Gewalt an, Fritz; ich will es für dich sagen. Sie ward unter den Lämmern eine Wölfin. — — „Jetzt kommen zwei Vorfälle, die ich dir verschweigen muß, Karl." — Behalte sie für dich, wenn du Verschwiegenheit geschworen. Freimaurer-Geheimnisse, die jeder erwachsene Mensch weiß! Ich möchte nur noch hören, was euern jetzigen, nun schon dreißigstündigen Krieg veranlaßt.

„Vorgestern brachten wir den Tag auf unserm Landhause zu. Vor dem Essen gingen wir spazieren. Da sah ich in der Ferne Frau Marthe kommen. Karl, du weißt dabei, wie ich mich als Fuchs mit dem wilden Senior der Westphalen geschlagen; aber wenn ich Frau Marthe sehe, werde ich blaß. Wehe dem Unglücklichen, der ihr in den Weg kommt! Sie führt ihn rhetorisch in das Haus jeder Familie, in jedes Zimmer des Hauses, in jedes Mausloch des Zimmers, und erzählt, was seit zwanzig Jahren darin vorgegangen. Und wenn sie fertig ist, verdreht sie die Augen, und sagt, das Beste, nämlich das Schlimmste, verschweige sie aus Menschenliebe. Ich begreife gar nicht, wie meine Sophie, bei so viel Geist und Herz, an einer solchen Lästerzunge Wohlgefallen finden kann!“ — Und das begreifst du nicht, Fritz? So erfahre denn von mir, daß in jeder Frau, in der geistreichsten wie in der dümmsten, ein Gänschen steckt, und daß, wenn die Stunde des Schnatterns kommt, auch Frau von Staël mit ihrem Kammermädchen sympathisirt. — „Noch trennte uns ein Hügel, um den sich mehrere Wege bogen. Ich schlug den Weg ein, auf dem ich sie zu vermeiden hoffte. Aber, entweder ich kannte die Typographie der Gegend nicht genau, oder ich bin ein schlechter Taktiker, denn als wir aus dem Hohlwege kamen, stießen wir gerade mit den Köpfen an einander. Erst wurden weibliche Küsse gewechselt, diese geheimen Ordenskennzeichen der Schwesterschaft; dann brach es los. Ich habe einmal als Student

in einer Mühle geſchlafen; aber wenigſtens fand ich den andern Morgen die Müllerstochter ſchön. Doch Frau Marthe iſt häßlich wie die Nacht.“ — O wehe, du armer Fritz! Wenn Frau Marthe häßlich iſt, iſt das Freundſchaftsbündniß gar nicht aufzulöſen. — „Und das Schleichen, Karl! Du kennſt dieſe Qual nicht. Die Weiber gehen, als wären ihre Füße von Porzellan. Wie ein Minutenzeiger um den Stundenzeiger, mache ich ſechszig Schritte um meine Sophie, während ſie Einen Schritt macht, und ich erreiche doch nicht eher das Ziel. Wenn ich an die Seligkeit denke, die mir zu Theil geworden, mit meiner Sophie durch das Leben zu wandern, kann ich die nicht faſſen, die ich erſt empfände, wenn ich ſtarken Schrittes mit ihr den Weg gehen dürfte!... Frau Marthe ging mit uns zurück, und endlich kamen wir an unſern Garten. Ich war glücklich. Sophie bat ſie, mit einzutreten; ich zitterte. Aber Frau Marthe ſchlug es aus. Was thut meine gute Sophie? Sie ſpricht mit ihrer Flötenſtimme: Beſte, Sie haben uns nach Hauſe begleitet, jetzt wollen wir Sie nach Hauſe begleiten. Wir, hat ſie geſagt, als wär' ich der Kometenſchweif ihrer Laune! Ich folgte halb bewußtlos, als würde ich zum Richtplatz geführt. Auf dem Wege fühlte ich mich einer Ohnmacht nahe, und ich ſtieß meine Frau leiſe an. Da trennten ſie ſich. Ich ſchöpfte freie Luft; auch hatte ich ſie bald nöthig. Der Zorn meiner guten Sophie lagerte ſich wie ein Alp auf meine Bruſt und erdrückte ſie faſt. Sie ſagte, gegen Frau Marthe wäre

ich grob geweſen, und ſie ſelbſt hätte ich geſtoßen. Ich ſchwöre es dir, Karl, Aurora mit ihren Roſenfingern hätte ſie nicht zarter berühren können. Aber ſie blieb dabei, ich hätte ihr einen Puff gegeben, und ſie ſagte, ich wäre ein Bär." — Ein Bär! — „Ja, ein Bär! Und das war das letzte Wort, das ich ſeit vorgeſtern von ihr gehört." — Nein, Fritz, das hielte ich nicht aus. Da ſollte doch lieber ... Philolog, wie heißt das Donnerwetter auf zart griechiſch? Konnte dich deine Frau geduldig an Langeweile leiden ſehen, ſo wäre ſie auch fähig, dich zu vergiften. Laſſ' dich von ihr ſcheiden, Fritz. Ich habe zum Spaße Karls V. peinliche Halsgerichts-Ordnung geleſen, und die ganze neuere Literatur der Henker- und Kerkerlehre. Himmel! was haben die Väter des Volks gerädert, gehängt, geköpft, verbrannt, erdroſſelt, geviertheilt, erſäuft, gebrandmarkt, gefoltert, eingekerkert, verpönt, anbefohlen und verboten! Jeden Abend, wenn ich ſchlafen gehe, verwundere ich mich, daß ich noch nicht gehängt bin. Aber von dem größten aller Verbrechen haben ſie kein Wort geſagt; von dem Verbrechen, einem menſchlichen Weſen, einem Ebenbilde Gottes, Langeweile zu machen. Freilich, die Herren Geſetzgeber waren große und vornehme Herren, die Jeden nach Belieben vor ſich ließen oder wegſchickten, empfingen oder verabſchiedeten. Sie kannten die Langeweile nicht, und dachten ſo wenig daran, eine Strafe auf dieſes Verbrechen zu ſetzen, als Solon an den Elternmord gedacht. Iſt Langeweile verurſachen nicht ein

mörderer Elternmord? Ist nicht die Zeit unser Aller Mutter? Wer mich verwundet oder umbringt, hat doch nur meinen Körper verletzt oder getödtet: wer mir aber Langeweile macht, verletzt oder ermordet meine Seele. — „So denke ich auch, Karl. Ich kann Alles ertragen, Hunger und Durst, Frost und Hitze, Rheumatismen und die Quotidienne in Paris, Zahnschmerzen und unverdiente Vorwürfe; aber die Langeweile, die ist stärker als ich. Und nicht damit zufrieden, mir, vielleicht ohne ihre Schuld, Langeweile verursacht zu haben, vermehrt sie noch dieselbe, indem sie schmollt, und mich seit zwei Tagen allein gelassen hat.“ — Führe mich zu ihr, Fritz; ich will ihr den Kopf zurecht setzen. — „Thue das, lieber Karl; aber ich bitte dich, sey nicht grob.“ — Laß' mich nur machen. Ich weiß eine Strafpredigt auswendig, die hat schon in zwanzig Fällen gute Dienste geleistet. In zehn Minuten hast du sie wieder gewonnen, oder du hast Nichts an ihr verloren.

Fritz führte mich in das Zimmer seiner Frau. Das liebe Weibchen saß ganz vergnügt an einem Tischchen und aß Erdbeeren mit Zucker. Das vorjährige Taschenbuch für Liebe und Freundschaft lag vor ihr aufgeschlagen. Als wir eintraten, wollte sie fortgehen; ich bat sie aber, zu bleiben, ich hätte ihr nöthige Dinge zu sagen. Jetzt fing ich zu reden an; aber nicht mit einem Adagio, sondern gleich ganz erschrecklich, wie die Ouverture zur diebischen Elster.

Pfui! Weg die Runzeln und der Stirn Gewölk!
Nicht Hohn geſchnellt aus dem entflammten Blick
Auf deinen Herrn, dein Haupt, dein fürſtlich Haupt!
Das kränkt die Schönheit, wie der Froſt die Flur,
Entſtellt den Ruf, wie Sturm den Blüthenbaum,
Und iſt durchaus nicht hübſch, noch angenehm.
Ein aufgeregtes Weib gleicht einem Sumpf,
Moraſtig, häßlich, dick — ohn' allen Reiz;
So lang' er das iſt, nicht der Durſtigſte
Trinkt einen Tropfen d'raus, noch rührt ihn an.
Dein Eh'mann iſt dein Herr, dein Licht, dein Leben,
Dein Fürſt, dein Oberhaupt; er ſorgt für dich
Und deinen Wohlſtand; er gibt preis den Leib
Mühſamer Arbeit, rings zur See, zu Land,
Ausharrt er Nächt' im Sturm und Tag in Froſt,
Weil du daheim liegſt warm und wohlgemuth;
Und keinen Zins verlangt er ſonſt von dir,
Als Liebe, heitern Blick und Folgſamkeit:
Zu kleine Zahlung für ſo große Schuld!
Was ſchuldig iſt der Unterthan dem Herrn,
Das iſt die Frau auch ſchuldig ihrem Mann.
Und iſt ſie kopfſtarr, launiſch, düſter, ſau'r,
Unfolgſam, ſelbſt dem billigſten Gebot,
Was iſt ſie, als aufſätzige Rebellin,
Dankloſ und frevelnd am liebreichen Herrn?
Ich fühle Scham, daß Weiber ſind ſo dumm,
Krieg ſuchend, wo man ſollte knie'n um Frieden;
Erſtrebend Herrſchaft, Macht und Tyrannei,
Wo beſſer ziemt Gehorſam, Lieb' und Treu.
Warum iſt euer Bau ſo zart, fein und ſanft,
Kraftlos für Müh' und Ungemach der Welt?
Ein ſanftes Herz und Sitte, zart und fein,
Soll ſtimmen mit dem Aeußern überein.

Anfänglich machte Sophie einen ſpöttiſchen Mund; dann lächelte ſie; dann ward ſie ſtill; dann wurde ſie ernſt; dann fingen ihre Augen zu tröpfeln an; dann entſtürzte ihnen ein

Strom von Thränen; dann ſchlüpfte ſie hinaus, ſchloß den Janus-Tempel, kam zurück und fiel ihrem Manne ſchluchzend um den Hals. Shakſpeare's Geiſt lächelte von den Sternen herab; ich aber eilte fort und ließ die Glücklichen allein mit ihrer Liebe.

XIV.

Die Kraniche des Ibykus.

(1823.)

Karl! — Julie! — Nun, Karl? — Nun, Julie? — Du bist der Mann, bist fünf Jahre älter als ich, du mußt den Anfang machen. — Du bist ein Mädchen, dein Herz ist zehn Jahre älter, als das meinige, an dir ist es, anzufangen. — Sey mein Meister, Karl, gehe mir mit deinem Beispiele vor, ich werde dir folgen. — Es soll geschehen, Julie. Ich liebe dich mit meiner ältesten Liebe. Nie haben diese Lippen einer Andern den Schwur der Treue besiegelt noch geheuchelt. Dir ward das erste volle Lied meines Herzens. Was früher sonst ein Mädchen vernahm, war bedächtige Stimmung oder ein Saitengriff, den die Finger des Zufalls entlockten; Scherz, Tändelei. — Immerhin, erzähle deine Tändeleien, Karl. — Als ich dreizehn Jahre alt war.... — Dreizehn Jahre? Das junge Herz! — Meine ältere Schwester wurde jeden Abend von einer Freundin besucht, die ich nach Hause begleiten mußte. Sie war achtzehn Jahre alt. Ich hing schüchtern und locker, wie Baumwolle, an ihrem Arm. An der Thüre sagte sie mir:

*

Gute Nacht, lieber Karl! und gab mir ihre Hand. Ich drückte sie nicht und antwortete: Ich wünsche Ihnen angenehme Ruhe, Mademoiselle! Aber sobald sie hinein war, setzte ich mich auf eine Thürschwelle gegenüber und wartete, bis Licht im dritten Stock erschien. Sie streckte die Arme weit heraus, die Fensterladen zu schließen; ich verbarg mein Gesicht mit den Händen, sah zwischen den Fingern hinauf, taumelte selig nach Hause und träumte manchen schönen Traum. — Kinderspiele, Karl! Weiter. — Ich sollte die Schule verlassen, um die Akademie zu beziehen. Einen Tag vor dem Examen besuchte ich meinen Conrector; er war nicht zu Hause. Seine Tochter nahm mich bei der Hand, führte mich in das Studirzimmer ihres Vaters und verschloß die Thüre hinter uns. Sie zeigte mir ein Buch auf seinem Pulte; es war Lucrez von der Natur der Dinge. Sie wies auf die Papierstreifen, die der Vater hineingelegt; ich merkte mir die Seitenzahlen, wo wir examinirt werden sollten und wollte fortgehen. Das Mädchen legte die Hand auf meine Schulter und sagte: Bin ich Ihnen nicht sehr gut, lieber Herr Karl? Gut war sie freilich, aber sie war häßlich ... — War sie häßlich, Karl? Nur weiter. — Auf der Universität lernte ich die schöne Nichte meines Professors der Geschichte kennen. Er trug viermal wöchentlich Nachmittags zwei Uhr die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte vor. Die westphälischen Friedensverhandlungen fielen in die heißesten Hundstage; ich konnte es nicht länger aushalten

und ſchlief ein. Da blieb ich aus der Vorleſung weg und ſchlich mich ein Viertel nach zwei mit der Mappe unter dem Arm in des Profeſſors Garten, wo die ſchöne Nichte in der Laube auf mich wartete. Wir durchplauderten angenehme Stunden, bis die franzöſiſche Revolution ausbrach. — War dir die franzöſiſche Freiheit lieber als das deutſche Mädchen? Ich bin mit dir zufrieden, Karl! Immer weiter. — Man ſetzte mir den Doctorhut auf die heiße Stirne. Ich kehrte auf einem weiten Umwege in das traurige Philiſterland zurück. Die Schweiz und Frankreich ſah ich vorher. An einem rheiniſchen Orte, wo ich übernachtete, ich weiß nicht welchem, begegnete mir ein holdes Mädchen. Wir wechſelten traulich tauſend Gedanken und Gefühle; aber im Hintergrunde meines Herzens ſtanden die Alpen. Ich reiſte am folgenden Tage fort, und hatte das reizende Geſchöpf bald vergeſſen. — Das war ein Saitengriff des Zufalls. Iſt das Alles, Karl? — Das iſt Alles, ich bin fertig. — Schwöre es mir. — Ich ſchwöre es dir, Julie! Jetzt erzähle du. — Als ich ſieben Jahre alt war . . . — Sieben Jahre? Du beſchämſt deinen Meiſter. — Der wilde Knabe ſprang über die Mauer, die unſere Gärten ſchied. Es war Herbſt. Wir warfen uns mit Kaſtanien, von welchen der Raſen bedeckt war. In der Hitze des Kampfes vergriff ich mich, und warf einen Stein nach Fritz. Er blutete heftig, ich band ihm mein Tuch um den Kopf. Ich weinte, er lächelte . . . — Du weinſt noch, Julie? — Ach der arme Knabe iſt todt! —

Iſt er gewiß todt? — Ja, er ſtarb am Scharlachfieber. — Schön, Julie! Fahre fort. — An einem Geburtstage meiner Mutter kam zum erſtenmal ein Herr in unſer Haus, der war wohl dreißig Jahre alt; ich zählte erſt fünfzehn. Er verliebte ſich heftig in mich und ich glaube gar, er hat mich heirathen wollen; ich lachte ihn aus. — Das war recht, Julie! Aber woher wußteſt du, daß er ſchon dreißig Jahre alt war? — O, er mußte noch älter geweſen ſeyn. — Weiter, Julie! — Vor zwei Jahren reiſte ich mit der ſeligen Tante in's Bad von... — Wie alt war deine ſelige Tante, als ſie ſtarb? — Achtzig Jahre. — Dann war ſie ſchon fünfzig Jahre auf Erden ſelig. — Spötter, du zeigſt mir meinen Himmel ſehr nahe!... Die Tante legte ſich ſchon um neun Uhr zu Bette und ich mußte bei ihr bleiben. Es war eine ſüße, warme Nacht. Die Sterne ſahen hell und freundlich auf die ſchlafende Erde herab, der Strom blinkte die ſilbernen Strahlen des Mondes zurück, Johanniswürmchen funkelten im Laube, ſüß flöteten die Nachtigallen. Da hörte ich frohe Stimmen und Geſang und Saitenſpiel näher und näher kommen. Es war eine Geſellſchaft von ältern und jüngern Perſonen, Männer und Frauen, Mädchen, Jünglinge und Knaben, und alle meine Freundinnen waren dabei. Sie erkannten mich am Fenſter und luden mich zu ſich ein. Ich fürchtete, ſie möchten die Tante wecken, ſchlich mich hinab, verſchloß leiſe die Thüre und geſellte mich den Fröhlichen zu. „Herr Einſiedler," rief eine heitere Matrone einem jungen Manne

zu, „hier iſt eine Einſiedlerin; Ihr bildet ein frommes, erbauliches Paar, führen Sie unſere Julie.“.... Du biſt zerſtreut, Karl? — Nein, ich höre ſehr aufmerkſam zu. — Der junge Mann gab mir den Arm. Wir ſtiegen zu Schiffe, fuhren den Strom hinab; gingen dann über die Hügel zurück. Wir ſprachen von Muſik, vom Tanz, von der Freundſchaft, von Tod und Unſterblichkeit, von Shakſpeare, Göthe und Jean Paul — mein Lieblingsſchriftſteller und auch der meines neuen Freundes. Wir fanden eine verlorne Lilie im Graſe. „Liane!“ liſpelte mein Begleiter. „Wie er hoch über der Erde ſchwebt — fuhr ich fort — und noch den Käfer erblickt, der auf dem dunkelſten Blatte wohnt! Wie er von Stern zu Stern eilt, im Fluge den Himmel küſſend.“... „Selten — ſagte mein Begleiter — kommt ein Glücklicher dem Himmel nahe; dann aber iſt Zögerung Sünde“ — und er raubte mir einen Kuß. — Karl ſprang auf und ſprach im komiſchen Zorne: ich wollte, es wäre eine Fledermaus zwiſchen euch durchgeflogen! — Julie legte die Hand auf das Elfenbein ihrer Stirne, beſann ſich, lächelte, erhob ſich raſch und ſprach mit froher Haſt: Eine Fledermaus? Die Kraniche des Ibykus! ja, es flog mir eine in die Locken; Du warſt der Räuber! — Karl ſchlug die Augen nieder. — Ahnung, liebe Julie! ſüße Ahnung! — Erfüllung, lieber Karl, ſüßere Erfüllung! — und die zweimal Verlobten ſanken ſich an das ſchlagende Herz.

XV.

Die Kunst, in drei Tagen ein Original-Schriftsteller zu werden.

(1823.)

Es gibt Menschen und Schriften, welche Anweisung geben, die lateinische, griechische, franzöſiſche Sprache in drei Tagen, die Buchhalterei ſogar in drei Stunden zu erlernen. Wie man aber in drei Tagen ein guter Original-Schriftsteller werden könne, wurde noch nicht gezeigt. Und doch iſt es ſo leicht! Man hat Nichts dabei zu lernen, ſondern nur Vieles zu verlernen; Nichts zu erfahren, ſondern Manches zu vergeſſen. Wie die Welt jetzt beſchaffen, gleichen die Köpfe der Gelehrten, und alſo auch ihre Werke, den alten Handſchriften, von welchen man die langweiligen Zänkereien eines Kirchen-Stiefvaters, oder die Faſeleien eines Mönchs erſt abkratzen muß, um zu einem römiſchen Klaſſiker zu kommen. Jedem menſchlichen Geiſte ſind ſchöne Gedanken, und weil mit jedem Menſchen die Welt neu geſchaffen wird, auch neue angeboren; aber das Leben und der Unterricht ſchreiben ihre unnützen Sachen darauf und bedecken ſie. Man bekommt

eine ziemlich richtige Ansicht von dieser Lage der Dinge, wenn man etwa Folgendes bedenkt. Ein Thier, eine Frucht, eine Blume erkennen wir in ihrer wahren Gestalt, was sie sind, erscheinen sie uns. Würde aber der von der Natur eines Rebhuhns, eines Himbeerstrauchs, einer Rose eine wahre Anschauung haben, der nur eine Rebhuhnpastete, Himbeersaft und Rosenöl kennen gelernt? So ist es aber mit den Wissenschaften, mit allen Dingen, die wir mit dem Geiste und nicht durch die Sinne auffassen: zubereitet und verwandelt werden sie uns vorgesetzt, und in ihrer rohen und nackten Gestalt lernen wir sie nicht kennen. Die Meinung ist die Küche, worin alle Wahrheiten abgeschlachtet, gerupft, zerhackt, geschmort und gewürzt werden. An Nichts ist größerer Mangel, als an Büchern ohne Verstand, an solchen nämlich, die Sachen enthalten und keine Meinungen. Es gibt nur eine kleine Zahl origineller Schriftsteller, und die besten unterscheiden sich von den minder guten viel weniger, als man nach einer oberflächlichen Vergleichung denken mag. Einer schleicht, einer läuft, einer hinkt, einer tanzt, einer fährt, einer reitet zu seinem Zeile; aber Ziel und Weg ist Allen gemein. Große und neue Gedanken gewinnt man nur in der Einsamkeit; wie gewinnt man aber die Einsamkeit? Man kann die Menschen fliehen, dann steht man auf dem geräuschvollen Markte der Bücher; man kann die Bücher wegwerfen, wie entfernt man aber aus seinem Kopfe alle die herkömmlichen Kenntnisse, die der Unterricht hineingebracht?

In der Kunſt, ſich unwiſſend zu machen, iſt die wahre Kunſt der Selbſterziehung die nöthigſte, die ſchönſte, aber die am ſeltenſten und am ſtümperhafteſten geübt wird. Wie es unter einer Million Menſchen nur tauſend Denker gibt, ſo gibt es unter tauſend Denkern nur einen Selbſtdenker. Ein Volk iſt jetzt wie ein Brei, dem nur der Topf Einheit gibt; etwas Kerniges und Feſtes findet ſich nur an der Scharre, in der unterſten Lage des Volks, und Brei bleibt Brei, und der goldene Löffel, der einen Mundvoll herausſchöpft, hat, weil er die Verwandten getrennt, nicht darum auch die Verwandtſchaft aufgehoben.

Das wahre wiſſenſchaftliche Streben iſt keine Columbiſche Entdeckungsreiſe, ſondern eine Ulyſſes-Fahrt. Der Menſch wird in der Fremde geboren, leben heißt die Heimath ſuchen, und denken heißt leben. Aber das Vaterland der Gedanken iſt das Herz; an dieſer Quelle muß ſchöpfen, wer friſch trinken will; der Geiſt iſt nur Strom, Tauſende ſind daran gelagert, und trüben das Waſſer mit Waſchen, mit Baden, mit Flachs röſten und andern ſchmutzigen Hanthierungen. Der Geiſt iſt der Arm, das Herz iſt der Wille; Kraft kann man ſich anbilden, man kann ſie ſteigern, ausbilden; was nützt aber alle Kraft, ohne den Muth, ſie zu gebrauchen? Eine ſchimpfliche Feigheit zu denken hält uns Alle zurück. Drückender, als die Zenſur der Regierungen, iſt die Zenſur, welche die öffentliche Meinung über unſere Geiſteswerke ausübt. Nicht an Geiſt, an Charakter mangelt es den meiſten

Schriftſtellern, um beſſer zu ſeyn, als ſie ſind. Aus Eitelkeit entſpringt dieſe Schwäche. Der Künſtler, der Schriftſteller will ſeine Genoſſen überragen, überholen; aber um einen zu überragen, muß man ſich ihm zur Seite ſtellen, um einen zu überholen, muß man auf gleichem Wege wandern als er. Daher haben die guten Schriftſteller ſo Vieles mit den ſchlechten gemein: im guten ſteckt ganz der ſchlechte; nur iſt er etwas mehr; der gute geht ganz den Weg des ſchlechten, nur geht er etwas weiter. Wer auf die Stimme ſeines Herzens hört, ſtatt auf das Marktgeſchrei, und wer den Muth hat, lehrend zu verbreiten, was ihn das Herz gelehrt, der iſt immer originell. Aufrichtigkeit iſt die Quelle aller Genialität, und die Menſchen wären geiſtreicher, wenn ſie ſittlicher wären. Und hier folgt die verſprochene Nutzanwendung. Nehmt einige Bogen Papier und ſchreibt drei Tage hinter einander, ohne Falſch und Heuchelei, Alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch ſelbſt, von euern Weibern, von dem Türkenkrieg, von Göthe, von Fonks Kriminalprozeß, vom jüngſten Gerichte, von euern Vorgeſetzten — und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das iſt die Kunſt, in drei Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden!

XVI.

Ueber den Umgang mit Menschen.

(1824.)

Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht. Ihm ist die Welt gegeben; was er nicht hat, ist er. Nichts ist herrenlos auf dieser Erde, nicht einmal der Herr; nichts ist frei, nicht einmal die Luft — man kann sie dir nehmen. Gelüstet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem sie wachsen, ist einem Menschen eigen. Suchst du Weisheit: der Mensch lehrt sie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Willst du in den Himmel: Petrus hat den Schlüssel. Bist du arm, brauchst du Menschen, die dir geben; bist du reich, brauchst du Menschen, welchen du gibst. Denn ob du einsam auf einer wüsten Insel darbst, ob du einsam im wüsten Herzen genießest, du bist nicht glücklich, wenn du einsam bist. Dein Glück auch in der Einsamkeit zu finden, mußt du heilig seyn, und das bist Du nicht, wenn du willst; Wenige sind auserkoren. Was dir Menschen geben, mußt du bezahlen mit dem, was du hast, oder theurer, mit dem, was du bist. Auch Freundschaft wird

dir nicht unentgeldlich. Jeder hat in ſeinem Leben einen ſchönen Kindertag, wo er, wie die erſten Menſchen im Paradieſe die Früchte des Feldes, ſo auch Liebe ohne Sorgen und Mühe findet. Iſt dieſer Tag aber vorüber, erwirbſt du, wie dein Brod, ſo auch Liebe nur im Schweiße deines Angeſichts. Ihr müßt Herzen ſäen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menſchen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Erſatz fordert das Glück für die Hoffnung des Gewinnes? Vieles lernen wir auf niedern und auf hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Thiere in fremden Welttheilen leben, wie die Städte beſchaffen, die wir niemals ſehen. Aber wie die Menſchen beſchaffen, die uns umgeben, und welche Wege ſie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Hausthiere benutzen und wilde Thiere zähmen; wir lernen dem übermüthigen Pferde ſchmeicheln, und das träge anſpornen; ſchwimmen, und Brücken über reißende Ströme bauen. Aber wie wir gute Menſchen gebrauchen, und böſe beſchwichtigen; wie wir dem Stolzen ſchmeicheln, und den Stillen antreiben; wie wir Brücken über Tyrannen bauen und durch ihre Leidenſchaften ſchwimmen — das lernen wir nicht. Ihr ſagt: das lehrt die Erfahrung dem Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künſte und andere Fragen. Doch ſoll man um den Menſchen

dienen? Darf man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuschen? Soll man ihm schmeicheln? Du kannst noch viele solche Dinge fragen, und findest keine Antwort darauf. Und wärest du der klarste Geist, und das tugendhafteste Gemüth, du wüßtest nicht, was recht ist. Glücklich auch hier, daß du nicht frei bist; daß dir die Natur gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenschaften gegeben oder versagt, die dich auf diesen oder jenen Weg führen, und dir die Mühe der Wahl ersparen. Bist du aber der Glücklichern einer, Herr deines Willens, und Meister zu thun, was du willst: so wähle. Es gibt zwei Wege, die zu den Menschen führen: du mußt sie lieben oder hassen, hochschätzen oder verachten, sie als göttliche Wesen oder als Sachen ansehen. Es gibt noch einen dritten breiten Weg, auf den die verworrene Menge sich drängt und Staub macht; den meide.

Nicht wenn du liebenswürdig bist, wirst du geliebt; wenn man dich liebt, wirst du liebenswürdig gefunden. Andern gefallen, ist leicht, schwer ist nur, daß uns Andere gefallen. Hier ist die Kunst, mit Menschen umzugehen! Du sagst: „Ich verabscheue jenen Menschen, er ist schlecht.“ Nein, er ist krank. Gewährst du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und sind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichsten? „Aber er ist frei, er kann sich bessern.“ Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Muth hast, dein Thun zu verantworten; würde aber keinem Schwachen diese Last auf. „Er ist ein Wütherich, ein Attila.“ Er ist

ein Blitz. Bewunderst du nicht die Güte Gottes noch in der Sündfluth, und die Weisheit der Natur im niedrigsten Gewürm? „Er ist dumm.“ Er ist nur ein dummer Mensch, aber das klügste Schaf. Muß er Wolle tragen? „Er ist ungesellig.“ Gebrauche ihn zu etwas Anderm. Der Weinstock gibt dir seine Früchte, die Eiche ihren Schatten; hast du je Früchte von der Eiche, und Schatten vom Weinstocke begehrt? „Er hat weder Geist, noch Herz, noch Tugend, noch irgend eine Gabe, er ist ein Pferd.“ So reite ihn; doch du irrst. Ein Riese ist nur zweimal so groß als ein Zwerg, und jeder Zwerg ist ein halber Riese. Ein gleiches Maaß von Kraft hat die Natur den meisten Menschen gegeben. Hier bildet sie sich zum Geiste, dort zur Tugend, bei Einem zur Schönheit, beim Andern zur Gesundheit, beim Dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Glück wittert. Ohne alle Gabe ist selten Einer. „Aber er ist einer dieser Seltenen; er hat weder Geist, noch Herz, noch Schönheit, noch Reichthum.“ So wird er wenigstens einen guten Magen haben, und es gibt Leute, die es gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. „Selbst diese ist schlecht.“ Dann wird er wenig essen und trinken; lobe seine Mäßigkeit, mache aus seiner Noth eine Tugend. „Aber ich will, ich darf ihm nicht schmeicheln; schmeicheln ist sündlich.“ So liebe ihn! Liebe ist eine Schmeichelei, die Allen gefällt, Hohen wie Niedern, Kindern wie Erwachsenen, Guten wie Bösen — und sie ist auch Gott gefällig.

Du haſſeſt Könige, wenn ſie raſen — raſeſt du nicht auch, wenn du getrunken? „Aber ſie ſollen nicht trinken, ſie ſollen Schmeichlern ihr Ohr nicht geben!“ Aber ſie ſind im Keller geboren, Wein war ihre Ammenmilch, und man iſt nur Herr, ſich den erſten Becher zu verſagen, nicht den zweiten. Du Liberaler haſſeſt den Ultra — was hat er dir gethan? „Er unterdrückt die Freiheit des Volks, er will Alles für ſich allein, er will Vorrechte haben.“ Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn ſein Recht auch nur ein Geſchwür wäre, er ſtürbe daran, wenn man es öffnete. Doch ſein Beſitz iſt edler, tauſendjährig, und ſeine Vorfahren haben ſich ihn durch ihre Tugenden erworben. „Doch er ſelbſt hat kein Verdienſt!“ Biſt du beſſer? Verſchwelgſt du nicht im Müßiggange den ererbten Reichthum, den dein Vater mit ſaurer Mühe erworben? Biſt du geneigt, mit den Bedürftigen deine Schätze zu theilen? Macht iſt wie Reichthum... Du Ultra verfolgſt den Liberalen — warum verfolgſt du ihn? „Er will mir meine Rechte rauben!“ Er will ſie nur mit dir theilen, er iſt ein Menſch, wie du. „Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Beſitz.“ Deſto ſchlimmer für dich, du biſt ihm auch die Zinſen ſchuldig. „Aber er iſt ein Schwärmer, den man ſchrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten.“ Und wenn du den Körper zerſtöreſt, was gewinnſt du? Der Geiſt bleibt, der Geiſt hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er ſpottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tauſend

natische Menschen hinrichten lässest, hast du darum den Fa-
fest natismus zerstört? Glaubst du das, dann bist du ein Thor, ein Kind. Schwärmerei ist wie eine Tontine, der Antheil der Verstorbenen fällt den Ueberlebenden zu, und wenn du die Zahl der Todten vermehrst, hast du Nichts gethan, als den Reichthum des Glaubens aus Vieler in Weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. „Also — sprecht ihr und ihr — sollen wir die Hände in den Schoos legen, und gelassen mit ansehen, wie uns unsere Feinde bedrohen, uns berauben, in unser Gebiet fallen?“ Nein, das sollt ihr nicht. Vertheidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht dein Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Bist du ein Krieger, fechte; bist du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche schone deinen Feind. Entweihe nicht den heiligen Altar der Menschenliebe, der auch den Mörder schützt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

„Wohl! Ich will alle Menschen lieben, ich will Jedem zu gefallen suchen, dem Klugen wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Bösen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?“ Das mußt du einen Andern fragen. Hast du einen hohen Geist, bückst du dich vergebens; so dumm ist die Dummheit nie, daß sie nicht die krumme Linie zur geraden umzumessen wüßte. Du mußt klein seyn, willst du kleinen Menschen gefallen. „Doch ich lebe

unter Philiſtern, ich muß unter ihnen leben.“ Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch iſt dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willſt du wiſſen, wie unglücklich man iſt, wenn man mit den Menſchen zerfallen, denke an Rouſſeau. Sein Staub iſt nicht mehr, du kennſt ſein Leben und ſeine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geiſtes geweſen. Du weißt aber auch, hätteſt du zu ſeiner Zeit gelebt, du würdeſt ihn, wie es Alle gethan, für einen Böſewicht und für einen Narren gehalten haben. Rouſſeau war ein Sklave ſeiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnſinn ſteigert, daß er, um aller geſelligen Bande los zu ſeyn, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geſchick. Darum ſuche die Menſchen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnſt den Menſchen nicht, wenn du ihn nicht hochſchätzeſt oder verachteſt; und gibt es eine Kunſt, in der zu ſtümpern lächerlich oder verdammlich iſt, ſo iſt es die, mit Menſchen umzugehen. Laß dich von meinem eigenen Beiſpiele warnen. Nur Einmal in meinem Leben — doch es war für einen Freund — ſuchte ich von einem Großen etwas zu erſchmeicheln. Es iſt ſchon lange her, und es geſchah noch in jenen guten Tagen, von welchen der Miniſter auf dem Blocksberge in Göthe's Fauſt geſungen:

Jetzt iſt man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir Alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Ich ging zur Audienz. Aus dem, was mich Knigge und Chesterfield gelehrt, wählte ich das Schönste und Beste, band es zierlich zusammen, und überreichte den Blumenstrauß. Aber ich war falsch; mein Rücken war krumm, meine Seele war gerad; ich hatte Zucker auf den Lippen und Salz im Herzen, und der Minister — warf mich zur Thüre hinaus.

---

*

XVII.

Ueber das Schmollen der Weiber.

(1823.)

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen kultivirten Völkern Sitte ist, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böse auf sie bin, einen gefallenen Engel, ist das Ehewetter aber heiter, einen gestuzten. „Warum gestuzter?“ fragte mich Wilhelmine, als ich mich zum erstenmale dieses Ausdrucks bediente. Ich ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verstellen gelernt, ich wußte noch nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen sey, und wie ohne diesen Lichtschirm der Wahrheit rothe Augen noch häufiger wären. „Theure Wilhelmine! — sagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den sie sehr liebt, in den Purpurmund steckte — liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas gestuzt wären? Müßte ich nicht fürchten, du entflatterteſt“.... und flögeſt den Himmel hinauf, wo deine Heimath ist — wollte ich höchst poetischer Weise hinzusetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. „Du fürchteſt also, ich

könnte dir untreu werden?“ fragte sie, wartete aber auf keine Antwort, sondern nahm ihr Gesicht zusammen, verschloß den Mund und schmollte. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen sogar, sie schmollte fort. Ich ging mit starken Schritten das Zimmer auf und ab; in Engels Mimik ist keine Bewegung geschildert, die ich nicht mit der größten Naturtreue darstellte: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine sprach kein Wort. Bei dieser Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmollen der Weiber kennen und seitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigste Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebses trat. Anfänglich hatte meine theure Wilhelmine nur einen Schmollstuhl, dann nahm sie einen Schmollwinkel ein, später verschloß sie sich in ein Schmollkämmerchen, bis sie endlich es durch Uebung dahin gebracht, im ganzen Hause zu schmollen.

Ich habe mich in der theoretischen wie in der praktischen Philosophie etwas umgesehen, Metaphysik, Logik, Anthropologie, empirische Psychologie sind mir nicht ganz fremd; aber mit der Theorie des weiblichen Schmollens konnte ich bis jetzt noch nicht ins Reine kommen. Doch will ich die wenigen unstreitigen Grundsätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mittheilen; sie sind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier-Händler, oder Staats-Papierhändler (ich weiß

nicht, welche Schreibart die richtigere ist) fragen sich und Andere jetzt oft: welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerthe Unwissenheit! Nur wer nicht verheirathet ist, kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es bestimmt, daß die Franzosen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber ist nichts als ein Guerillaskrieg, den sie gegen die concentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem sie immer siegen. Was nützt euch eure schwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Lunten anlegen, stechen und verwirren? Was helfen euch dreimal hunderttausend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten sie mit dem Bösen ein Bündniß geschlossen, sind gründefest, es dringt keiner durch. Ihre gefährlichste Waffe ist der Mund, sie mögen ihn zum Reden oder zum Schweigen gebrauchen. Reden sie, und ihr habt viel Verstand und Geduld, dann könnt ihr sie zuweilen zum Schweigen bringen; schweigen sie aber (welches in der häuslichen Kriegskunst Schmollen heißt), ist alle Mühe vergebens, sie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurückziehen, und schließt um jede Bedingung einen pyrenäischen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigstens mit dem Kopfe über die Wolken seines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter seinen Füßen; die Frau aber steht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finsteres Gesicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich, daß ich in einer

Viertelstunde wieder versöhnt seyn werde. Mein schmollender Engel aber hat gar keine Vorstellung davon, daß sie mir je wieder gut werden könnte. Ein komisches Mißverständniß trägt gewöhnlich dazu bei, sie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine theure Gattin Wilhelmine zu nennen; aber so oft sie zankt, rufe ich sie Minchen. Dieses Wort macht sie nur unversöhnlicher, denn sie wähnt, ich bediene mich der liebkosenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatt erfahren, daß ich sie, wenn sie schmollt, nur darum Minchen nenne, weil sie mir dann als ein kleiner Mina vorkömmt — so geschickt weiß sie den Guerillaskrieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau schon oft vorgeschlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen monatlich abonniren, indem ich ihr immer dreißig Tage voraus Recht gäbe, und dabei meinte ich, würden wir uns besser stehen; aber sie wollte von einem solchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schlusse des Jahres fällt die meteorologische Bilanz nicht immer zu meinem Vortheile aus. Was aber meinem Kalender ein noch seltsameres und traurigeres Ansehen gibt, ist, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu schmollen angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo sie zu schmollen aufgehört. Sie vergrollt so leise und allmählig, daß nicht zu bestimmen ist, wann der letzte Laut ihrer Unzufriedenheit verschallte.

und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wissen, wie ich hinein gekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber so machten, die, wenn sie ihr stillstehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertel-Stunden, über welche der Zeiger rücke, schlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe stände. Sie müßten das so machen, um die Uhr ihrer Seele nicht zu verderben.

Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradiese, das sie mir selbst geschaffen, auf Stunden und Tage hinaus schmollt, so ist das nur meine eigene Schuld. Ich habe unbesonnen meiner häuslichen Verfassung die Fehler der spanischen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur eine Kammer, und so muß denn geschehen, was in solchen Fällen immer geschieht: das demokratische Princip gewinnt die Herrschaft über das aristokratische. Das weibliche Herz ist ein athenienſischer Markt — unter einem herrlichen blauen Himmel, liebliche Blumensträuße, duftende Südfrüchte, holde Anmuth, Geist, Witz, Empfindung; aber auch Tücke, Launen, Wankelmüthigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Gesetzgebung weise in zwei Kammern getrennt ist, wo der Mann das Oberhaus und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein bairischer Pair unvergleichlich schön gesungen hat, die Wogen der Demokratie sich an den Felsen der Aristokratie brechen, auf welchen Felsen der Thron gebaut ist und der Frieden!

XVIII.

Der Gott in Höflingen.

(1823.)

Das Spaßhafte der Sache liegt nur darin: daß die Leser anfänglich glauben werden, ich mache Spaß, und die Höflinge unter ihnen, ich wolle ihrer spotten, und daß der letzteren Einer, begreift er endlich, daß ich es ernst gemeint, voller Angst zu seinem Arzte schicken und dem herbeigeeilten sagen wird: „Medizinalrath, ich bin ein Mann und zittere vor dem Tode nicht, darum Offenherzigkeit! Bin ich wirklich ein Schwärmer? Habe ich Religion? Liege ich an Ideen darnieder? Grade heraus, ist die Krankheit immer tödtlich, oder hat man Beispiele von deren glücklichen Heilung? Was halten sie von meinem Zustande?“ Ja, Herr Hofmarschall? Sie sind schwärmerischer als ein Verliebter, frömmer als ein Heiliger, phantastischer als Jakob Böhm; Sie leben in einer luftigen Ideenwelt und sind gar nicht praktisch. Aber beunruhigen Sie sich nicht, Sie haben eine gute Natur, und werden nicht daran sterben! ... Ich sage: das ist allein der Spaß; im Uebrigen aber, wird man den heiligen Ernst nicht verkennen.

Jener Haushofmeiſter eines Prinzen Conti, der, nach beendigtem Feſtmahle, das er für ſeinen Gebieter angeordnet, ſich den Degen in das Herz ſtieß und ſtarb, weil auf dem Tiſche eine Schüſſel Stockfiſche gemangelt — gemangelt ohne ſein Verſchulden, (der Eilbote war damit eine Stunde zu ſpät aus dem Hafen gekommen) — gemangelt nur ihm, ſeinem Künſtlerauge, nicht den Gäſten und zur Sättigung — den Opfertod jenes edeln Haushofmeiſters, werdet ihr ihn verſpotten? Thut das nicht, nur ſeiner Zeit dürft ihr lachen. Gibt es einen himmliſchen Lohn für jede irdiſche Hingebung, dann wird auch der Haushofmeiſter ſeine Palme finden. Freilich werden Brutus, Sokrates und Timoleon dem neuen Heiligen mit Lächeln entgegen ſchweben, aber ſie werden ihm lächeln wie einem Kinde; und wenn der Himmel ſeine Spiele hat, werden ſie ihn ergötzen; und der verklärte Haushofmeiſter wird mit ſeinem Degen an der Seite hinter dem Stuhle des großen Cäſar ſtehen, und die Majeſtät wird ſeine Kunſt loben, und an Stockfiſchen wird's nicht mangeln!... Racine, welcher krank ward und ſtarb, weil König Ludwig ohne Blick an ihm vorübergegangen war — Er ſtarb nur *ſeinem* Gotte, doch er ſtarb dem Göttlichen. Der Himmel hat tauſend Pforten, die Hölle hat nur eine, und ſeltner als man denkt, gelingt es Menſchen und ſchwerer als man glaubt, ſich verdammen zu laſſen.

Der Ruhm glänzt, wie die Sonne, mit eigenem Lichte; die Ehre gleicht der Erde, die mit geborgten Strahlen leuchtet;

die Eitelkeit ist der Mond dieser Erde, der Ehre kühler und kleiner Trabant. Aber das Licht der Tugend behält, wie Wein im Wasser, auch verdünnt von seiner Kraft. Der Mensch, so gemein auch sein Treiben sey, lebt in Ideen, bis in den Sumpf spiegelt sich der Himmel ab. Der Höfling, der sich alle seine Jahre um ein Band am Rocke, um ein Lächeln seines Gebieters, um den leeren Schall eines Titels martert, opfert er nicht Ruhe, Glück und Frieden, gleich dem edlern Schwärmer, auch einem Gedankenbilde? Und ist es sein Vergehen, wenn er mit den Zeitgenossen summt, die den vergoldeten Thurmknopf, um den sie gleich Mücken kriechen, für einen Sonnenball halten? Ich habe einen Freund, der sich so gern an den Pranger stellte, als einen Orden trüge, den aber jede Volksgunst, die in alter oder neuer Zeit diesem oder jenem widerfahren, bis zu Thränen der Eifersucht bewegt. Er hat freilich ein größeres und schöneres Recht, als jener Höfling, aber kein anderes. Wohl ist es größer und schöner, den nach Bewegung lechzenden Geist auf weiter See schiffen zu lassen, und das glühende Herz an Meeresstürmen abzukühlen, als sich auf einem Gartenteiche zu schaukeln und mit einem Fächer die heißen Wangen zu erfrischen; aber hier und dort ist Wind und Wasser, ist das göttliche Element, woraus Jeder schöpft nach Vermögen, mit kleinerem oder größerem, mit irdenem oder goldenem Gefäße.

Der Weltmann spottet des Schwärmers, den er verkennt, nur weil er sich selbst nicht kennt. Nachdem er seinen Hunger

gestillt und seinen Durst gelöscht, wofür bemüht er sich? Für ein Gedankenbild; er schwärmt selbst. Wir bewundern die großen Männer des alten Roms; kehrten diese zurück, sie würden uns mehr bewundern, als wir sie. Was ist leichter, im Rausche der Begeisterung, die nicht rechnet, Leben und Gut an das Glück des Vaterlandes, eine Spanne Zeit an ewigen Nachruhm wagen — oder nüchtern fünfzig Jahre lang auf dem Seile der Intrigue zu tanzen und mit klopfendem Herzen ängstliche Blicke rechts und links auf die Balancirstange der List zu werfen, um keinen andern Lohn, als sich von kindischen Zuschauern begaffen und beklatschen zu lassen? Was ist gewinnsüchtiger, schnödes Geld gegen Freiheit eintauschen — oder eine eiserne Kette schleppen, sich damit eine goldne zu verdienen? Darum nicht verachten oder hassen, belehren und belächeln soll man jene Weltleute, die jeder edeln Regung spotten. Wer nur wenige Jahre das Erziehungsrecht über sie selbst hätte, würde sie zu ihrer Beschämung dahin bringen, daß sie mit Füßen treten, was sie früher angebetet, und anbeten, was sie früher mit Füßen getreten. Alle Menschen aller Zeiten wurzelten in dem schmutzigen Boden des Eigennutzes; aber mit Stamm, Zweigen, Blüthen und Früchten erhoben sie sich über die Erde und lebten im reinen Elemente, höher oder niederer wachsend, heller oder dunkler blühend, mit mehr oder minder süßer Frucht, je nach Saamen, Witterung, Jahreszeit, Himmelsstrich und Pflege — aber alle nach dem Himmel strebend.

XIX.

Die große Verschwörung.

(1819.)

Wie viel leichter es sey, mit vielen Worten Nichts, als mit wenigen Worten Viel zu sagen, hat die preußische Staatszeitung in ihrem zweiten Bülletin der großen Polizei-Armee abermals bewiesen. Der Herausgeber jenes Blattes verrieth schon oft, daß ihm der erfoderliche Mangel an Verstand mangle, um eine Hofzeitung gehörig schreiben zu können. Man muß selbst befangen seyn, um das Urtheil Anderer zu verstricken, man muß selbst glauben, um Glauben zu finden, und nur eigene Ueberzeugung pflanzt sich fort; die fehlende Natur kann hier durch Kunst nie ersetzt werden.

Es hätten die größten Spötter, um dem Verschwörungstraume und dessen abergläubischer Deutung die verdiente Lächerlichkeit zuzuwenden, keine treffendere Karrikatur davon zeichnen können, als die Staatszeitung in ihrem amtlichen Berichte gethan, nur daß jenseits der Spott zugleich grausam ist.

Gleich anfänglich wird der gegen die schwarzen

catilinarischen Bursche mit so großer Uebereile und fürchterlichem Gepraſſel unternommene Krieg als eine bloße polizeiliche Maßregel angegeben. Was man unter polizeilichem Verfahren zu verstehen habe, zumal in Deutschland, wo mit der schnödesten Willkühr, die hierbei aller Orten Statt findet, auch noch die tölpelhafte Ungeschicklichkeit verbunden ist, weiß wohl Jedermann. In Frankreich, wo die Polizei kunstgeübter und erfahrner ist, besitzt sie eine Art Zuversicht, die sie vor unbesonnenen Schritten bewahrt. Allsehend, allwissend, die Fäden der Ereigniſſe nie verlierend, ist sie dort geduldig, fürchtet nicht, daß ihr die Beute über Nacht entgehen werde, und schüttelt darum den Baum nicht eher, als bis die Früchte reif geworden sind. Die Berliner Polizei aber hat in einen sauern Apfel gebissen: sie gesteht es nicht ein, doch ihre Gesichter verrathen es. Ich kenne meine Landsleute und weiß, was sie zu thun fähig sind. Darum erbiete ich mich kühn, selbst als Verschworner angesehen und als solcher bestraft zu werden, wenn unter allen den eingekerkerten Männern und Knaben sich am Ende der Untersuchung auch nur ein Einziger finden sollte, über den die Gesetze das Schuldig aussprechen werden.

Die Staatszeitung versichert, es bestünde eine durch mehrere deutsche Länder verzweigte Vereinigung, die den Zweck hat, Deutschland in eine Republik umzuschaffen. Sie sagt ferner, um diesen Entwurf zu bearbeiten, bestünden an vielen Orten eigene Vereine, theils förmlich konstituirt,

theils in Vereinigung der Grundsätze und Gesinnungen. Sie sagt ferner, die Freiheits-Apostel zögen in Deutschland herum, um den Saamen der Unzufriedenheit unter das Volk auszustreuen. Angenommen nun, dieses sey Alles wahr, wie es behauptet wird, und die mütterliche Zärtlichkeit, welche die Polizei für ihre Staatskinder hegt, habe die Besorgniß nicht zu weit getrieben, so ist hier dennoch kein Verbrechen vorhanden, welches die befolgten strengen Maßregeln rechtfertigen könnte. Ein Entwurf zu einer Republik, welcher erst bearbeitet, Saamen der Unzufriedenheit, welcher erst ausgestreut werden soll, das bildet wahrlich noch nicht den Schatten von dem Schatten einer Verschwörung. Höchstens hatten einige akademische Milchknaben sich bis zu Kühen und Kälbern hinaufgeschwindelt, die sie von dem Ertrage ihres Marktverkaufes erstehen wollten, und da strauchelten sie, und da fiel der Topf, und — was ward verschüttet? Milch, wahrhaftig kein Tropfen Blut. Ich wollte ein Nero seyn in Deutschland und meine Krone in den nächsten Strom werfen, und den gefährlichsten schwarzen Bruder herbeirufen und ihm sagen: apporte! und der treue Pudel spränge hinein, tauchte unter, und brächte mir wedelnd meine Krone zurück.

„Theils in Vereinigung der Grundsätze und Gesinnungen" sollen die zum Umsturze der deutschen Staaten sich gebildeten Vereine bestehen! In der That, man weiß nicht, ob man mehr das Sonderbare dieses strafrechtlichen

Grundsatzes, oder die Naivetät bewundern soll, mit der man sich zu ihm bekennt. Wenn Gesinnungen gerichtet werden dürfen, wo fände man dann vor dem Schwerte des Henkers Schutz?.. Aber man hat dennoch, ohne es zu wollen, das große und wahre Geheimniß der Sache ausgesprochen. Es gibt wirklich eine Verschwörung, die nicht blos in Deutschland, sondern in ganz Europa verzweigt ist. Die Verschwornen kennen sich nicht, sie sehen, sie sprechen sich nicht, sie haben keine verbindende Zeichen, Wege und Zwecke, und dennoch sind sie verbrüdert — durch die Gesinnung nämlich. Aber dieser Bund ist nicht gegen die fürstliche Gewalt, sondern gegen deren Mißbrauch in den Händen der Staatsdiener, sie ist gegen den gesetzlosen Zustand, gegen jede Willkühr gerichtet, und er wird trotz allen Polizeien seinen Zweck erreichen.

Sind die Worte und Redensarten, welche die preußische Staatszeitung anführt, wirklich aus entdeckten und in Beschlag genommenen Handschriften gezogen, so beweist deren hochtrabende, stolzirende, tragisch-komödienhafte Abfassung, daß sie nichts Anderes als Stylübungen von feurigen Primanern waren, zum Deklamiren, Gestikuliren und Rühren schön verfertigt. Man gebe sie den hoffnungsvollen jungen Leuten verbessert zurück und überreiche ihnen dabei Adelungs Wörterbuch und Grammatik als Schulprämie zur Belohnung ihres Fleißes. Alle gedruckten deutschen Reformationsprojekte, die ich bisher gelesen habe, waren übrigens *sehr*

trocken, und es freut mich, daß die Staatszeitung endlich ein nasses gefunden hat.

In der Behauptung, es wären nur sehr wenige Individuen verhaftet worden, liegt etwas Unerklärliches. Wenn die Verschwörung wirklich so ausgebreitet war, als man vorgibt, wenn die Untersuchung bereits sehr erhebliche Resultate geliefert hat, warum hat man so wenige Verdächtige gefunden, die sich zur Verhaftung geeignet hätten?.. Noch wunderbarer ist das Eingeständniß der Staatszeitung: man habe ohne Gründe des Verdachts bei Mehreren die Papiere in Beschlag genommen, um sich der Beweise gegen die eigentlichen Schuldigen zu bemächtigen. Man braucht gerade kein Rheinländer zu seyn, um dieses Verfahren nicht sehr angenehm zu finden. Unschuldige Menschen in Schrecken zu setzen und Feuer zu rufen, oder ihnen gar das Haus über dem Kopf anzuzünden, damit ein Spitzbube, der sich etwa in einem Winkel versteckt haben könnte, hervorkäme und sich fangen lasse — die Rechtlichkeit dieser Polizei-Maßregeln ist sicher „einem Jeden bekannt." Das inquisitorische Verfahren in Brasilien, wo man die Arbeiter in den Diamantgruben zum Laxiren zwingt, damit sie die etwa verschluckten Diamanten wieder herausgeben, ist wenigstens spaßhafter.

Wenn, wie der amtliche Bericht versichert, die Verhafteten größtentheils Ausländer waren, die auch in Preußen

das demagogiſche Gift zu verbreiten geſucht hätten, ſie aber auf das brave, verſtändige und treue preußiſche Volk wenig gewirkt haben, ſo möchte man an die Berliner Polizei mehrere Fragen thun. Erſtens, warum die preußiſche Regierung zu gleicher Zeit, indem ſie alle Nicht-Preußen für Ausländer erklärt, die Sache des Auslandes, die ſie ja ihren Reden nach ſo wenig ſelbſt berührt, mit ſo vielem Eifer behandelt, als wäre es ihre eigene, und warum ſie die Erforſchung, Unterdrückung und Beſtrafung der ſtaatsverrätheriſchen Umtriebe nicht den Regierungen überlaſſe, auf deren Verderben es abgeſehen iſt? Zweitens, in welchem deutſchen Staate des Auslandes die Mutterkirche des neuen politiſchen Glaubens, von welcher eine Filial-Revolution in Preußen habe geſtiftet werden ſollen, eigentlich ihren Sitz habe? Und drittens; warum man in Süddeutſchland, wo durch die freiere Preſſe und die Ständeverſammlungen demagogiſches Gift leichter zu verbreiten geweſen wäre, als im nördlichen, von revolutionären Bewegungen und dadurch nöthig gewordenen Einkerkerungen und andern Maßregeln der Strenge durchaus Nichts vernommen hat?

Die Ausdrücke der Staatszeitung: „Die Unterſuchung wird zwar jetzt noch polizeilich, jedoch von einer aus Rechtsverſtändigen beſtehenden Kommiſſion geführt,“ können auch ſo gedeutet werden: „Die Unterſuchung wird von Juſtizperſonen geführt, ob zwar die Unbedeutendheit der Sache nur ein polizeiliches Verfahren verſtattete,“ und dieſe

Auslegung wäre nicht geeignet, der Heiligkeit der Justiz die erforderliche Ehrfurcht zu bewahren. Und wenn es ferner heißt, daß, wenn die an mehreren Orten in Beschlag genommenen Papiere eingegangen sind, dann auf dem völlig gesetzlichen Wege eine unparteiische Untersuchung Statt finden werde, so liegt in diesen Worten zugleich das Geständniß, daß die Untersuchung, wie sie bisher geführt, auf keinem völlig gesetzlichen Wege und nicht unparteiisch geführt worden sey.

*

XX.

Die Carbonari und meine Ohren.

Als ich nach Mailand kam, herrſchte dort eine ſichtbare Gährung. Man hatte Nachricht erhalten, daß in Turin eine Revolution ausgebrochen; die Behörden waren argwöhniſch, achtſam, ſtreng; das Geſindel freute ſich auf die kommende Verwirrung; und manche angeſehene Bürger ſahen wie vergnügte Erben aus, die aus Schuldigkeit ein betrübtes Geſicht machen. Ich hatte in Mailand italieniſche Sprache gefunden, aber keinen italieniſchen Himmel, Gegenwart, aber keine Vergangenheit, und ich eilte mich, über die Schwelle des Paradieſes zu kommen. Nachdem ich mit einem Vetturino auf den folgenden Tag für die Fahrt nach Florenz Abrede getroffen, ging ich in das Theater Della Scala. Man gab die Oper Othello von Roſſini. Da mir die abgöttiſche Verehrung bekannt war, die man in Mailand wie in ganz Italien vor Roſſini hegte, mußte meine Verwunderung groß ſeyn zu bemerken, daß man im ganzen Saale der Darſtellung nicht die geringſte Aufmerkſamkeit ſchenkte. Man lachte, ſchwazte, ging in den geräumigen Logen auf und ab, nahm Erfriſchungen, und der Himmel weiß, vor wem ſich die

Sänger und Sängereien eigentlich bemühten. Endlich trat Desdemona auf und ward mit Beifallklatschen empfangen. Sie verneigte sich dreimal, zuerst vor der leeren Hofloge, dann rechts, dann vor dem Parterre. Ich weiß nicht, war die Sängerin beliebt oder die Arie, die sie zu singen hatte, es trat, sobald sie erschien, die größte Stille ein. Sie sang eine tödtliche Viertelstunde; der Hals war mir wie zugeschnürt, und es ward mir erst leichter, als ich an den Schnörkeln und schnelleren und heftigern Schritten der Melodie bemerkte, daß sich die Cavatine dem entscheidenden Augenblicke nahe. Signora Desdemona legte auch bald die Sturmleiter an, um in die Bresche, die sie in das Herz der Zuhörer gesungen, einzudringen, und den Beifall zu erobern. Ein tapferer Triller drängte sich voraus — man hörte keinen Athemzug ..... da fiel ein Kanonenschuß. Ich sprang erschrocken von meinem Sitze auf, ein dumpfes Gemurmel entstand im Saale, ich hörte, wie in einer etwas entfernten Loge man sich in das Ohr flüsterte: bis morgen sind sie hier. Ich fühlte meine Wangen erglühen, meine Augen wurden naß, eine himmlische Freudigkeit durchfächelte meine Adern; und da mir armen Schelme immer das Herz bis am Munde steht, und es nur eines Tropfens bedarf, es überfließen zu machen; da ich die jammervolle und lächerliche Gewohnheit habe, laut mit mir selbst zu sprechen — plagte mich der Teufel, und ich rief so vernehmlich, daß man es zwei Logen weit hören konnte: es leben die Carbonari! es lebe Italien!

Zitto! quiekte ein Sopranſtimmchen hinter mir; ein anderer feiſter Herr ſah mich mit Verwunderung an; eine ſchöne Dame hielt das Schnupftuch vor dem Munde. Doch hatten meine aufrühriſchen Reden weniger Eindruck gemacht, als man hätte erwarten ſollen, wahrſcheinlich, weil man den Sinn der deutſchen Worte nicht verſtanden. Ich ſelbſt aber hatte ſie nur zu gut verſtanden, und als der Begeiſterung Ueberlegung und Kopfſchmerzen folgten, als ich des Ortes, der Zeit und der Verhältniſſe gedachte, kam große Bangigkeit über mein Herz. Ich zitterte vor den ökonomiſchen Gerichten, ſchon fühlte ich den Scharfrichter das Maaß von meinem Halſe nehmen, und wollte ich noch ſo gnädig mit mir verfahren, konnte ich mir eine folternde Unterſuchung und eine lange Gefangenſchaft nicht erlaſſen, und meine verzagte Hoffnung ſchmeichelte ſich nichts Größeres, als daß ſie mich hier in Mailand behalten, und nicht in dem abſcheulichen Ollmütz einſperren würden. Ach, ſeufzte ich, ſäßeſt du jetzt an einem Froſchteiche in der Mark Brandenburg, wie viel wohler wäre dir dort, als bei dem ſüßen Geleier der Signora Desdemona! Wehe Unglücklicher! wenn der Akt zu Ende iſt, kommt die Wache und holt dich!..... Der Akt ging zu Ende, die Wache kam nicht, und als ich auch den zweiten Akt mit freien Ohren abſingen hörte, fing ich an mich zu beruhigen.

Die Oper war geendigt, und ein Ballet ſollte folgen. In der ſtillen Zwiſchenzeit trat ein junger Menſch in meine

Loge, der zuerſt mit dieſem und jenem ſich unterhielt, und da er mich endlich gewahrte, überraſcht ausrief: Ach, Sie hier! Er nannte mich bei meinem Namen. Ich erinnerte mich ſeiner nicht, und da er mir erzählte, daß er mich in N. in verſchiedenen Geſellſchaften geſprochen, murrte ich zum tauſendſten Male über mein ſchlechtes Gedächtniß für Namen und Geſichter. „Ich wundre mich," ſagte der junge Menſch, „daß mir Herr S. nichts von Ihrem Hierſeyn erzählt hat." — Wie! rief ich, S. iſt hier? — „Und das wiſſen Sie nicht? dort in der Loge ſitzt er. Ich will Sie hinführen." Ich, ſehr vergnügt, einem meiner älteſten Freunde ſo unerwartet zu begegnen, folgte meinem Führer. Kaum hatte ich die Logenthüre hinter mir, als mein dienſtwilliger Herr verſchwand, und acht Soldaten ſarmatiſchen Anſehens mich in ihre Mitte nahmen. Sie führten mich in eine Wachſtube des Opernhauſes. Dort durchſuchte man mit vieler Höflichkeit und Genauigkeit meine Taſchen, meine Papiere wurden mir abgenommen — „wenn es Ihnen gefällig iſt," ſagte der Polizei-Commiſſair; ich folgte ihm. Vor dem Hauſe hielt eine Kutſche, man hieß mich hineinſteigen, der Commiſſair ſetzte ſich neben mich, und — Adieu Welt! krächzte eine Rabenſtimme mir nach. Ob ich in einer Schlacht zittern würde? Ehrlich geſprochen, ich bin des Gegentheils nicht ganz gewiß, aber das weiß ich, daß nur meine Nerven zittern würden, meine Seele bliebe ruhig. Doch ſelbſt mein unſterbliches Ich iſt voller Schauer, wenn es von einer

Polizei bedroht wird. Mir war gar zu wehe. Der Wagen war so niedrig, eng und so fest verschlossen, daß ich zu ersticken glaubte. Er hatte auf beiden Seiten eine runde, mit einem Drathgeflechte bedeckte Scheibe, die nicht viel größer war, als das Glas eines Fernrohres. Der durchfallende Mondschein zeichnete ein Netz zu meinen Füßen ab, in dem meine Einbildungskraft angstvoll zappelte. Mein Wächter neben mir sprach kein Wort, er war vielleicht beschäftigt, meine Seufzer zu übersetzen; ich gab ihm Arbeit genug.

Nach einer viertelstündigen Fahrt hielt der Wagen still. Ich hörte ein schweres Thor hinter ihm zuschlagen. Die Kutsche wurde geöffnet, ich stieg heraus, und sah mich in einem, mit hohen Mauern umschlossenen, und mit zahlreichen Wachen besetzten Hofe. Man ließ mich in das Zimmer des Gefängnißwärters treten. Dort wurde ich in ein Buch eingezeichnet und abkonterfeit, wie es in einem Passe zu geschehen scheint. Meine Namensunterschrift mußte ich auch hineinsetzen. Numero vier — sagte der Polizei-Commissair dem Gefängnißwärter. Dieser, ein alter Mann mit essigsauern Mienen, ward darauf plötzlich freundlich gegen mich, rückte seine Mütze und holte mir einen Stuhl, der Polizei-Commissair wünschte mir gute Nacht und flüsterte mir zu: Seien Sie guten Muths, es wird so schlimm nicht werden. „Aennchen, leuchte dem Herrn," rief der Gefängnißwärter in ein Nebenzimmer hinein. Ein junges Mädchen, in jeder Hand ein Licht, ging eine Treppe hinauf,

ich folgte, der Gefängnißwärter hinter mir. Machen Sie ſich's bequem, ſagte mir dieſer, indem er ein Zimmer aufſchloß: wenn Sie das Nachteſſen befehlen, belieben Sie nur zu klingeln. Er und das Mädchen gingen fort und ich war erſtaunt, daß die Thüre von außen nicht verſchloſſen wurde. Meine Verwunderung ſtieg, als ich mich im Zimmer umſah und die bequemſte und ſchönſte Einrichtung fand. Sogar an einem Schreibzeuge und an Papier fehlte es nicht. Die eiſerne Maske konnte es nicht beſſer gehabt haben. Nachdem ich mich von den Schrecken dieſes Abends etwas erholt, und mich auf mein Verhör ſo gut als möglich vorbereitet hatte, fing ich an, meine Geſchichte von der romantiſchen Seite zu betrachten. Das heiterte mich auf. Ich zog die Schelle, um das Abendeſſen zu begehren. Aennchen kam, vom Alten begleitet, trug auf und ſchnitt mir die Speiſen vor. Ich bekam nur einen Löffel; der Gefängnißwärter entſchuldigte ſich mit der eingeführten Ordnung. Das Eſſen war gut, der Wein noch beſſer. Der Alte ging fort, Aennchen blieb noch einen Augenblick im Zimmer, legte die Hand mit einem bedeutenden Blicke auf eine zuſammengefaltete Serviette, die auf einem Toilettentiſche lag, brachte dann die Finger an die Lippen, und wünſchte mir wohl zu ſchlafen. Als ſie fort war, verſchloß ich das Zimmer, legte die Serviette auseinander, fand aber Nichts darin. Ich kleidete mich aus, und ſchlief dieſe Nacht ſanfter, als man in meinen Verhältniſſen zu thun pflegt.

Als ich am andern Morgen erwachte, umging ich noch einmal die Festungswerke meiner Unschuld, untersuchte genau alle ihre Punkte, vertheilte zweckmäßig meine Vertheidigungskräfte und verstärkte die schwachen Seiten. Aennchen brachte mir das Frühstück und sie kam ohne den Alten. War es meine wiedererlangte Gemüthsruhe, war es das Tageslicht — aber ich entdeckte jetzt erst die wundervolle Schönheit des Mädchens, an der ich den Abend zuvor unachtsam vorüber gegangen war. Aennchen stand in der Zauberstunde des weiblichen Lebens, wo die Jungfrau mit halbgeöffneten Lippen nach den Antworten hinhorcht, die ihr die Natur auf ihre Fragen gibt. Rosen und Lilien theilten den Thron ihrer Wangen, der blaue Himmel war nur der Abglanz ihrer Augen, auf ihren Lippen war das Lächeln eines schlummernden Kindes, ihr goldnes Haar, müde seiner eignen Last, ruhte auf ihren Schultern aus, ehe es weiter wallte — Engel hätten sie als ihre Schwester geliebt, aber auch einen Teufel hätte das Mädchen verführen können. Als ich in ihrem Anschauen verloren, sprachlos vor ihr stand, da zuckte etwas über ihr Gesicht, das sie plötzlich entgötterte, und was ich bald klarer verstand. Aennchen durchsuchte alle Winkel des Zimmers; dann legte sie, wie den Abend vorher, die Hand auf die zugefaltete Serviette, dann entfaltete sie diese und schüttelte sie. Ich fragte sie, was sie suche? Sie trat mir näher und sprach schnell und ängstlich: „Mein Onkel ist ein harter Mann, und viel zu streng. Neulich hatten wir

einen Gefangenen, der unſer Dienſtmädchen gewonnen. Er legte jeden Morgen einen Brief in die Serviette, den das Mädchen, ungeachtet ſie nur in Begleitung des Onkels in das Zimmer ging, auf dieſe Weiſe unbemerkt mit nahm, und in der Stadt abgab. Seitdem muß ich ſelbſt die Gefangenen bedienen, und genau nachſehen ob ſie nirgends was Geſchriebenes verſteckt." Ich fragte Aennchen, ob ſie mich verrathen würde, wenn ich ihr einen Brief anvertraute. Sie legte die Hand auf das Herz, und ſah mich mit ihren Himmelsaugen an. Lamm! ſagte ich, Mädchen, ſo jung, ſo ſchön . . . . „guter Landsmann," lispelte ſie, und legte vertraulich ihre Hand auf meine Schulter . . . . „ſo ſchön, ſo jung, und ſchon ſo ſchlecht!" Schlange! donnerte ich ihr zu — der Schmerz erwürgte meine Stimme, ich ſank auf den Stuhl, und ein Strom von Thränen entſtürzte meinen Augen. —

Als ich die Hände von meinen naſſen Augen weg zog, war das Mädchen fortgegangen, und der Polizei-Commiſſair, mein Begleiter des vorigen Abends, ſtand vor mir. Er ſah meine Bewegung, und dieſe mißdeutend ſprach er mir abermals Muth ein. „Beruhigen Sie ſich doch, es kann ja nicht unſere Abſicht ſeyn, Sie unglücklich zu machen. Wir ſind ja alle Deutſche . . Verführung . . Leichtſinn . . Schwärmerei . . Sagen Sie nur die reine Wahrheit. Sie können ſich um die Regierung noch Verdienſte erwerben. . . " Ich ſchüttelte den Kopf — das iſt es nicht, ſagte ich; doch laſſen Sie uns gehen. — Ein Wagen wattete unſerer, ich

ward auf die Polizei geführt. Der Polizeidirector, einen protocollführenden Secretair zur Seite, saß da schon in Bereitschaft. Das Verhör begann. Man fragte mich um meinen Namen, mein Gewerbe, den Zweck meiner Reise, meine Bekanntschaften in Mailand .... Kurz, man kennt ja dieses Treibjagen einer grausamen Polizei, wo das Geständniß eines Angeschuldigten, wie ein armes Wild, in immer engere Kreise getrieben wird; bis es in die Schußweite gekommen. Man fragte mich eine Stunde lang, und hatte von meinem eigentlichen Vergehen noch kein Wort gesprochen. Endlich kam die entscheidende Frage: Was war ihre Absicht, als Sie gestern im Theater es leben die Carbonari riefen? Und, es lebe Italien — setzte der Secretair hinzu. Jetzt galt es, um mein Leben vielleicht. Aber so räthselhaft ist die menschliche Natur, so mannigfaltig sind die Schwächen und Eitelkeiten des menschlichen Herzen, daß ich noch überlegen konnte, ob ich lügen und mich köpfen lassen, oder die Wahrheit gestehen und mich lächerlich machen sollte. Da ich mit meiner Erklärung zauderte, wurde die Frage wiederholt. „Ich bin harthörig," erwiederte ich. „Setzen sie sich doch gefälligst," sagte der Secretair sehr leise, und ohne mich anzusehen. Ich wollte dem schlauen Herrn seine Freude nicht verderben, nahm einen Stuhl und setzte mich. Sie sind also harthörig? — schrie der Polizei-Director. — Ich war es — wollte ich sagen, ich war es bis gestern. — Nun? — der

Secretair verſammelte alles, was Pfiffiges und Boshaftes in ihm vorräthig war, um die Spitze ſeiner Naſe, und paßte ſehr auf. Ich fuhr fort . . . „Als die Nachricht von der neapolitaniſchen Revolution nach Deutſchland kam, eilte ich nach Italien zu kommen . . .“ Der Secretair war wie ein Geier hinter dieſe Worte her, und ſchrieb ſie hurtig auf. Ich fühlte, daß ich dumm geſprochen; ich war aber einmal in den Hohlweg hinein, und konnte nicht mehr umkehren. Ich ſetzte meine Rede fort: „den Wunſch Italien zu ſehen hatte ich ſchon längſt, ihn auszuführen ſchien mir jetzt die gelegentlichſte Zeit. Es hieß, die Monarchen würden, von Wien kommend, Rom und Neapel beſuchen . . Feſtlichkeiten . . Sicherheit der Wege; kurz ich beſchloß die Reiſe zu machen. Aber unglücklicher Weiſe verſtand ich kein Wort italieniſch. Ich nahm mir vor, noch ſchnell in dieſer Sprache einigen Unterricht zu nehmen, und ſo viel zu lernen, als in wenigen Wochen möglich iſt. Ich las von Morgen bis Abend italieniſche Bücher und Zeitſchriften. Unter andern Werken kam mir auch ein Heft eines hier in Mailand erſcheinenden Journals zu Augen. Ich fand darin ein Mittel gegen die Harthörigkeit empfohlen, ein Uebel, woran ich ſchon viele Jahre litt. Das Mittel beſtand darin, daß man beim Tabakrauchen den angezogenen Rauch, ſtatt ihn gleich weg zu blaſen, eine Zeit lang im Munde behält, und Mund und Naſe dabei feſt verſchließt. Nach wenigen Wochen dieſes Verfahrens kommt das Gehör zurück. Ein ruſſiſcher

Graf, der dieſes Mittel empfahl, behauptet, daß ſich deſſen Wirkſamkeit ſchon bei vielen völlig Tauben erprobt habe. Ich beſchloß es anzuwenden. Drei Wochen lang befolgte ich die Vorſchrift, ohne Beſſerung zu ſpüren. Geſtern in der Oper ſchmerzten mich die Ohren ſehr. Die Urſachen dieſer Schmerzen wurden mir erſt ſpäter klar, und ich konnte dann auch erſt begreifen, warum mir der Geſang aller Mitſpielenden ſo abſcheulich vorgekommen. Während einer Bravour-Arie der Desdemona glaubte ich einen Kanonenſchuß zu hören. Ich erſchrack, entdeckte aber bald zu meiner unausſprechlichen Freude, daß mit meinen Ohren eine Veränderung vorgegangen war. Das Land der Töne, das ich bis jetzt nur am fernen Horizonte dämmern ſah (ſehr poetiſch! — brummte der Secretair) lag jetzt nah und ſonnenhell vor mir. Ich hörte das leiſeſte Geflüſter in den entfernteſten Theilen des Saales — ich war glücklich. Da fiel mir bei, wie ſonderbar Großes und Kleines in der Welt zuſammenhängt, und daß ich eigentlich der Verſchwörung von Neapel die Wiedererlangung meines Gehörs zu verdanken habe. Lebhaft bin ich ohnedies, und in meiner Freudigkeit dachte ich lauter als gut war, und ich rief: es leben die Carbonari! — — der Secretair ſprang wüthend auf, und ſprach: Herr, wollen Sie uns zum Beſten haben? Herr Director, ſagte ich, die Wahrheit, die Sie gehört, iſt lächerlich genug; als eine Erdichtung wäre meine Erklärung gar zu abgeſchmackt. Sie werden mich nicht für ſo dumm

halten, daß ich nicht fähig wäre, eine Lüge glaubhafter zu machen, und nicht für so unverschämt, daß ich es wagen sollte, Ihnen solch ein albernes Mährchen aufzubinden. — Beharren Sie auf Ihrer Erklärung? — Ja. Damit war das Verhör zu Ende, man ließ mich das Protokoll unterzeichnen, und brachte mich ins Gefängniß zurück.

Acht jammervolle Tage wartete ich die Entscheidung meines Schicksals ab. Aennchen ließ sich nicht wieder sehen, und der Alte, der am ersten Tage meiner Gefangenschaft mich freundlich behandelt hatte, betrug sich nach meinem Verhöre rauh und hart, und ließ mich Manches entbehren. Endlich ward ich abermals auf die Polizei geführt. Man gab mir dort meine abgenommenen Papiere und meinen Paß zurück, und kündigte mir meine Freiheit an. Ob man sich von meiner Unschuld überzeugt hatte, ob sich Leute für mich verwendet hatten, ob man mich glimpflich behandeln wollte, oder was sonst meiner Angelegenheit eine glücklichere Wendung gegeben als ich erwarten durfte — das weiß ich heute noch nicht. Aber im ganzen lombardisch-venetianischen Königreiche war keiner froher als ich. Selbst meine erlittene Gefangenschaft schien mir ein Gewinnst, denn ich sah sie als ein Gläschen Wermuth an, das man vor dem Essen nimmt — und stand nicht ein herrlich gedeckter Tisch vor mir, duftete nicht Rom in goldener Schüssel, blinkte nicht das Meer in kristallener Flasche? — Als man mir nun bedeutete, ich hätte innerhalb vier und zwanzig Stunden

Mailand zu verlaſſen, antwortete ich vergnügt: Morgen früh fahre ich nach Florenz. „Zum Teufel fahren Sie — ſchnaubte mich ein dicker Offizier an, den das Land unter der Ens gemäſtet — Marſch! rechts um, kehrt euch! Sie gehen hin wo Sie hergekommen. Mir wären Sie nicht ſo leicht entwiſcht.“ — Bei dieſen Worten machte der Wütherich eine fuchtelnde Bewegung mit der Hand, die mich mit Schauder erfüllte. Er hielt mir meinen Paß unter die Naſe: „da leſen Sie!“ der Paß war nach Tyrol und der bairiſchen Gränze viſirt, und ſtand darin: „hat ſich Signaliſirter bei Vermeidung gefänglicher Haft nirgends länger als 12 Stunden aufzuhalten, und von dem gezeichneten Wege nicht abzuweichen,“ gleich einem Blitzſtrahle fuhr dieſes Gebot durch mein Herz; entſeelt ſtand ich da. Wie ich nach Hauſe gekommen, wie eingepackt, mich in den Wagen geworfen und fortgejagt über Berg und Thal, durch Tag und Nacht — ich weiß es nicht. Erſt in München kam ich zur Beſinnung.

So mußte ich auf dem Wege, den ich hergekommen, zurückkehren in das Philiſterland! Italien, Wunderinſel meiner Träume, ſo habe ich dich geſehen — im Traume! Wer war es damals, der meine Schmerzen linderte, der Balſam goß in meine Wunden, der meine Thränen trocknete? Du warſt es, Phantaſie, himmliſche Tröſterin, die den Hungrigen in der Wüſte mit Manna ſpeiſt, die aus Baumrinden Brod bäckt und Zucker aus Rüben bereitet. Ich danke dir, gnädige Göttin!

XXI.

Ueber den kritiſchen Lakonismus.

(1824.)

Es gereicht Rezenſenten, ſie mögen nun Bücher, Menſchen oder Verhältniſſe beurtheilen, zum größten Ruhme, wenn ſie wie die Spartaner leben, nur Kupfergeld beſitzen und ſchwarze Suppen eſſen; denn wer Vertrauen braucht erhält es nur, wenn er ſonſt nichts braucht, und nur wer die Menſchen entbehren gelernt, darf ſie belehren. Aber ſchreiben dürfen die Rezenſenten nicht wie Spartaner. Sie ſind Richter; ſie müſſen alſo freiſprechend oder verdammend ihre Entſcheidungsgründe angeben, und das klar und umſtändlich. Thun ſie dieſes nicht, begnügen ſie ſich zu ſagen: das iſt gut, das iſt ſchlecht — ſo kann ihnen jeder Leſer mit Recht bemerken: das weiß ich ohnedies, das ſagt mir mein Gefühl; du aber ſollſt mir mein Gefühl deutlich machen, und mir erklären, warum dieſes gut, warum dieſes ſchlecht ſey. Gegen die Lakonismen mancher Kritiker wollen wir etwas eifern und bei dieſer Gelegenheit noch einiges Andere berühren, was auf unſerem Wege liegt. Sie verdienen um

ſo mehr Vorwürfe, da Schriftſteller in unſern Tagen gar nicht nöthig haben, ſo ängſtlich auf Kürze bedacht zu ſeyn; für das Erfoderliche hierin ſorgen ſchon andere Leute.

Da ſind zuerſt die Kritiker der Büchertitel. Manchmal ſteht in einem Titel ein oblatives e, manchmal ein Komma, manchmal das multiplicirende n. Mikroſkopiſche Rezenſenten bemerken dieſe Mängel und ſchieben das fehlende Komma hinein, und zwar behutſam in ein Parentheſen-Futteral geſteckt, damit die koſtbare Verbeſſerung nicht beſchädigt werde. Wie kann ein Rezenſent, der nur etwas menſchliches Gefühl hat, ſo hart ſeyn, den Titel eines Buches zu kritiſiren? Iſt er nicht ſelbſt Menſch? Iſt er nicht ſelbſt Schriftſteller? Denkt er nicht mehr an jenen Tag, da er das Werk, woran er zehn Jahre gearbeitet, zu Ende gebracht und den Titel niedergeſchrieben? War er nicht ſelig an dieſem Tage? Hatte ihn nicht der Gedanke berauſcht: heute habe ich auf meinen Todesfall geſorgt, heute habe ich meine Unſterblichlichkeit in die Wittwenkaſſe gebracht? War er an jenem Tage fähig auf ein Komma zu achten? Fürchtet aber der Rezenſent, das fehlende Komma könne die Schuljugend verführen, ſo verbeſſere er es im Stillen; der Schriftſteller wird dann den beſcheidenen Vorwurf gerührt annehmen und dem Rezenſenten bei nächſter Gelegenheit die Hand drücken. Ueberhaupt iſt es kleinlich, in einem Buche die Sprachfehler zu rügen. Man kann annehmen, daß in der Regel jeder Schriftſteller grammatiſch richtig zu ſchreiben weiß, und daß

er Sprachfehler nur aus Uebereilung begeht. Es ſind aber nicht immer die ſchlechteſten Werke, die in der Eile geſchrieben werden. Ich war einmal dabei, als der verſtorbene berühmte Phyſiker Ritter eine ungeheure hohe galvaniſche Säule aufrichtete, mit der man ganz Deutſchland hätte ſanguiniſiren können. Ritter brachte aber nur Krebſe und Fröſche in ihren Wirkungskreis und ſtellte Verſuche an. Zu gleicher Zeit ſchrieb er ſeine Beobachtungen nieder, und indem er dies that, ſtand ein kleiner unterſetzter Druckerjunge ganz verdutzt am Fuße der Säule und wartete auf's Manuſcript. Daß Ritter, wie es die Phyſiker manchmal thun, die Natur auf die Folter geſpannt und ihr Bekenntniſſe abgepeinigt, die ſie oft wieder zurücknimmt — das gehört nicht hieher. Nur ſo viel iſt daraus zu entnehmen, daß unter ſolchen Umſtänden Ritter nicht an jedes Komma denken konnte.

Als kritiſche Lakonismen ſind auch die Frage- und Ausrufungszeichen zu tadeln, welche Rezenſenten und Redakteure zuweilen in die ausgezogenen Stellen der beurtheilten Schriften und in die Aufſätze ihrer Mitarbeiter hineinbringen. Wenn ein Rezenſent oder ein Redakteur ſich über etwas wundert, oder etwas bezweifelt, dann ſoll er dieſes deutlich herausſagen und es nicht blos pantomimiſch zu erkennen geben. Ein ſolches Ausrufungszeichen gleicht dann dem Spieße eines Dorfwächters, welcher die Dienſte ſeines in die Schenke deſertirten Herrn übernommen. Ein treuer Rezenſent darf ſich aber nicht auf ſeinen Spieß verlaſſen, ſondern

er muß selbst Wache halten und jeden Einpassirenden fragen: woher? wohin? in welchen Geschäften? oder was sonst ein Literatur-Wächter zu fragen hat. Das Schlimmste hierbei ist, daß die Leser nicht immer merken, daß der Kritiker oder Redakteur das Ausrufungs- und Fragezeichen dazwischen gesetzt, sondern glauben, es gehöre zum Texte. Sie müssen sich dann sehr verwundern, daß der Verfasser sich über seine eigenen Behauptungen wundert und einen Satz, den er eben erst mit Bestimmtheit ausgedrückt, wieder in Zweifel stellt. Diese Verwirrung kann aber einem Schriftsteller nicht gleichgültig seyn. Welcher, der Weib und Kind hat, wird es wagen, drucken zu lassen: „der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreute sie" — wenn er befürchten muß, daß ihm seine gute Gesinnung vergiftet werden könne, indem der Rezensent oder der Redakteur ein arsenikalisches Ausrufungszeichen in den Satz bringt? Kann der Redakteur seine Verwunderung oder seinen Zweifel nicht unterdrücken, so bringe er seine Hieroglyphen in das Unterhaus der Noten, wo sie als Opposition hingehören. Er darf also nicht schreiben: „der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite (!) sie;" sondern er muß drucken lassen: „der korsische Tyrann hielt die Welt in Banden, sein Sturz befreite *) sie."

*) (!).

Anmerkung des Redakteurs.

Ohe jam satis est! . . . . . ich ſage das nicht; bewahre der Himmel, denn ich bin noch nicht fertig. Und wäre ich fertig, würde ich dieſes auf eine feinere Art zu verſtehen geben, nämlich, indem ich aufhörte. Es gibt aber Rezenſenten, die wenn ſie nichts mehr zu ſagen wiſſen, oder müde ſind, oder kein Papier mehr haben, ausrufen: **Ohe jam satis est**, oder: **Eheu jam satis est!** Aber ohe und eheu und alle ſolche Interjektionen (oder Empfindungslaute, wie man ſie während des Befreiungskrieges in den deutſchen Frauenvereinen nannte) ſind ſehr, ſehr häßlich. Es liegt eine Verachtung darin, die auch der ſchlechteſte Schriftſteller nicht verdient. Man ſoll zwar einen ſchlechten Schriftſteller nicht ſchonen, man ſoll ihn tödten — ſothaner Schaden iſt nicht groß; aber man ſoll ihn hinrichten, nicht zerfetzen. Ein ſolcher gefühlloſer Empfindungslaut iſt auch das **sic**, das, obzwar eine Conjunction, doch oft in Rezenſionen als Interjection gebraucht wird. Was heißt sic? Wer den großen Scheller bei der Hand hätte, worin alle Farbenabſtufungen des sic ſtehen, der kann ſich freilich erklären laſſen, was der Rezenſent in jedem einzelnen Falle unter sic verſtand; wer aber auf dem Rigi eine deutſche Rezenſion lieſt, wie ſoll der ſich helfen? das sic iſt oft räthſelhaft. Alſo keine sics, ſondern frei heraus mit der Sprache, wie es einem deutſchen Manne geziemt. Man kann wohl lateiniſch beten, denn der liebe Gott verſteht alle Sprachen, aber lateiniſch kritiſiren ſoll man nicht.

Endlich sind auch die kritischen Motto's zu rügen, die sybillenartig in Versen ihre Meinung sagen. Es gibt nämlich deutsche Tagsblätter, die jeden Tag mit einem andern Motto erscheinen. Das Motto ist gleichsam die Aurora, die jeden Morgen und das Blatt verkündet, das der Morgen bringt. Die eigentliche Bestimmung dieser Motto's ist, mit den Aufsätzen, welche zu oberst im Blatte stehen, in Verbindung zu treten. Sie müssen also im Geiste dieser Aufsätze gewählt seyn. Die Redaktionen aber vergessen dieses oft und erlauben sich in den Motto's Aufsätze zu kritisiren. Dieses mag lobend oder tadelnd geschehen, so ist es immer zu rügen. Das Motto soll nicht wie ein Portier seyn, der den Eintretenden grob oder artig behandelt, je nachdem er bei dem Hausherrn mehr oder weniger beliebt ist. Der Redakteur darf seinen Finger nicht zwischen den Baum und die Rinde stecken, das heißt: er darf sich nicht zwischen den Leser und den Mitarbeiter stellen. Freilich kann der Fall eintreten, daß die Redaktion mit den Ansichten eines ihrer verehrten Mitarbeiter nicht einverstanden ist; aber darum darf sie sich an dem verehrten Mitarbeiter nicht reiben, sie darf ihn nicht als Probierstein benutzen, die Goldhaltigkeit ihrer eigenen Gesinnung darzuthun; sie hat andere Gelegenheiten genug, ihre 24 Karate zu beweisen. Gibt es denn etwas Komischeres, als wenn das Motto gerade das Gegentheil sagt, als der Aufsatz, zu dem es gehört — wenn es gleichsam vorausläuft und den Lesern zuruft: dahinten kommt ein Herr,

der will euch etwas erzählen, glaubt ihm nicht, er lügt So habe ich neulich in einem ſolchen Blatte einen Aufſatz geleſen, deſſen Verfaſſer ſich die undankbare Mühe gab, den Deutſchen über ihren lächerlichen Judenhaß etwas die Wahrheit zu ſagen. Das Motto zu jenem Aufſatze lautete (in Verſen) ungefähr: „Vernichtung nur iſt euer Loos. Frieden iſt euch hienieden nicht beſchieden.“ Wäre ich der Verfaſſer jenes Aufſatzes, hätte ich der Redaktion geſagt: mit dieſem Motto bin ich gar nicht zufrieden und von nun an ſind wir geſchieden. Ein gewiſſenhaftes Motto darf kein Gewiſſen haben; es muß heute demokratiſch, morgen ariſtokratiſch geſinnt ſeyn. Ein weltkluges Motto muß ſich zum Motto wählen: **Vive le roi! Vive la ligue!**

XXII.

Ankündigung der Zeitschwingen.

(Juli 1819.)

Der Herr Verleger dieser Blätter, ein erfahrner Mann, lachte sehr, da ich traurig und besorgt wegen der versprochenen Ankündigung der Zeitschwingen, die voller Anpreisungen ihrer künftigen guten Eigenschaften seyn mußte, vor ihm erschien. Weiß es nicht Jedermann, sagte ich, daß Oliven und Zeitungen nur beim anfänglichen Drucke reines Jungfernöl geben, nachher aber schmieriges? So wahr es auch ist, daß diese Blätter einem dringenden Bedürfnisse unserer Zeit abhelfen, und ein großes Loch in der Literatur ausfüllen werden, wer glaubt es mir, wenn ich es versichere? Jener aber meinte, die Deutschen wären es noch lange nicht müde, an Versprechungen zu glauben, und sie hätten dafür schon Wertheres hingegeben, als einige Gulden. Ich solle darum ganz kühn versichern, die Zeitschwingen würden sich über Alles verbreiten, was nur Himmel und Erde bewahren; Politik, Literatur und Kunst würden auf das Anmuthigste abgehandelt, und Alles auf das Gründlichste besprochen werden.

Auch wären mit allen Hauptörtern Europa's Correſpondenzen eingeleitet, und der neueſten und gewiſſeſten Nachrichten könnten die Leſer verſichert ſeyn.

Auch iſt es vertragsmäßig feſtgeſetzt, daß ich mich ſelbſt loben ſoll. Mir fällt dieſes leichter, als jedem Andern. Ich thue es hiermit. Nimmt man nicht allgemein an, daß derjenige nicht ohne Tugenden ſeyn könne, der ſeine Fehler offen eingeſteht? Einige meiner ſchriftſtelleriſchen Fehler, denke ich darum, werden mich empfehlen, wenn ich ſie bekenne.

Sechs Monate lang habe ich die ſogenannte Zeitung der freien Stadt Frankfurt (man ſieht, daß es der deutſchen Sprache an keiner Art Biegſamkeit fehlt, und ich davon Gebrauch zu machen verſtehe) theils geſchrieben, theils abgeſchrieben. Aber vor vierzehn Tagen wurde mir unerwartet, von Staatswegen, auf die Finger geſchlagen, und mir die Fortſetzung jenes Blattes unterſagt. Nämlich, nicht die Zeitung, ſondern ich wurde unterdrückt. Dieſe wohlverdiente Strafe ward mir auferlegt, erſtens: weil ich mich als einen geſchmackloſen Ueberſetzer aus dem Franzöſiſchen gezeigt, und zweitens: weil ich dem „gemeinen Weſen“ jener freien Stadt nicht hinreichend gehuldigt. Die Leſer der Zeitſchwingen können alſo leicht denken, daß ich, durch dieſen Vorfall zugleich gewitzigt und vom Witze abgeſchreckt, mich künftig eines mäßigen, beſcheidenen und ehrſamen Tones befleißigen werde. Mit dem gemeinen Weſen des deutſchen Vaterlandes werde ich mich unaufhörlich

beſchäftigen, und mich dem Vorbilde eines frommen, polizeiergebenen Bürgers immer mehr und mehr zu nähern ſuchen. Ich will zwiſchen freiſinnigen und knechtiſchen, zwiſchen herrſchaftlichen und unterthänigen Meinungen die friedliche Mitte halten, und mich nur zu mediatiſirten Anſichten bekennen. Zu mediatiſirten? Dieſes Verhältniß, wird Mancher ſagen, gibt mir immer noch mehr Freiheiten, als gut iſt. Ich ſage es ſelbſt.

Ich werde mich einigem Spaße ergeben, ob ich zwar recht gut weiß, daß die Deutſchen keinen Spaß verſtehen. Ich habe auf meiner kurzen literariſchen Laufbahn merkwürdige Erfahrungen darüber gemacht. Wie manche Ironie hatte ich fein zugeſpitzt; wie werden Dieſe lachen, wie werden Jene ſich ärgern, dachte ich. Aber was geſchah? Jene lachten nicht, und dieſe ärgerten ſich nicht; und hatte ich behauptet: zwei mal zwei ſey fünf, ſo ſchalten mich die Klugen einen Dummkopf, und die Dummköpfe triumphirten, ihre eigene Meinung ſo verbreitet zu finden.

Die Zeitſchwingen führten bis jetzt auch noch den Beinamen: des deutſchen Volkes fliegende Blätter. Dieſes Spottnamens geſchieht künftig keine Erwähnung. Was wäre denn am deutſchen Volke, das flöge? Es war niemals flügge, aber heftige Stürme hatten es einige Minuten in die Höhe geworfen. Die wenigen fliegenden Blätter, die es noch beſitzt, werden täglich enger zuſammengeheftet. Die ſchöne ſchweinslederne Zeit der Foliobände kehrt mit ſtarken

Schritten zurück. Ein großer Gelehrter studirte seine ganze Lebenszeit, mit dem Bauche auf der Erde liegend. Ein anderer sagte seinem Diener, der ihm zu melden kam, daß das Haus über seinem Kopfe brenne, kalt und zerstreut: „Geh' er zu meiner Frau! Ich bekümmere mich nicht um die Wirthschaft.“ Der denkende Theil des deutschen Volkes wird sich bald wieder dem Studiren ergeben — auf dem Bauche liegt er schon; und wenn ihn Rauch und Flamme und Krieg umgibt, wenn die emsigen Spritzen ihm den warmen Kopf waschen, wenn Seelenhandelsverträge geschlossen und die deutschen Schaafe an England verkauft werden, um sie abwechselnd zu scheeren und einzuwollen — sagt er ganz gelassen: „Was geht's mich an? Ich bekümmere mich nicht um Wirthschafts-Angelegenheiten; das ist die Sache meiner Regierung.“ Darum fort mit fliegenden Blättern!

Gruß den Lesern!

Die großen Herren lieben es sehr, daß wir kleinen Knechte erhabene Betrachtungen anstellen, und ihnen die niedrige Handarbeit überlassen; daß wir, hoch über den Wolken, den Lauf der Sterne berechnen, und uns um den Lauf der irdischen Dinge nicht bekümmern, daß wir algebraische Aufgaben lösen, während sie den geldbaaren Vortheil einstreichen. Weil sie es wünschen, kann es nichts Gutes seyn. Wie so viele wohldenkende und verständige Menschen lassen sich hierin zum Besten haben. Die Gewaltigen im

Lande donnern ihnen seit dreißig Jahren zu: „sie möchten sich nicht mit Theorien abgeben, die in der Wirklichkeit keine Anwendung verstatteten, und unsere lieben Gelehrten werden darauf warm, vertheidigen ihre Grundsätze, und verwickeln sich um so enger in das Netz, das man über sie hergeworfen. Jene wollen es nicht anders, als daß wir hierin ihnen nicht gehorchen. Unterdessen gehen die Dinge ihren alten Gang. Sokrates wurde gepriesen, weil er die Philosophie vom Himmel herab geholt, und so ward er ein Lehrer der Menschheit. Wenn wir beglücken wollen, müssen wir die Politik aus den Wolken erdwärts ziehen. Kein Hungriger wird gestillt mit einer Abhandlung über die freie Kornausfuhr, kein Kranker geheilt mit einem Handbuche der Therapie, keine Bürgerfreiheit durch Montesquieus geschaffen. Saatkorn für die Nachtwelt, Brod für die Zeitgenossen. Nur der gute Heinrich konnte sich ohne Schwärmerei dem schönen Traum von einer europäischen Republick und einem ewigen Frieden hingeben, weil er den schönern hatte, von dem sonntäglichen Huhne im Topfe.

Ueber Grundsätze läßt sich hadern, über Erfahrungen nicht. Den Verstand kann man bethören, aber nicht die Sinne. Gegen ein System der Meteorologie läßt sich streiten, aber nicht gegen das Gefühl der Haut, wenn sie Kälte oder Wärme, Nässe und Trockenheit der Luft empfindet. Wollen wir Menschenglück verbreiten, dann müssen wir mehr des Lebens Erscheinungen als dessen Regeln besprechen. Erst

an todten Körpern wird der Bau der Lebenden erkannt. Laßt uns der athmenden Bruſt Erleichterung geben.

Darum ſoll man (ich werde es) öfterer des Volkes Entbehrungen beſprechen, als ſeine Rechte, wärmer die Staatsverwaltungen als die Staatsverfaſſungen, mehr die täglichen Erſcheinungen des Bürgerlebens, wie ſie im häuslichen Kreiſe und auf dem Markte ſich zeigen, als die Grundſätze der Geſetzgebungen und die großen politiſchen Verhältniſſe.

Wie im Familienleben, wie in der ſtündlichen Noth oder Luſt des Menſchen eine vollkommene oder fehlerhafte Regierung ſich ausſpreche; dieſes ſetze ich mir vor, an einzelnen Wahrnehmungen ſo aufzuzeigen, daß es dem Verſtande eines Jeden faßlich werde. Das deutſche Volk hat noch zu wenig politiſche Aufklärung. Es kennt den Zuſammenhang nicht zwiſchen einer repräſentativen Verfaſſung und ſeinem Magen. Es ſieht die Gefahren einer Gewitterwolke nicht eher ein, bis der Blitz das Haus getroffen, und begreift die Wohlthätigkeit eines befruchtenden Regens nicht früher, als bis es das in dem hundertſten Folgegliede entſtandene Butterbrod in den Mund ſteckt. Man muß es von ſeinen ſinnlichen Wahrnehmungen zu den oberſten Grundſätzen hinauf leiten; der umgekehrte Weg führt zur Verwirrung, welche die Schlechten benutzen.

Und da auch ich, wie ich es ſchmerzlich fühle, noch in der Zwitterzeit erzogen bin, wo die Wiſſenſchaft ſich vom Leben ſchied, und man eine doppelte Sprache für beide Welten

erlernte und gebrauchte; da man in Büchern anders redete, als mit dem Munde, ſo werde ich mich jener ſo viel als ausführbar enthalten. Ich will lieber nützen, als geprieſen werden; Troſt gibt der Himmel, von dem Menſchen erwartet man Beiſtand.

XXIII.

Das Teſtament der Zeitſchwingen.

(September 1819.)

Ein vorſichtiger Zeitungsſchreiber denkt jetzt ſchon auf gute Surrogate, womit er ſeinen Leſern den Morgenthee verſüßen könnte, wenn etwa eine Kontinental-Gedankenſperre dem üblichen Zucker den Eingang verwehren ſollte. Er legt ſich auf ſolide Wiſſenſchaften. Er treibt Aſtronomie, mit Ausſchließung der Kometen, weil dieſe Krieg und Noth bringen; Geographie, mit Ausſchluß der Kurörter, weil dort die Kongreſſe gehalten werden; Algebra, doch ohne plus und minus, da dieſes zum Finanzweſen gehört; Pſychologie, ohne Hofſeelen-Lehre; Theologie, mit Weglaſſung der heiligen Allianz; Oekonomie, aber nur privathäusliche; Jurisprudenz, ausſchließlich das gerichtliche Verfahren, welches die Obliegenheit der Beamten iſt; Philoſophie, ohne Einſchränkung; die nützliche Lehre von der Keilſchrift, den Kegelſchnitten, und den Wurzelwörtern der deutſchen Sprache; Mechanik, Optik, Ethik, Rhetorik, Mathematik, Makrobiotik, Dynamik, Statik, alle Ike, nur keine Politik, weil dieſe

allein der Regierung zukömmt. So bald jener Zustand der Dinge eintritt, werden die Zeitschwingen ihre Flügel sinken lassen, und den Namen Runkelrüben-Blätter annehmen, welches ich jetzt schon verkündige, um alle Kollisionen zu vermeiden, denn ich glaube, dieser Titel ist ungemein buchhändlerisch und zieht stark.

Der Mensch muß klug seyn, und sich lieber in die Zeiten als in ein Gefängniß schicken. Es ist freilich eine betrübte Wahl. Erst gestern sagte ich mit thränenden Augen: ich wollte, ich wäre in meinem 79. Jahre, am 6. Mai 1786 sanft gestorben, statt daß ich an diesem Tage erst geboren bin. Vielleicht wäre ich Reichskammergerichts-Kopist geworden, und hätte ein seliges Ende genommen. Auch würde ich im Angedenken der Nachwelt viel länger gelebt haben, als ich jetzt hoffen darf. Ist es zu bezweifeln? Hätten nicht erst meine Urenkel den Urtels-Exekutions-Gipfel der ägyptischen Prozeß-Pyramide gebaut, zu der ich hundert Jahre früher mit dem Libellabschreiben den Grund gelegt, und hätten daher nicht vier Menschengeschlechter meine Schriften gelesen, statt daß jetzt selten mehr als vier Menschen sie lesen, nämlich ich, der Setzer, der Drucker und Corrector?

Der Mensch soll bescheiden seyn, aber die Sache ist schwer. Gebt uns ein Mittel fromm zu werden, und wir greifen mit beiden Händen darnach. Es ist zu spät, die Verführung ist so groß, als die Liederlichkeit; wohin man seine Blicke wendet, ist man von Kupplerinnen und lockenden

Schönen umgeben. Wir haben vom Baume des Erkenntniſſes gekoſtet, und Gutes vom Böſen zu unterſcheiden gelernt. Warum habt ihr den Cherub mit dem flammenden Schwerte nicht früher vor Euren Garten geſtellt? Warum habt Ihr uns in Verſuchung geführt? Was ihr jetzt thut, iſt Alles vergebens; Ihr mögt es verſuchen — gelingt es Euch, ſo ſeyd Ihr gerechtfertigt.

Strenge Aufſicht, Zenſur, gemeinſchaftliche Maaßregeln! Und ich ſollte nicht lachen? Da liegt der Moniteur vor mir, dieſe Rieſenblätter, dieſes Buch der Könige von den neunziger Jahren, auch von der napoleoniſchen Zeit, auch von den Koſaken in Paris. Ein Buchhändler hat mir neulich einen großen Haufen davon geſchenkt — und ſo was verſchenkt man! Fürſten ſollten ihn um Millionen kaufen, und für dieſe einzige Ausgabe mag geſchehen, daß ſie auch ohne Bewilligung der Stände gemacht werde. Ich leſe darin ſelten, denn es ergreift mich zu ſehr, mich, der ich doch kein Volk zu beglücken und keine Krone zu verlieren habe. Ich weine für euch, nicht für mich, denn auch um mein Zeitungsrecht iſt mir nicht bange. Auch ich bin ein vorſichtiger Runkelrübenmann, der ſich auf ſurrogirende ſolide Wiſſenſchaften legt, wie Ihr gleich ſehen werdet. Mit der Pſychologie beginne ich, eine angenehme Wiſſenſchaft. Sie heißt auf deutſch: Seelenlehre, iſt unſchädlich und zenſurfrei, denn der Miniſter kann dabei gar nicht gedacht werden.

Unſre arme Seele.

Was ſie leidet, wie ſie gemartert wird in ihrem Hauſe, bis ſie ausgeht, das iſt gar nicht zu beſchreiben. Keine unglücklichere, zänkeriſchere, feindlichere Ehe gibt es, als die zwiſchen dem Körper und der Seele, und ſie iſt unauflöslich! Keine Gemeinſchaft der Güter, nur die der Uebel iſt zwiſchen ihnen. Bald muß die eine büßen, was der andere verſchuldet, bald wird jener beſtraft, für das, was dieſe beging. Waſſer in einem Gefäß, aber unausgießbar, das, wenn es trübe und ſchlecht geworden, man nur verſchütten kann durch Zerſchlagen des Gefäßes — das iſt die Seele. Ein Henkerſchwert zerſchlägt den guten Topf verdorbenen Inhalts, und geordnetes Unrecht iſt unſere Gerechtigkeit! Schwäche der Menſchennatur — es iſt nicht zu ändern; nur ſollte man wiſſen, was man thut. Tod dem Verbrecher, aber keine Läſterung.

Iſt es ſo recht? Ein anderes Mal mehr davon, und pfui Politik!

XXIV.

Denkrede auf Jean Paul.

Vorgetragen im Muſeum zu Frankfurt, am 2. Dezember 1825.

Ein Stern iſt untergegangen und das Auge dieſes Jahrhunderts wird ſich ſchließen, bevor er wieder erſcheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erſt ſpäte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einſt weinend geſchieden. Und eine Krone iſt gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert iſt gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Prieſter iſt geſtorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Erſatz geweſen und uns nun unerſetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat ſeine eiſerne Kraft; der kränkelnde Süden ſeine goldene Sonne; das finſtere Spanien ſeinen Glauben; die darbenden Franzoſen erquickt der ſpendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm beſaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfeſſelte

Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: Der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie Alle, die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: Der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dolmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirthliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geschmacks, in den Palast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Heerde waltet, und der heiße beißende Wirth mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre

ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Palästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leier an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltenen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unsers Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freude nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute von uns, nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Thürme, Tempel und Paläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkost; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene

Pfade ſuchte er das verſchmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menſchen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, ſie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmſte Dichter, und ſchlotterte ihm nur eine Saite noch auf ſeiner kümmerlichen Leier, hat die Feiertage der erſten Liebe beſungen. Jean Paul wartet dieſe heilige Flamme, bis ſie mit dem Tode verliſcht. Bei jeder goldenen Hochzeit iſt er der trauende Prieſter, der die alten Herzen noch einmal an einander legt, und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod ſie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche, bringt er in das eingeſchneite Häuschen eines Dorfſchulmeiſters, die Chriſtnachtfreuden ſeiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen beſingt er die königliche Luſt, auf den Wonne-Inſeln des Lago Maggiore; aber mit leiſern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutſchen Jubelſeniors und die Freuden eines ſchwediſchen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens ſteht er allein. Seltſame, wunderliche Menſchen, die wir ſind! Faſt ſorglicher noch, als unſern Haß, ſuchen wir unſere Liebe zu verbergen, und wir fliehen ſo ängſtlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geſchieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geſchwätzes, all' den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort

beſprochen werden, erlogene Aufmerkſamkeit ſchenken! Wir ſcheinen gelaſſen und ſind bewegt, ſcheinen ernſt und ſind weich, ſcheinen wach und ſind von ſüßer Luſt gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unſer Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwiſchen den Blumenbeeten unſerer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantaſie zu den rothen Abendwolken unſrer hinabgeſunkenen Jugend. Wie ängſtlich lauſcheſt du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die ſtillen Seufzer deiner Bruſt vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und ſagt dir leiſe und lächelnd: „Ich kenne dich!“ Du verbirgſt deine Freuden, weil ſie dir zu kindlich ſcheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichſt deine Schmerzen, weil ſie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verſtohlene Luſt und ſpricht: „Komm, ſpiele mit mir!“ Er ſchleicht ſich in die Kammer, wo du einſam weineſt, wirft ſich an dein Herz und ſagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Bruſt, und ſie erwacht, ſteht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur ſeine Lieder, die dein Herz in ſolchen Schlaf und in ſolche Träume gelullt. Nicht wie Andere es gethan, ſpürt er nach den verborgenen Einöden im menſchlichen Herzen, er ſucht darin die verſteckten Paradieſe auf. Er löſet die Rinde von der verhärteten Bruſt und zeigt den weichen Baſt darunter; und in der Aſche eines

ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtodten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgethan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: ich liebe dich. Zünftig und bescheiden wie er war, sagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, das jedem Deutschen so grause Wort Ich auszusprechen, und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze lebe, sondern daß Jeder sein eigner Gesetzgeber sey, so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer schweren es auch spreche, und will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpenthal, oder in der Schottenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!“ Er hat den Eid geschworen und er hat ihn gehalten bis in

den Tod. Doch was iſt Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem Einen ſchenkt, was er dem Andern genommen. Jean Paul war auch ein Prieſter des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem ſie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein ſittlicher Sänger. Nie ſchmückte er häßliche Sünde mit den Blumen ſeiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde ſeiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit ſeinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuſchmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er ſtritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens ſündlich heilloſes Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Troſtbedürftigen zu tröſten und als befruchtender Himmel dürſtende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht geſendet. Er ſoll auch der Richter der Menſchheit ſeyn, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunſt und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er ſtrafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer ſeinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war Keiner frech genug. Trat der Rieſe Hochmuth ihm noch ſo keck entgegen, ſeine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch ſich die Schlauheit in ihrer dunkelſten Höhle, er legte Feuer daran, und der

betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Aecker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichtchen verlocken, in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herab zu holen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christenthum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des todten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf

und verkündigt das saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo Jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir seiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freimüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfenningen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm. Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Gast vergißt über dem Mahle den Wirth, der herzlose Kunstfreund den Künstler über dem Werke. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohlthat vergißt, sich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkeln ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? Wenn große Reichthümer durch viele Geschlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; Alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz

der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, theilt unbesonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um, und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt Ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht Ihr seine Hoffnungen? Im Kampanerthale findet Ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geist ist entschwunden,

das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

XXV.

Fastenpredigt über die Eifersucht.

Das Scharlachfieber füllt im Conversations-Lexicon mehr als sechs Seiten an, die Eifersucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größenverhältniß! Jenes Uebel, das nur die Oberfläche des menschlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung und den sanften Kindertod, wenn die Natur unversöhnlich ist. Die Eifersucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes anfüllt, ihr Inneres zerreißt, versengt, vergiftet, sie grausam verfolgt, und die geängstigte flüchtige Empfindung aus dem verborgensten, dunkelsten Winkel hervorholt, sucht vergebens Trost und Beistand, sie findet nur Spott und Verachtung; der friedebringende Tod und selbst der eigene Wunsch, zu genesen, bleibt ihr versagt. Prometheus, weil er das Feuer des Himmels entwendet und es dem feuchten Menschen eingehaucht, ward an einen Felsen geschmiedet, wo ein schrecklicher Geier an seinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe ist jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen

mißgönnen, und die Eiferſucht iſt der freſſende Geier, der den Diebſtahl furchtbar rächt.

Die Eiferſucht der Männer muß von der Eiferſucht der Frauen geſondert werden, ſie haben eine gemeinſchaftliche Quelle, aber ihr Lauf, und, um das Bild zu vollenden, die Ufer, die ſie beſpülen, ſind ſo unendlich verſchieden, als es ihr Ausfluß iſt, wenn ſie dieſen erreichen und ſich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt ſeine Nebenbuhler nicht, das Weib verabſcheut ſeine Nebenbuhlerinnen. Die Eiferſucht des Mannes iſt ein ſtürmiſches Meer, das Alles überſchwemmt, Alles, was feſt an ihm iſt, niederreißet und verſchlingt, das alle ſeine Tiefen ausfüllt, alle Ströme ſeiner Empfindung aufnimmt und ſeinen Geiſt zerſtört. Die Eiferſucht des Weibes iſt ein ſchmaler, reißender, tückiſcher Strom, der ſeine Tiefe verbirgt und an dem die ſtillen Ufer um ſo ſchärfer und höher hervorragen; ſie erhöht ſeine Empfindungen und ſtärkt ſeinen Geiſt. Der eiferſüchtige Mann iſt ein zorniger Löwe; er iſt edel und nur der Hunger zwingt ihn ſeine Beute zu zerreißen. Das eiferſüchtige Weib iſt eine erboſte Schlange, ſie iſt eitel, und die Lüſternheit allein verführt ſie zum Stechen. Die Erbitterung des eiferſüchtigen Mannes iſt gegen den geliebten Gegenſtand gerichtet, und ſie unterbricht ſeine Liebe; die des eiferſüchtigen Weibes wendet ſich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eiferſucht macht den Mann dumm, lächerlich und ſetzt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes

herab; das Weib macht ſie geiſtreicher, liebenswürdiger, und ſie ſteigert die Empfindung des Mannes. Die Eiferſucht iſt ein furchtbares, blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtſinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuſchneiden; es verletzt oft damit ſelbſt einen geliebten Mann, um ſich an ſeinen Schmerzen zu ergötzen. Der Mann verſchmäht dieſes grauſame Mittel, ob es zwar ſelten ſeinen Zweck verfehlte, würde es angewendet, die ſchlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, die verheimlichte zum Geſtändniſſe zu bringen, oder ſelbſt die nicht beſtehende zu ſchaffen.

Die Freude iſt gleichförmig, weil ſie den ganzen Menſchen ausfüllt. Denn jede Luſt, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens ſie auch einkehrt, iſt nur der rohe Stoff, der wohl an der Eintrittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann ſich weiter führt, um im menſchlichen Herzen, dieſer großen gemeinſchaftlichen Werkſtätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüſſe, ſo verſchieden auch ihre Beſtandtheile ſind, werden, wenn ſie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum iſt die Freude ſo einfach und ohne Wechſel, und daher iſt Entbehren die große Bedingung unſeres Glückes, weil man das geſättigte Herz nüchtern machen muß, um ſeine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz iſt tauſendfältig, denn das auflöſende Herz weiſt ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlaſſen, die er peinigt, und wird in jedem derſelben beſonders empfunden. Doch einen Schmerz

gibt es, der mit der Freude die ſchreckliche Gemeinſchaft hat, daß auch er den ganzen Menſchen ausfüllt und in's Blut des Lebens verwandelt wird — es iſt die Eiferſucht. Wie Muſik eine überirdiſche Luſt iſt, und der Menſch, der ſie empfindet, alle Freuden aller Welten genießt, ſo iſt die Eiferſucht ein unmenſchlicher Schmerz, und die Bruſt, die ſie erfüllt, fühlt die Leiden aller erſchaffenen Dinge. Verſchmähte Liebe iſt Tod. Eiferſucht iſt mehr, ſie iſt die Furcht des Todes.

Frauen verſtehen die Liebe der Männer nicht zu ſchätzen. Weil ſie Alles, worüber ſie ſchalten können, dafür hingeben, glauben ſie den vollen Preis bezahlt zu haben. Es iſt ihre ewige Täuſchung, daß ihre Liebe größer ſey, denn ſie wähnen zu geben, wenn ſie empfangen. Das Weib lebt nur wenn es liebt, es findet ſich erſt, wenn es ſich in einen Mann verliert. Das Herz der Frauen wird leer geboren, und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erſt den Platz zu räumen. Aber die Seele des letztern iſt voll und belebt, und er muß eine Welt verdrängen, um den Gegenſtand ſeiner Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle ſeine Sinne, ſeine Entwürfe, ſeine Hoffnungen. Seine Empfindungen ſind Ströme, ſeine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte des Lebens zuführt. Er hat ſein ganzes Eigenthum in eine Hand gegeben, und wird nun ſeine Liebe verſchmäht oder verrathen, ſo findet er nicht Nahrung noch Obdach, denn er iſt von Allem entblößt. Wohin ſoll ſich der Unglückliche

wenden? Soll er seinen Schmerz in den Taumel der Sinne versenken — die grausamen Wellen heben ihn immer wieder empor und führen ihn dem Lande zu. Soll er sich im Thun des Geistes zerstreuen. Aber er hat auch den Geist der Geliebten geopfert. Er kann sich nicht betäuben, denn er hört nicht, er kann sich nicht verblenden, denn seine Augen sind geschlossen. Dem liebenden Jüngling ist die ganze Menschheit nur eine Sache. Die Welt ist ihm leblos und entvölkert, ihre Pulse stocken, wenn das Herz der Geliebten aufhört, für ihn zu schlagen.

Jedes Seelenleid hat seine warmen Thränen, die manche stechende Eiszacke der Empfindung wegschmelzen, nur die Eifersucht hat sie nicht, und das trockne, verkohlte Auge zeigt den dürren Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat seinen Schlummer, der ihn in Vergessenheit wiegt, nur der Eifersüchtige wacht immer, und kein schmeichelnder Traum gibt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Findet ein leises körperliches Mißbehagen seinen Arzt, und schon die üble Laune eines Freundes ihren Tröster, warum bleibt allein das furchtbarste aller Uebel ohne Hülfe und Beschwichtigung? Warum findet der Eifersüchtige weder Arznei noch Theilnahme? Weil die Nähe eines Eifersüchtigen drohend und verderblich ist; wo er weilt, da hausen Schlangen unter den Rosen der geselligen Freude. Der liebende Mann hat sein ganzes Daseyn auf das Herz eines Weibes gestützt, wankt und bricht nun diese Säule unter

ihm, dann ſtürzt er in den leeren Raum, und je bedeutender er iſt, je mehr Tugenden er beſitzt, deſto gewichtiger iſt ſein Fall und deſto gefährlicher wird er Jedem, dem er in ſeinem Sturze begegnet. Darum flieht man ihn, wie man der verderbenſchwangeren Bombe ausweicht. Jede andere Schwäche, jedes Laſter, ja eine ſchlechte Handlung verzeiht man dem Manne, weil dieſe nur ein Glied ſeines Weſens verderben, und die Freundſchaft oder die Achtung in ſeinen übrig gebliebenen geſunden Theilen Erſatz für die erkrankten finden. Wer aber an der Eiferſucht krank liegt, deſſen ganze Natur iſt zerrüttet und, gleich einem durchaus verdorbenen Schuldner, kann er auch nicht den kleinſten Theil der gerechten Foderungen der Welt befriedigen. Wie kann der liebevolle Nachſicht fordern, der ſelbſt Liebe für Keinen hegt, weil er die ganze Summe ſeines Herzens einem einzigen Weſen hingegeben hat? Seine Seele iſt eine Waſſerwüſte; vergebens ſchickt die Barmherzigkeit ihre Taube aus, ſie bringt kein Oelblatt zurück, das die Rettung von irgend etwas Feſtem, Lebendigem bezeuge.

Eiferſucht iſt der einzige verlorene Schmerz, die alleinigen Wehen in der ganzen Natur, welchen nie eine Geburt nachfolgt. Krankheiten ſtärken den Körper, Armuth macht thätig und reich, Thorheit macht weiſe, Ungewitter befruchten, was der Blitz zerſtört, wird gut bezahlt, am Fuße flammenſpeiender Berge blühen üppige Länder. Und gibt es Uebel, die kein Gut begleitet, ſo ſehen wir in der Erinnerung jeder

überſtandenen Noth eine ähnliche Schweſter der Freude. Aber die Eiferſucht iſt eine Wolke ohne Himmel, hinter ihr iſt das ſchreckliche Nichts. Sie macht nicht ſtark, nicht weiſe, ſie beſſert, ſie reinigt nicht, ſie erwirbt nicht fremde Liebe, ſie befreit nicht von der eignen, und endet ſie, ſo endet die Liebe mit ihr, und das Herz gewinnt nur die Ruhe des Grabes. Die Rückerinnerung dieſer Qual, wie traurig iſt ſie! Der Leidende fühlt ſich wie nach einem Schiffbruche auf dürren Meeresſtrand geworfen; das Leben iſt gerettet, aber das Fahrzeug, das alle ſeine Güter trug, haben die Wellen verſchlungen, und als nackter Bettler wandert er durch die Welt.

Warum iſt das zarte, innig fühlende Weib, das einem Manne dieſen furchtbaren Schmerz einflößt, ſo empfindungslos dagegen? Das Weib bildet den Horizont der Menſchen, an dem Himmel und Erde zuſammentreffen. Engel und Teufel vertragen ſich in ihm, wie ſonſt nirgends. Die ſanfteſte, edelmüthigſte Frau beſitzt von der Hölle wenigſtens ein volles Kohlenbecken, und es iſt keine ſo ruchlos, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieſes in ihrem Herzen trüge. Wo ihre höchſte Würde, da iſt ihre niedrigſte Gemeinheit nicht weit davon. Seht ihr ein königliches Weib auf goldenem Throne, ſo hat es einen Schemel von ſchlechtem Holze unter ſeinen Füßen. Man muß ſie haſſen, damit man ſie ja nicht liebe, ſie verachten, um ſie nicht anzubeten, ſie beherrſchen, um nicht ihr Sklave zu werden. Die Liebe iſt ihre Angel,

die ſie ernährt und ergötzt. Die großen Fiſche tödten, mit den kleinen ſpielen ſie. Es gibt nichts Lächerlicheres als ein verliebter Mann; ein Goldfiſchchen in einer Waſſerglocke iſt ein erhabener Anblick dagegen. Liebe einzuflößen iſt das unaufhörliche Beſtreben der Weiber. Sie wünſchen dem Monde ein Herz, um es auszufüllen. Aber, gleich Helden, ſuchen ſie nur den Kampf und verſchmähen die Beute. Nicht das Herz, das ſich ihnen ergibt, das widerſtehende achten ſie. Darum hat der Eiferſüchtige kein Mitleid zu erwarten; er iſt abgethan. Der Gleichgültige beſchäftigt alle ihre Sinne, Kräfte und Wünſche; ſie haben keine Thränen für die Wunden, die ſie ſchlugen, aber ſie küſſen die Hand, die ihnen Wunden ſchlägt. Man begießt und wartet die Bäume nur, bis der Herbſt gekommen, und Eiferſucht iſt die überreife Frucht der Liebe. Das entlaubte Herz wird geſpalten, und die ſchönen Gärtnerinnen wärmen ihre Winterſtuben mit dem Holze. Wollt ihr Liebe erwerben, verbergt die eure; wollt ihr euch gegen Eiferſucht ſchützen, erregt ſie. Macht es wie die Wanderer im heißen Afrika. Wenn ſie reißenden Thieren begegnen, werfen ſie ſich zur Erde, halten den Schlag ihres Herzens zurück, die Tiger kommen herbei, belecken den Scheintodten, und gehen, ohne ihn zu verletzen, vorüber. Liebende Jünglinge! haltet den Schlag eures Herzens zurück, die Weiber küſſen euch dann, und zerfleiſchen euch nicht.

XXVI.

Dioptrik.

Schon daran finde ich meine Schadenfreude, daß auch die schönsten und stolzesten Leserinnen der Iris nicht wissen, was Dioptrik bedeutet, und genöthigt sind, der Ueberlegenheit männlicher Einsicht im Stillen zu huldigen. Aus keinem andern Grunde gebrauchte ich das Wort; denn ich wollte, gegen alles Völkerrecht, ohne blasende Herolde und aufgeblasene Manifeste vorauszuschicken, den Krieg, mit einem Schusse, zugleich ankündigen und beginnen. Freilich, wen die Weiber um Ruhe, Frieden und Wohlseyn, um den Schlaf, das Herz, die Eßlust und den Verstand betrogen, der wird es kindisch finden, daß ich so stark tobe, da sie mir doch nicht mehr veruntreuet als einen Gulden. Aber einen Beleidigten, wenn er tugendhaft ist, schmerzt weniger die erlittene That als die Bosheit. Nicht an der Verletzung meines Eigenthums liegt mir, sondern an der allgemeinen Sicherheit, und darum bringe ich meine Klage öffentlich vor.

Ich ging vor einigen Tagen in den Sorgischen bestmöglichst erwärmten Saal, um die königlichen

Transparentgemälde zu sehen. Ich sah aber gar nichts, aus den einfachsten optischen Gründen; denn die dort aufgestellten Weiberhüte, die nicht transparent waren, verhinderten mich daran. Eine Frau — ich hätte giftiger und höhnischer Dame sagen können, aber man muß auch gegen Feinde gerecht seyn: sie hatte ihr Kind auf dem Schooße — eine Frau unter einem Hute, der wenigstens 12,873 Fuß über dem mittelländischen Meere erhoben seyn mußte, denn er ragte über die Jungfrau hinaus, die 12,872 Fuß hoch ist, saß gerade vor mir, und vertheidigte die schweizerische Freiheit gegen mein Augennetz, worin ich sie fangen wollte. Welche Farbe der Hut hatte, und ob er mir einen grauen oder schwarzen Staar verursachte, konnte ich nicht unterscheiden. Aber ich war vollkommen blind, und genöthigt, im Dunkeln anderthalb Stunden lang aus Verzweiflung satyrisch zu seyn. Ich bedauerte sehr, daß Weiberköpfe zu den beweglichen Gütern gehörten, auf die man, wie auf Faustpfänder, nur etwas Weniges mit Sicherheit borgen kann. Wäre der vor mir befindliche Kopf als Hypothek zu verschreiben, das heißt: ein liegendes Grundstück gewesen, dann hätte ich vielleicht noch einen schmalen Weg in die Alpenthäler aufgefunden. Aber so war gar nicht daran zu denken. Die schöne weibliche Himmelskugel bewegte sich unaufhörlich, und da ich stets auf die entgegengesetzte Seite ausbog, so bildeten unsere Köpfe die sich durchkreuzende Bewegung eines doppelten Uhrperpendikels. Anfänglich hatte ich große Hoffnung auf

das Kind gesetzt, welches die Obscurantin auf dem Schooße hatte; ich dachte nämlich, sie würde sich oft niederbücken es zu liebkosen. Aber die weibliche Neugierde war größer als die Mutterliebe, und sie ließ nur selten den Kopf zum Kleinen hinab. Ich sah also nichts von den Schweizergemälden, weder Muttertreue, noch die Stadt Luzern, noch Tell's Kapelle, noch die Petersinsel. Nur als der Mond im Dörfchen Lyß aufging, fielen einige Strahlen desselben durch die Zweige der Hutfeder, welches schauerlich war. Auch die Jakobfeuer am Brienzersee gingen mir verloren, und in meinem Verdruß konnte ich den mörderischen Gedanken nicht unterdrücken: lägen doch alle anwesenden Weiberhüte darin und brennten! Am meisten dauerten mich die vielen im Saale befindlichen Kinder unter 10 Jahren, die zwar nur die Hälfte des Eintrittspreises zu zahlen hatten, dafür aber auch weniger als die Hälfte der Schaustücke sehen konnten, da sie noch tiefer im Riesenschatten der Weiberhüte saßen, als wir Erwachsene. So ging ich unbefriedigt nach Hause und murrte sehr über das böse Geschick; doch bald mußte ich beschämt über meinen Zweifel an eine gütig waltende Vorsehung mit Candide ausrufen: Die Welt ist doch die beste, trotz ihren dioptrischen Leiden! Ich fühlte nämlich, daß mein Hals, der seit drei Tagen so steif war, wie der kuhschnappelsche Kanzleistyl, sich wieder frei bewegen konnte. Der Menuet, den er mit dem Federhute tanzte, hatte ihn wahrscheinlich flott gemacht. Die Heilung

war gewiß ihren Gulden werth. Da aber nicht jeder, der so unglücklich ist, hinter einem Federhute zu sitzen, zugleich das Glück hat einen steifen Hals zu haben, so darf ich diesem zum Schaden nachfolgende Betrachtungen nicht unterdrücken.

Schon oft hat man über die Hindernisse geklagt, welche die hohen Hüte der Frauenzimmer den männlichen Augen in Schauspielen entgegensetzten, und Vorschläge gemacht, wie dem Uebel abzuhelfen sey. Der beste unter den Vorschlägen war der, daß die Hüte aus Glas verfertigt werden sollten. Dieses hätte allerdings seinen Vortheil, und wenn man dabei noch bedacht wäre, die Gläser so zu schleifen und zusammenzusetzen, daß sie den männlichen Zuschauern als Perspective dienen könnten, so wäre der Nutzen groß. Allein man vergaß, daß solche Hüte sehr gebrechlich sind, und daß, wenn auch der Anstoß von Außen vermieden würde, die Bewegung, die so stark in Weiberköpfen stattfindet, dieselben leicht beschädigen könnte. Ich habe drei andere Hülfsmittel, die mir besser scheinen.

Mein erster Vorschlag, die Hutfinsternisse, welche die Frauen bei Schauspielen verursachen, künstlich zu erhellen, besteht darin, daß man ihnen den Eingang auch ohne Hüte nicht verstatte. Ich habe nie begreifen können, wie Männer so leichtsinnig seyn mögen, ihre Weiber die Komödie, diese Turn-, Fecht-, Redner- und Thränenschule, täglich einige Stunden besuchen zu lassen. Lernen auch die guten nichts

Böſes darin, ſo lernen doch die ſchlimmen das Böſe geräuſchlos begehen. In den Londoner Diebs-Erziehungsanſtalten werden die Gaunerzöglinge geübt, lebensgroßen Puppen, die mit Schellen behängt ſind, die Taſchen zu leeren; ſie müſſen dies zu Stande bringen, ohne zu klingeln. Die Komödie iſt ein ähnliches Inſtitut, worin das Frauenzimmer lernt, ſeine kleinen Spitzbübereien ohne Geklingel auszuführen. Wenn man ſich auch immerhin auf die Treue der Weiber verlaſſen darf, ſo ſoll man doch nie vergeſſen, wie groß ihre reine Liebe zur Wiſſenſchaft iſt, die ſie ohne Einmiſchung alles Eigennutzes beſeelt, und daß ſie, gleich eifrigen Jägern, am Jagen und Tödten ihre Luſt finden, ob ſie zwar das erlegte Wild verſchmähen, es verſchenken oder liegen laſſen. Man ſollte ihnen daher den Beſuch der Schauſpiele höchſtens während der erſten Scenen verſtatten, wo Kammermädchen und Bediente die Zimmer reinigen und ſich über die Herrſchaft luſtig machen, die noch im Bette liegt, oder während des letzten Aktes, wo Alles an den Tag kömmt und auch die Liſtigſte überführt wird. Sie würden auch mit dieſer Einrichtung wahrſcheinlich zufrieden ſeyn, da ihnen beim Theaterbeſuche an der Feſtlichkeit des Kommens und Gehens am meiſten gelegen iſt.

Mein zweiter Vorſchlag iſt: ſie ſollen keine Hüte aufſetzen. Gibt es etwas Größeres als deren Geſchmackloſigkeit? Außer der Kühnheit dieſes zu ſagen, gewiß Nichts. Die landüblichen Weiberhüte haben ſo viel Eckiges, Geſchnörkeltes,

Buntſcheckiges, Domgewölbtes, kurz Gothiſches, daß man ſie für die ſtärkſten Stützen des häuslichen Feudalweſens und der geſelligen Oberlehnsherrlichkeit der Weiber anſehen kann. Nehmt ſie ihnen und die natürliche Geiſteigenſchaft ſo vieler Männer wird aufhören. Es iſt mit den Geſetzen der Mode wie mit denen des Staates; jene werden für die Häßlichen, wie dieſe für die Ruchloſen gemacht, und die ſchönen Weiber wie die guten Bürger müſſen ſich ihnen, um der Ordnung willen, mit unterwerfen. Anders läßt ſich ja gar nicht erklären, wie ein Frauenzimmer, das kein häßliches Geſicht zu verbergen hat, mit einem ſolchen Regen- und Sonnenſchirme zu einer Zeit herumgehen mag, wo es weder regnet noch heiß iſt. In einem ſolchen Hute, mit ſeinen Höhen und Tiefen, mit ſeinen Böſchungen und ausgezacktem Rande, kann jeder Ingenieur, ohne Anſtrengung der Einbildungskraft, ſämmtliche Theile einer Feſtung, Graben, Wälle, Paliſſaden, Baſtionen, Courtinen und Schießſcharten wahrnehmen. Und ſo angeſehen, gereichen große Hüte den Köpfen, die ſie tragen, allerdings zum Ruhme; denn da ausgedehnte Feſtungswerke bekanntlich eine große Beſatzung erfordern, ſo ſetzen jene dieſe voraus. Aber Männer ſetzen ſie in Verzweiflung. Eine Frau unter einem Hute iſt gar nicht zu erobern. Jedes weibliche Herz iſt ein heiliges Jericho im gelobten Lande, deſſen Mauern vom Schalle einſtürzen. Darum liebt auch eine taube Frau niemals, ob zwar ein tauber Mann, ſo wie ein ſtummer Mann keine Liebe einflößt, eine ſtumme Frau

aber um ſo leichter. Wie iſt es aber möglich, in die Pulverkammer der weiblichen Empfindung, in das Ohr, eine einzige Brandrakete zu werfen, wenn dieſes vom hohen Hute geſchützt wird? Deſertirte nicht manchmal eine Locke aus der Hutfeſtung und zeigte dem belagernden Munde eine kleine Oeffnung, wodurch der Zündfaden eines zärtlichen Wortes geleitet werden kann, ſo würde aus jeder Liebesbewerbung ein trojaniſcher Krieg und die ſchöne Helena zur Matrone werden.

Mein dritter Vorſchlag und Heilplan wäre, daß die Damen im Schauſpiele ihre Hüte an die Wand hängten und mit großen Buchſtaben, etwa transparent in Brillantfeuer, ihre Namen darunter ſetzen ließen. Da man den Putz nur trägt, ihn ſehen und ſich beneiden zu laſſen, ſo reichte ja ſchon hin, daß man die Beſitzerin deſſelben erführe. Ja die Weiber könnten oft gar zu Hauſe bleiben und nur ihre Hüte in's Theater ſchicken.

XXVII.

Honestus.

(1824.)

Oscar, ein junger Schwede, lebte in Paris und übte die Malerkunst. Oscar war immer fröhlich, denn er war immer gut. Wohl tändelte er mit der Gefahr des Lasters, doch nie beschmutzte er sein Herz, und dann geschah, daß er den Verworfenen auf eine kurze Stunde den Schmerz und die Lust der Reue wieder gab, und über dämmernde Wangen flammte das düstere Abendroth der Tugend noch einmal auf. Oft stürmte Oscar zu seinen Freunden, und rief: Kommt, Brüder! laßt uns trinken! Sie eilten in ein Zechhaus: duftende Speisen, köstliche Weine wurden aufgetragen; aber Oscar genoß mäßig aus der Schüssel, und nippte nur am Glase — der Becher seines Lebens war mit glühendem, schäumendem Blute bis zum Rande voll, und jeder Tropfen hinzugegossen machte ihn überströmen. Eines Tages eilte Oscar zur italienischen Oper, Mozarts Don Giovanni zu sehen. Das Haus war noch geschlossen, und die wartende Menge war groß. Oscar mischte sich in das Gedränge und zog einen Thaler aus der Tasche, um, wenn die Kasse

geöffnet würde, gleich bereit zu seyn. Es stieß ihn einer an, das Geldstück entfiel seinen Händen, und rollte weit über die Gasse weg. Er suchte es vergebens mit den Augen. Da hinkte ein alter Bettler auf Krücken zu ihm heran und überreichte ihm das verlorene Geldstück. — Behaltet es, ehrlicher Alter — sprach Oscar — für eure Mühe. — Meine Mühe war klein, erwiederte dieser; es ist zu viel. — Nicht für mich, erwiederte Oscar. — Doch er war nicht reich, und schnell eilte er fort, daß ihn keiner der Umstehenden über der List seines Herzens ertappe. Oscar wohnte in einem weit entfernten Theile der Stadt, und mit starken Schritten kehrte er nach Hause zurück. Als er dort ankam, sah er den alten Bettler vor der Thüre stehen, der ihm entgegen rief: Ihr seyd sehr schnell, junger Herr! — Und Ihr noch schneller! erwiederte Oscar. — Was mich betrifft, sprach der Alte lachend, ich bin nicht zu Fuße gegangen, ich bin gefahren. — Oscar sah ihn verwundert an ... doch — sagte er — wohl bekomm euch, Alter, die Bequemlichkeit! Er wollte in sein Haus treten, der Alte hielt ihm die Krücke vor. — Ihr müßt nicht so schnell von mir eilen, Ihr dürft nicht schlimm von mir denken, daß ich mir von eurer Wohlthat habe etwas zu Gute gethan. Glaubt Ihr, betteln sey leicht? Versucht es einmal. Geben ist schwer, nehmen ist noch schwerer, aber am schwersten ist fordern. Oft wenn ich einen reichen Lüstling, dem ich mit dieser Krücke den hohlen Schädel einschlagen möchte, Schmeichelworte geben muß: dann fühle ich,

welch' eine saure Mühe das Betteln ist! Gestern sah ich in der Abenddämmerung einen Mann, in seinen Mantel gehüllt, aus dem Hause eines ehrlichen Bürgers kommen, dessen Tochter er verführt. N'oubliez — pas le garçon! flüsterte ich ihm zu, und streckte ihm meine offene Hand entgegen. Der Bösewicht lachte, und gab mir ein Goldstück. Ach, das Betteln ist schwer! Wie manchmal habe ich mir schon vorgenommen, es mir in meinen alten Tagen bequemer zu machen, zu arbeiten und nicht mehr zu betteln; aber die Gewohnheit ist eine verführerische Gebieterin; auch die Qual des Kerkers vermag sie in verzärtelnde Lust umzuwandeln.

Oscar stand mit verschränkten Armen vor dem Bettler. — Ihr sprecht sehr klug, Alter; Ihr habt euch gut geübt. Nun, schlaft wohl! — Nein, junger Herr, Ihr sollt noch nicht gehen. Ihr habt euch einen Zeitvertreib machen wollen, und habt euer Vergnügen mir aufgeopfert. Der Abend ist lang, kommt mit mir; ich will euch schöne Geschichten erzählen. Seht Ihr dort das Haus mit dem Schilde: au gagne petit? Dort wohne ich. — Ich sehe das Schild, sprach Oscar, aber nicht, was Ihr im Schilde führt! — Wie, junger Herr, Ihr werdet mich doch nicht fürchten? Seht Ihr nicht selbst, wie alt und schwach ich bin? — Weil Ihr alt und schwach seyd, darum fürchte ich euch; ich dürfte ja meine Stärke nicht gebrauchen. — Der Alte faßte den Jüngling bei der Hand, zog ihn fort bis an sein Haus, dessen Thüre sich nach einem leichten Schlage öffnete. Sie

ſtiegen eine Treppe hinauf, der Alte zündete Licht an, und Oscar ſah ſich mit Verwunderung in einem freundlichen Zimmer, das mit allen Bedürfniſſen wohlhabender Leute verſehen war. — Sie haben es gut, armer Herr, ſagte Oscar. — So, ſo! erwiederte der Bettler. Aber nichts geſtohlen, alles ehrlich zuſammengebettelt, und nebenbei — ſetzte er leiſe und lächelnd hinzu — zaubere ich auch etwas. — Wahrhaftig? fragte Oscar lachend. Ei, laßt mich doch von euren Zauberkünſten Einiges ſehen. — Iſt es euer Ernſt, junger Herr? Wollt Ihr Beweiſe? Traut Ihr euren Sinnen? Nein! rief der Jüngling mit Haſt. Ich traue meinen Sinnen nicht, ſie betrügen, denn ſie werden betrogen. ſucht euch einen Andern für eure Gaukelkünſte! — Nun, nun, ſeyd nur nicht gleich ſo wild, junger Herr. Aber ein Gläschen müßt Ihr mit mir trinken. — Der Alte ging hinaus und kam bald mit drei Flaſchen Wein zurück. — Ihr habt es gut vor, Alter! ſprach Oscar. — Nicht für mich, ich trinke niemals Wein. Sie ſind alle für euch, und vielleicht reichen ſie nicht; doch ich habe noch mehr. — Der Alte ſchenkte ein. Oscar's Blicke waren feſt gebannt auf das Glas. Wie geſchmolzenes Gold glänzte der Wein, und in jedem Tropfen perlte, blinkte und lockte ein ſchönes Mädchenauge. Oscar leerte das Glas, der Bettler füllte es wieder. Immer raſcher trank Oscar, immer ſchneller füllte der Alte. Des Jünglings Blut ſtürzte wüthend durch die Adern, ſein Herz pochte laut, ſeine Lippen bebten. —

„Graukopf, dein Wein ist gut!“ Nicht wahr, mein Bübchen? Er ist am Indus gekocht, und ich habe noch bessern. Her damit, lustiger Krüppel! — Gedult noch ein Weilchen, ich will dir erst meine schönen Sachen zeigen. —

Ein Vorhang rauschte empor, und über den taumelnden Oscar wölbte sich ein krystallener Saal, der im Wiederschein tausend unsichtbarer Kerzen leuchtete. Was der dunkele Schoos der Erde an Schätzen verbirgt, was des Menschen kunstreiche Hand nur Herrliches bildet, vereinigte der Saal in Pracht und Fülle. Gold, Silber und Edelsteine bedeckten den Boden; tausend Kleinodien und Gefäße standen umher; an den Wänden hingen blinkende Waffen aller Art, und hundert Vögel zwitscherten und sangen, und hüpften auf goldenen Stäben hin und her. Oscar war in Entzücken getaucht; bald zog ein neuer Glanz seine dürstenden Blicke an, bald senkten sich die trunkenen müde zur Erde hinab. Da rief eine heisere Stimme: nimm mich, nimm mich. Oscar sah hin, und gewahrte einen Staar, von dessen Halse an einem seidenen Bande ein goldenes Dreieck herabhing. Ein Diamant, ein Saphir und ein Rubin schmückten die Spitzen des Dreiecks. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog dieses Kleinod Oscar's Blicke an. Nimm mich! Nimm mich! rief der Staar! Alter! sprach Oscar, dieses Dreieck müßt Ihr mir geben. — Ihr seyd nicht dumm, Herr; damit bezahle ich drei Königreiche. — Guter Alter, laßt mir das Dreieck; Ihr habt ja so viel. — Nein, Herr, wählt euch

was Ihr wollt, nur dieſes nicht. — Nimm mich! nimm mich! rief immer heiſerer der Staar. Oscar ſtreckte ſeine Hand nach dem Dreieck aus; der Alte hielt ihn ab. Oscar ſtieß ihn zurück; der Alte hob drohend ſeine Krücke auf. Der Jüngling ſtürzte den Greis zu Boden, der mit ſeiner letzten Kraft ſich ſträubte. Nimm mich! nimm mich! kriſch der Staar. Da ziſchte der Strahl eines blinkenden Dolches in Oscar's Auge. Er riß den Dolch von der Wand, zückte ihn, und ſtieß ihn dem Alten in die Bruſt, der ohne Laut leblos zu Boden ſank. Nimm mich! nimm mich! rief der Staar ſchneller und ſchneller. Oscar löſte das Dreieck vom Bande und ſuchte den Ausgang. Da fingen die Vögel alle zu rufen an: Nimm mich auch! nimm mich auch! Oscar ſah zurück, und begegnete den gebrochenen Augen des Greiſes. Da rieſelte Entſetzen von den Gliedern des Jünglings; Todesbläſſe bedeckte ihn, ſeine Knie ſchlotterten und brachen zuſammen. Mörder! Mörder! heulten tauſend Stimmen von der Decke herab. Verzweiflung ergreift Oscar; er zog den Dolch aus der Bruſt des Todten und zückte nach ſeinem eigenen Herzen. Er fühlte ſeinen Arm zurückgehalten. Der Greis ſtand vor ihm, aber ohne Krücken. Ein ſchneeweißes Gewand floß von ſeinen Schultern, ein langer Bart wallte über ſeine Bruſt herab! — Oscar! ſprach er lächelnd, deinen Sinnen wollteſt du nicht trauen, doch deinem Herzen trauteſt du wohl? Edler Jüngling, du haſt dich berauſcht, du haſt geraubt, du haſt

gemordet — glaubst du nun, daß ich zaubern kann? — Oscar, von Beschämung und Ehrfurcht niedergedrückt, sank zu den Füßen des Alten. — Vergib, mein Vater! — Stehe auf, mein Sohn! du hast nichts begangen; nur im Traume warst du ein Missethäter. — O mein Vater, zaubere diesen Glanz vor meinen Blicken weg, der mir die schauerlichen Abgründe meines Herzens zeigte! — Der Alte winkte, der Saal verschwand, und Oscar sah sich wieder im freundlichen Zimmer. Aber das Dreieck, das ihn verführt, lag vor seinen Augen auf dem Tische. — Bann auch dieses weg! flehte Oscar. — Der Alte berührte es, und das Dreieck verwandelte sich in einen Blumenstrauß. Der Diamant ward zur Lilie, der Saphir zum Veilchen, der Rubin zur Tulpe. — Nimm diese Blumen, Oscar,' sprach der Greis. Unschuld ist die Lilie, Demuth das Veilchen, Gesundheit die Tulpe. Warte die Tulpe nur; so lange sie blüht, blühen auch die andern. Gesundheit ist das Gefäß jeder Tugend; mangelt dir dieses, kannst du keine fassen. Erfahre jetzt, mein Sohn, wer ich bin. Geister, die mich begreifen, nennen mich den Zauberer Honestus; gewöhnlichen Menschen bin ich auch ein gewöhnlicher Mensch. Schon zweitausend Jahre wandle ich über der Erde und suche die Tugend. Ich habe sie oft gefunden, aber weit von ihr das Glück. Und das schmerzte mich in der tiefsten Seele, und mich verdroß der Hohn der Schlechtern, welche die Tugend eine Bettlerin schalten. Da wurdest du unter einem schönen Gestirne geboren, und ich wachte

über deine Tage und deine Wege. Du bist gut, Oscar, und du bist froh und glücklich. Meine Zauberkraft kann dir nicht mehr verleihen; aber kleiden will ich deine Tugend, deinem Glücke auch den Schein geben, damit die Guten ermuntert und die Spötter gedemüthigt werden. Nimm diese Pergamente, Oscar. Weisheit steht auf dem einen geschrieben, Reichthum auf dem andern, Macht auf dem dritten. Eines darfst du wählen; die übrigen wirf von dir. — Oscar's luftzitternde Hand faßte die Pergamente und das Herz schwoll ihm von dem Gefühle, über der Güter Fülle frei schalten zu dürfen. Die Weisheit zog er zuerst hervor, und schon zuckte seine Hand, die andern Pergamente wegzuwerfen, da hielt ihn der gute Geist zurück, und er besann sich. — Ist Weisheit begehren nicht auch eine Habsucht, die an Sättigung stirbt, oder an Hunger kränkelt? Wird sie mich glücklicher machen? Die wenigen Strahlen, die mir mehr geworden, als Andern, haben mir Abgründe aufgedeckt, wo Andere Blumengärten sahen. Soll ich den kleinen Kreis meiner Freunde noch enger machen? Soll ich die Zahl derer, die ich liebe, noch vermindern? Soll ich verachten lernen, die ich geachtet? Bin ich nicht schon einsam genug? Nein! Weisheit ist ein tückisches Geschenk erzürnter Götter. Fort von mir! Oscar warf die Weisheit von sich weg. Honestus drückte gerührt den Jüngling an seine Brust, und sprach zu ihm: den schwersten Kampf hast du bestanden, mein Sohn, und ich zittere nicht mehr für

deine Wahl. — Jetzt nahm Oscar den Reichthum, lächelte und ließ ihn gelassen zu seinen Füßen fallen. Die Macht blieb ihm noch. Eine Welt beherrschen! Millionen Menschen beglücken! Millionen Herzen sich gewinnen! Die Guten belohnen, die Bösen züchtigen! Ja, schön ist die Macht, schön wie eine Rose. Doch ihre Dornen! Und unter der Rose lauscht die Schlange Schmeichelei. Wer noch hat den Scepter geführt? er führt die Hand. Ich vermag nicht besser zu seyn, als Andere; nur eins vermag ich mehr — die Krone verschmähen ... und Oscar warf die Krone weg. — Ich danke dir, mein Vater, ich bin zufrieden, ich habe keinen Wunsch. Der Greis sprach streng und ernst zum Jüngling: wie, Oscar? Bist du glücklich, daß du es bist? Bist du zufrieden, daß du Nichts wünschest? Ist Oscar allein auf dieser Erde? — der Jüngling erröthete. Und sie kamen Alle herbei, die seinem Herzen theuer waren. Sein Vater und seine Mutter zuerst, dann Bruder und Schwester, dann die Freundin, dann der Freund; zu diesem gesellte sich ein Anderer, und noch Einer. Und immer größer war die Schaar, und immer höher schwoll dem Jüngling das Herz, und immer weiter ward seine Brust, bis sie die ganze Menschheit umschloß. — Was wählst du für Andere? fragte Honestus. — O mein Vater, ich kann nicht wählen, mach' alle Menschen glücklich! Honestus lächelte. Was du begehrst, Oscar, kann ich nicht gewähren: nur die Tugend macht glücklich. — Oscar sank zu den Füßen des Greises.

und hob flehend ſeine Hände auf. So mache ſie tugendhaft, daß ſie glücklich werden! Mache die Menſchen alle gut, mache ſie alle glücklich! — Honeſtus erbleichte und ſprach mit leiſer, bebender Stimme: fordere das nicht, mein Sohn! Ich darf es dir nicht verſagen, doch fordere es nicht! Sünde iſt Fäulniß und Fäulniß iſt die Quelle des Lebens. — Aber Oscar, im Rauſche ſeiner Menſchenliebe, vernahm die Worte des Greiſes nicht. Er umklammerte ſeine Knie und flehte unter heißen Thränen: o mächtiger Vater, gib den Menſchen die Tugend, gib ihnen das Glück. — Fordere es dreimal, Oscar! — Und dreimal wiederholte der Jüngling ſeine Bitte. — Es ſey! Bald ſchlägt die Stunde der Mitternacht; in dieſe Spalte der Zeit muß ich greifen, die Natur von ihrem Gefolge zu trennen, daß ich ihrer Herr werde. Ermanne dich, Oscar!

Die Mitternachtsſtunde ſchlug. Honeſtus ſtreckte ſeinen Zauberſtab nach Oſt und Weſt und Nord und Süd, und ſprach geheimnißvolle Worte. Von dem Himmel herab ſäuſelten ſüße Harfentöne; von der Erde herauf ſchallte ein gräßliches Gelächter. Oscar, zwiſchen Entzücken und Entſetzen geklemmt, fragte: woher das fürchterliche Lachen? — Still, mein Sohn! erwiederte der Greis mit leiſer Stimme, das iſt der Geiſt der Schadenfreude, reiz ihn nicht. Ueber dieſen habe ich keine Gewalt. Komm in's Freie, daß wir unſer Werk betrachten. — Sie traten hinaus; es war eine ſtille feierliche Nacht, und Oscar trug den frommen Blick

zum geſtirnten Himmel empor. Gerührt ſprach der Greis: labe dich noch einmal an dieſer ſüßen Nacht; ſie iſt die letzte dieſer Erde. Nacht iſt Sünde, und die Sonne wird nie mehr untergehen. — Sie kamen in eine düſtere Gaſſe, und ſahen eine Leiter an einem Hauſe gelehnt und einen Mann hinaufſteigen, der ſich ſchüchtern umſah. Läßeſt du es geſchehen? fragte Oscar, vielleicht mordet er den ſorgloſen Schläfer. — Sey ruhig, mein Sohn. Der Diebſtahl war ſchon vollbracht, die Mitternachtsſtunde gab dem Böſewicht die Tugend zurück, und er bringt das geſtohlene Gut wieder hinauf. — Honeſtus ging mit dem frohen Jüngling weiter; überall eindringend, Alles ſehend, nirgends ſichtbar. — Welche Stimmen ſind es, die dort weinen in jenem großen Gebäude? — Es ſind Räuber und Mörder im Gefängniſſe; ſie beten. — Sie traten in ein Zimmer, das eine Nachtlampe erleuchtete. Ein ſchönes Weib lag mit aufgelöſten Haaren auf den Knieen vor der Wiege ihres Kindes, und küßte das ſchlummernde Kind und weinte über ihm. Unter der Thüre ſtand ein Mann, der ſtreckte erröthend ſeine Hand nach dem Weibe aus, und die Mutter bedeckte ihre Augen. — Wer ſind dieſe, Honeſtus? — Dort der Mann iſt der Verführer, der um die Stunde gekommen, zu der ihn das Weib ſeines Freundes gerufen. Mein Zauberſtab war ſchnell; die Reue eilte der Schuld voraus, die Mutter bittet dem Kinde das Verbrechen ab, das ſie am Vater begangen, und der Verführer ſcheidet weinend von der ſchönen Sünde. — Sie

kamen auf einen großen Platz, den viele Bäume zierten. Und rings aus allen Häusern stürzten Tausende von Menschen; und Soldaten eilten herbei, Fußgänger und Reiter, und Fahnen wehten, Trommeln wurden gerührt, Kanonen wurden aufgepflanzt und Waffengetöse, Geschrei und Verwirrung überall. — Was ist geschehen? fragte Oscar. — Die aus den Häusern dort kamen, das sind Spieler, Gauner, Liederliche und Späher, die der Zauber der Tugend aus ihrer Verborgenheit gescheucht; und die Macht, der Tugend ungewohnt und vor ihr zitternd, hat ihre Schaaren ausgesendet, dem Uebermuthe zu begegnen.

Der Morgen war herangebrochen, aber die nächtliche Stille blieb. Kein Karren rasselte über die Gasse, kein Bauer schrie, kein Hammerschlag ertönte, und der Markt blieb leer. — Warum diese Stille, Honestus? — Die Menschen haben keine falschen Begierden mehr, sie sind genügsam und ruhen. Vor dem Hause eines Bäckers standen jammernde Menschen, die vergebens um Geld Brod verlangten. Das Brod war all schon unentgeldlich an Nothleidende vertheilt. — Hundert Leichen lagen auf der Straße. — Wer sind diese Unglücklichen, Honestus? — Das sind Spione, die lieber Hunger starben, als sich länger mit Schande füttern wollten. — Sie kamen vor den Palast des Königs, der nicht bewacht war. Der König fürchtete keinen mehr, seit ihn keiner mehr fürchtete. Sie traten in den Vorsaal, wo sich die Höflinge versammelten, und sie sahen nasse Augen.

Ein Greis warf ſich jammernd zu den Füßen eines Jünglings und ſprach: vergib mir, ich habe dich verläumdet! Sie traten in den Königsſaal. Der König ſaß auf ſeinem Throne, und ein Weib ſtürzte kreiſchend durch die Menge, warf ſich nieder und rief: halte dein Schwert zurück, er iſt unſchuldig! Und des Königs Vertrauter erbleichte und ſprach: ich auch, o Herr, habe dich betrogen. Und der König ſtieg weinend von ſeinem Throne herab.

Honeſtus und der erſchütterte Oscar eilten aus dem Palaſte. Sie gingen den Strom entlang; da ſtießen ſie auf die Leiche eines jungen Mädchens. Oscar wandte ſein bleiches Antlitz weg. Die Unglückliche! ſprach Honeſtus. Die geflüchtete Nacht hat ihre Unſchuld geraubt, und verzweifelt über den Verluſt ihrer ſchönſten Habe ſuchte ſie den Tod in den Wellen. — Sie kamen zur Brücke. Dort ſtand ein hoher, bleicher Jüngling, warf den Blick bald in den Himmel, bald in die Fluth. Und er war ſo jammervoll; doch ſein Auge war trocken. Oscar fühlte ſich mächtig zu dem Jüngling hingezogen. — Wer iſt dieſer Jüngling, mein Vater? — Fort, fort! ſchrie Honeſtus mit der Stimme des Entſetzens, und weine, Oscar, daß du ein Menſch geworden! — O weile, mein Vater; ſprich, wer iſt dieſer leidende Jüngling? Tritt näher, Oscar! Sieh dieſe Wangen, wie bleich ſie ſind! Einſt hatte er ſie purpurroth, und ſie wurden nur blaß, wenn er von Unterdrückung hörte. Sieh dieſe Arme, wie mager und ſchlaff ſie ſind! Einſt waren ſie ſtark

und geſtählt, für Freiheit und Recht zu kämpfen. Schaudere in dieſes ausgebrannte Auge hinab! Einſt leuchtete es, vom Himmel ſelbſt angezündet, das Herz eines frommen Mädchens zu durchglühen. Ach er war ſo feſt und gut; aber wer iſt dem Verführer zu feſt und zu gut? Die ſchlauen Werber der Macht kamen hinter ihn, ihn zu verderben. Was im ſchuldloſen Spiele Schädliches, was im Weine Betäubendes, was in der Liebe Giftiges iſt, miſchten ſie in ſeine geſunde Seele. Da gab er ſich hin um ſchnödes Gold und um ſchnöden Ehrenflitter. Sie führten ihn von Scherz zu Leichtſinn, von Leichtſinn zur Falſchheit, von Falſchheit zu Verbrechen. Dieſes Ohr, ſonſt nur der Stimme der Tugend geöffnet, ſchlich diebiſch umher, ein unbewachtes Wort zu erhorchen. Dieſes Auge, ſonſt nur Liebesblicke wechſelnd, ſuchte die dunkeln Wege des Vertrauens und meuchelmordete die Sorgloſen. Dieſe Zunge, die ſonſt nur Liebe und Freundſchaft ſang, ward eine Natter und ſtach. Da verrieth er den treuen Freund, der geſtern auf dem Blutgerüſte ſtarb. Des Bethörten letzten Kuß empfing der Verräther, und: *räche mich*! lispelte der Verurtheilte ihm in's Ohr. Der Teufel ſah ihm hohnlächelnd nach und ſchwelgte am Abende vom Lohne ſeiner Sünde. Da kam die furchtbare Mitternacht über ihn, die Mitternacht, die ich, Oscar, deiner Bitte geſchenkt. Ein fürchterlicher Traum jagte ihn aus dem Schlummer . . . *ich räche dich*! ſchrie er in Verzweiflung und ſtürzte zur Brücke. Seit Mitternacht ſucht der Jammervolle

den Tod in den Wellen, fürchtet ihn zu finden und ſucht ihn wieder. — Der blaſſe Jüngling ſah jetzt ſtarrer hinab in die Fluth. — Halt ihn zurück, Honeſtus, rief der ſchaudernde Oscar; es iſt zu fürchterlich, mit ſolcher Schuld vor den Richter zu treten. — Oscar! ſprach der Zauberer, hier endet meine Macht. Die Sünde iſt von ihm gewichen, die Reue iſt zu ihm gekommen; was er verſchuldet, will er büßen. — Oscar ſtürzte jammernd vor dem Zauberer nieder. So gib ihm die Sünde zurück und nimm ihm die Reue! Gib den Menſchen allen ihre Begierden wieder! Gib ihnen ihre Laſter zurück! Gib allen Menſchen alle ihre Sünden wieder!

— Er erwachte . . . ſie hatten ſie wieder.

XXVIII.

Die Freiheit der Presse in Baiern.

(1818.)

In dem Gange der Natur und der Geschichte ist nicht zu unterscheiden, was Ausgang, Weg oder Ziel sey; Alles kehret in einem ewigen Kreislaufe zu sich selbst zurück. Doch welcher Ring der unendlichen Kette in jeder Stunde der Beobachtung an dem Menschengeschlechte vorüberziehe, das mag man erkennen — es bildet den Geist der Zeit. Die unsere ist bemüht, die Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft anders zu gestalten, und sie strebt vor Allem, die ausübende Gewalt den Händen eines alleinigen Herrschers dadurch zu sichern, daß sie die Fürsten der berathenden und gesetzgebenden Macht der öffentlichen Meinung unterwirft. Man widersetzt sich vergebens dem starken Willen der Zeit. Die öffentliche Meinung bildet eine Volksbewaffnung, die unbesiegbar ist, und welcher das stehende Heer der Regierungsgedanken früher oder später unterliegen muß.

Alleinherrschaft kann nur bestehen, so lange das Volk in Stände zerfällt, welche in einer unwandelbaren Ordnung

über einander gebaut, die festen Stufen bilden, welche gemächlich zum Throne führen. Diese dauern nur so lange, als Familien und Körperschaften sich an Macht und Reichthum einander überragen und Macht und Reichthum, sey es als erworbener oder als ererbter Besitz, folgen allein der Geistesthätigkeit. Sobald, wie in unserer Zeit, die Bildung des Geistes sich durch die ganze Gesellschaft ausgebreitet hat, und hierdurch die Ansprüche auf den Genuß des Lebens höher und allgemeiner geworden sind — und ein Wunsch ist schon der halbe Besitz — sobald eine solche Gleichheit eingetreten ist; da kann auch die Vorherrschaft irgend eines Standes nicht länger mehr bestehen und nur mit Unwillen duldet man ihre Fortdauer. Das ist der Geist des Mißbehagens, der unter den Völkern wandelt, der nicht zu fürchten, aber zu achten ist. Ihn abläugnen, bedrohen oder schelten, das bannt ihn nicht. Man muß ihn begreifen und versöhnen. Das Mittel hierzu ist einfach und alleinig.

Reichthum und Macht sind beschränkt in ihrem Maße; es kann nicht Jeder Alles haben; das erkennt auch der einfältigste und eigensüchtigste Mensch. Aber es bedarf auch nicht des *Besitzes* eines Guts, um die lärmende Habgierde zu beschwichtigen, sondern nur der ungehinderten Freiheit, darnach zu *streben*. Es ist eine große Lehre der Regierungskunst der Menschen: hoffnungslose Bürger sind gefährlich, denn sie sind auch furchtlos. Die Ausbrüche der Unzufriedenheit, welche Throne erschütterten, hatten wie Erdbeben in

ſtarken Trieben und Kräften ihren Urſprung, die aus den verborgenen und engen Räumen, in welchen ſie eingeſchloſſen waren, ſich zu befreien ſuchten. Es war ein Gebrechen der bürgerlichen Geſellſchaft, daß Jeder wie ein Baum feſtgewurzelt ſtand, von Geſchlecht zu Geſchlecht nur immer die nämlichen Früchte tragen, und auf der Stelle, wo er zur Welt kam, auch ſein Grab finden ſollte. Dem Adlergeiſte wurden die Flügel beſchnitten, daß er ſich nicht über den Boden, über Dürftigkeit und Geringſchätzung erheben möge. Die Bahn war lang und eng: nur immer Einer konnte nach dem Preiſe des Zieles rennen, der zufällig vordere konnte durch Kraft und Schnelligkeit nicht mehr überholt werden. Der Wunſch nach Veränderung des Beſitzes der Lebensgüter mußte alle beſeelen, ſobald, nachdem die Regierungen das Geheimniß ihrer Macht und Schwäche verrathen hatten, die Erfüllung dieſes Wunſches ſich als möglich zeigte.

Um die Fürſten und ihre Völker vor dem Verderben zu bewahren, das aus jenem Geiſte des Mißvergnügens und der Habſucht entſpringt, muß in allen bürgerlichen Ständen bedeutenden Menſchen die lang verſchloſſene Laufbahn wieder geöffnet werden, die Freiheit nämlich, ihre vorwaltende Geiſteskraft zu gebrauchen und geltend zu machen. Dieſes kann nur geſchehen durch Gewährung der Redefreiheit der mündlichen in volksvertretenden Verſammlungen und der ſchriftlichen durch die Preſſe. Auf dieſe Weiſe bildet ſich eine

sittliche Demokratie, wodurch die Entstehung der so gefährlichen, unheilbringenden, numeräen Demokratie allein verhindert werden kann. Eine unhaltbare Moral hält Viele ab, diese Absicht zu bekennen, aber redliche Männer dürfen ihre Triebe eingestehen, während die Sünder, weil sie solche sind, heucheln müssen.

Die öffentliche Meinung ist der bestehenden Ordnung der bürgerlichen Dinge nicht hold, und das macht die Freiheit der Rede um so nöthiger. Die öffentliche Meinung ist ein See, der, wenn man ihn dämmt und aufhält, so lange steigt, bis er schäumend über seine Schranken stürzt, das Land überschwemmt und Alles mit sich fortreißt. Wo ihm aber ein ungehinderter Lauf gegeben ist, da zertheilt er sich in tausend Bäche mannigfaltiger Rede und Schrift, die, friedlich durch das Land strömend, es bewässern und befruchten. Die Regierungen, welche die Freiheit der Rede unterdrücken, weil die Wahrheiten, die sie verbreiten, ihnen lästig sind, machen es wie die Kinder, welche die Augen zuschließen, um nicht gesehen zu werden. Fruchtloses Bemühen! Wo das lebendige Wort gefürchtet wird, da bringt auch dessen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden. Die Geister der ermordeten Gedanken ängstigen den argwöhnischen Verfolger, der sie erschlug, nicht minder, als diese selbst im Leben es gethan.

Der freie Strom der öffentlichen Meinung, dessen Wellen die Tagesschriften sind, ist der deutsche Rubikon, an welchem die Herrschsucht weilen und sinnen mag, ob sie ihn überschreiten,

und das theure Vaterland und mit ihm die Welt in blutige Verwirrung bringen, oder ob sie sich selbst besiegen und abstehen soll. Cäsars Schatten zeigt warnend nach der Bildsäule des Pompejus.

Die Abgeordneten der deutschen Bundesfürsten, man weiß es, sind jetzt ernst darauf bedacht, ein gemeinschaftliches Preßgesetz für alle deutsche Staaten auszusinnen. Der Tag, der es uns bringt, wird ein großer Tag der Weltgeschichte seyn, denn an ihm wird kund werden, ob Mirabeau wahr gesagt, oder ob der, wegen seiner Blutschuld wild umhergetriebene Geist endlich, um der Tugenden seiner Enkel willen, den Frieden und die Ruhe seiner Asche fand.

Gleichförmig soll dieses Gesetz seyn, und das ist wohlgethan. Wie könnten die Herzen der Völker sich befreunden, so lange ihre Köpfe auseinander stehen? Zur Erhebung gehört eine Geisteskraft, welche die Gunst der blinden Natur vertheilt; aber die Tugend der Herablassung vermag sich jeder anzueignen. Oestreich und Weimar, Würtemberg und Baiern, Nassau und Frankfurt haben verschieden gestaltete Preßgesetze. Diese sollen alle in dem Bette des Procustes sich gleich gemacht werden. Welche Art der Einrichtung man hierbei für die schmerzlichste achte, ob die Verkürzung oder die Ausdehnung, dieses hat Baiern kund gethan, indem es in seinem neuen Preßgesetze nur Schutz gegen die Gefahr der Verstümmelung gesucht hat.

Man kann sich die traurige Betrachtung nicht aus dem

Sinne ſchlagen, daß Baiern wohl unterrichtet geweſen ſeyn müſſe von den ſchon im Stillen gereiften Beſchlüſſen, welche die Bundesverſammlung über die Freiheit der Preſſe faſſen werde, und daß es in ſeine eigene Geſetzgebung Nichts werde aufgenommen haben, was mit der bevorſtehenden allgemeinen Anordnung im Widerſpruche ſtünde. Darum eile Jeder, der ſein Vaterland liebt, auszuſprechen, was er für die Freiheit der Preſſe wünſcht und fürchtet. In wenigen Wochen iſt vielleicht jede Klage ſtraffällig und fruchtlos. Wir müſſen denken, es ſtünde unſerem Wohnorte eine Belagerung bevor, und wir wollten ſchnell, ehe die Thore geſchloſſen werden, noch einmal im freien Felde friſche Luft einathmen.

Das bairiſche Edikt über die Freiheit der Preſſe verläugnet ſtandhaft ſeinen eigenen Namen; denn von Freiheit iſt darin nirgends, ſondern überall nur von Beſchränkung die Rede. Es iſt, was in der würtembergiſchen Verordnung geſchehen, durchaus nicht beſtimmt worden, wie und über welche Gegenſtände man frei ſeine Meinung äußern dürfe, ſo daß es ganz der Willkühr überlaſſen bleibt, abzurtheilen, was in einer Schrift Erlaubtes oder Verbotenes enthalten ſey. Die für Bücher bewilligte Zenſurfreiheit kann nicht als eine ernſte Huldigung unſerer Zeit angeſehen werden, denn dieſe hat, Oeſtreich ausgenommen, ſchon früher in ganz Deutſchland beſtanden. Aber auch über der einzigen freundlichen Stelle des Edikts ſchwebt etwas Schwüles, das uns ängſtlich macht, nämlich die Bemerkung: daß Verfaſſer,

Buchhändler und Drucker, ihre Schriften keiner Zensur zu unterwerfen hätten, „wenn sie nicht allenfalls bei kostbaren Werken, zur Sicherung ihrer bedeutenden Auslagen, selbst darum nachsuchen wollen.“ Es ist so leicht furchtsame Menschen zu ängstigen, daß solche Einladungen zu einer freiwilligen Zensur von Erfolg seyn müssen, vorzüglich bei Buchhändlern und Druckern, welche, den Ruhm und den Eifer des Schriftstellers nicht theilend, nur den Vortheil ihres Gewerbes im Auge haben. Auf diese Art könnte eine freiwillige Sklaverei der Presse herbeigeführt werden, die, weil sie verdient, um so verderblicher wäre. Ist endlich diese für Bücher bewilligte Zensurfreiheit etwas mehr als ein Blendwerk, da alle Buchhandlungen, Antiquarien, Lesebibliothek-Inhaber und Vorsteher der Lese-Institute, bei einer großen Geldstrafe verpflichtet sind, ihre Kataloge der Polizeiobrigkeit, unter deren Aufsicht sie im Allgemeinen gesetzt sind, zu übergeben, welches nur eine Zensur unter einer andern Form ist? Die Vorschrift, daß Schriften auch noch in den Händen ihrer Käufer einer Polizeiaufsicht untergeordnet sind, ist an Strenge ohne Beispiel in Deutschland.

Und selbst von dieser trügerischen Freiheit sind alle politische Zeitungen und periodische Schriften politischen oder statistischen Inhalts ausgenommen. Diese sollen einer dafür angeordneten Zensur unterworfen bleiben.

Wenn die Zensur der Zeitschriften sich darauf beschränkte, nur solche Aeußerungen zu unterdrücken, die, würden sie

verbreitet, den Verfaſſer nach dem Geſetze ſtrafbar machten, dann wäre ſie vielleicht zu dulden. Aber ſie begnügt ſich damit nicht, ſie ſchreitet Stunden lang vor dem Geſetze her und macht Staub, um ihm Platz zu machen. Alſo iſt ſie verdammlich, denn ſie verbietet, was, iſt es einmal geſchehen, die Geſetze nicht beſtrafen dürften.

Wo die Rede in den Tagesblättern nicht frei gegeben iſt, da beraubt ſich die Regierung des einzigen Mittels, die Gebrechen des Staates zu erfahren, und Aufklärung über die Verwaltungsmißbräuche zu erlangen, welche die Beamten verſchulden. Sie beraubt ſich des Vortheils, den ſie aus dem Anhange der öffentlichen Meinung ziehen könnte. Denn es mögen, unter ſolchen Verhältniſſen, in den Zeitſchriften noch ſo viele freie, unabhängige und dem Vaterlande ergebene Stimmen die Sache der Regierung aus eigenem Antriebe verfechten, ſo wird ſich das Volk dennoch niemals von ihnen leiten laſſen, ſondern überall die Bauchrednerei der Miniſter zu hören glauben, welche ihre eigne Meinung mit verſchiedenen nachgeahmten fremden Stimmen ausſprechen.

Preßfreiheit iſt ein bedeutungsloſer Schall, wenn die Zeitſchriften von ihr ausgenommen ſind. Will man der öffentlichen Meinung ernſtlich eine Theilnahme an der Staatsregierung gönnen, ſo muß ein freies Urtheil über Geſetzgebung und Geſetzgeber, das ſich ausſpricht, ehe noch die Geſetze unabänderlich geworden ſind, verſtattet werden. Dieſes ſtets geharniſchte Wort muß aber täglich die Runde machen,

und alle Posten und Schildwachen der Staatsverwaltung untersuchen. Wenn es nur alle Jahre einmal in einem schwerfälligen Buche langsam umherreist, dann kömmt es zu spät, und sein Thun ist fruchtlos.

Die Bestimmung des bairischen Edikts, daß periodische Schriften, selbst blos statistischen Inhalts, einer Zensur unterworfen sind, enthält einen Zusatz von Beschränkung der Preßfreiheit, der über den guten Willen, den die Gesetzgeber auch nur gehabt haben könnten, durchaus irre führt. Eine Regierung mag ihre Gründe haben, die öffentliche Meinung so zu regeln, daß sie mit ihren Anordnungen im Einklang stehe, es liegt dieses im Begriffe der Alleinherrschaft; sie mag daher den Tadel bestehender Einrichtungen untersagen, und darum die Urtheile über öffentliche Angelegenheiten, vor ihrer Bekanntmachung durch die Presse, einer Prüfung unterwerfen. Wenn aber auch statistische Nachrichten ohne Zensur nicht gedruckt werden dürfen, und dem Volke nicht blos das Recht, seine Meinung über Thatsachen zu äußern, sondern auch die Kenntniß dieser Thatsachen selbst entzogen werden, und alle Staatsverhältnisse zu Kabinetsgeheimnissen gemacht werden sollen; so bedauert man schmerzlich die unabänderlichen Verhältnisse, welche die sonst so freisinnige bairische Regierung abgehalten haben mochten, das milde Verfahren, das sie in der Ausübung wegen der Preßfreiheit beobachtet, nicht auch zu einem Gesetze zu erheben, und der Nachkommenschaft als ein schönes Recht zu überliefern.

In dem würtembergischen Gesetze über die Preßfreiheit sind die von den Landständen veranstalteten und mit ihrer Genehmigung herausgegebenen Druckschriften aller Zensur ausdrücklich entzogen worden. Das bairische Edikt hat diese Bestimmung nicht aufgenommen. In den öffentlichen Sitzungen der bairischen Stände wird man, es ist dafür gesorgt, die ausgesuchteste Gesellschaft finden, kühne und freie Reden werden vielleicht darin gehalten werden, aber deren Stimme wird in den Sälen verhallen, und nicht zu den Ohren des Volks kommen.

Gegen die Vorschrift, daß Staatsdiener nichts von dem, was ihr Geschäftskreis sie Bemerkungswerthes erfahren läßt, weder ihren Mitbürgern noch Ausländern durch den Druck mittheilen dürfen, ist nichts einzuwenden. Es ist dieses ganz folgerecht, und dem Uebrigen angemessen. Nur sollten Männer, denen solche Pflichten aufliegen, nicht Staatsdiener sondern Hofdiener genannt werden.

Ueberflüssig wäre eine Rüge dessen, was in dem bairischen Gesetze wegen der Untersuchung und Bestrafung der Preßvergehen bestimmt worden ist. Diese seine Schwäche ist nur die nothwendige Begleiterin der größern Gebrechen, mit welchen die neue Staatsverfassung zur Welt kam. Das öffentliche gerichtliche Verfahren, die feste Säule der bürgerlichen Freiheit, das Geschwornengericht, diese einzige Bürgschaft eines über Leidenschaften und Schwachsinn erhabenen Richterspruchs, ist im Allgemeinen versagt geblieben; wie

hätte man es in einzelnen Fällen verſtatten können? In der Unterſuchung der Preßvergehen iſt der Polizei und den andern verwaltenden Behörden ein unheilbringender Spielraum gegeben. Die Eigenſucht des Klägers findet an der Gerechtigkeit des Richters keinen Einhalt; denn Kläger und Richter ſind die nämlichen. Die Beamten, welche, zwiſchen Fürſt und Volk in der Mitte ſtehend, ihren Vortheil dabei finden, kein aus Liebe, Tugend und Gerechtigkeit geflochtenes Band zwiſchen beiden entſtehen zu laſſen, und darum die öffentliche Meinung, dieſe erhabene Sonne und unbeſtochene Wächterin, die Alles an den Tag bringt, haſſen und verfolgen, dieſe nämlichen Beamten klagen die Preßvergehen an, und richten und ſtrafen ſie zugleich.

So wäre denn das deutſche Volk abermals in ſeinen Hoffnungen getäuſcht worden, und deſſen biedere Fürſten hätten ihren ſchwer erworbenen Gewinnſt aus dieſer geſchäftigen Zeit dem Vortheile ihrer Amtmänner von neuem hingegeben.

XXIX.

Die Meneen.

(1826.)

Es ist sehr betrübt, daß sich die gebildeten Stände so wenig um den Mond bekümmern. Ihre Unbekanntschaft mit demselben ist so groß, daß nur wenige Leser wissen dürften, was Meneen bedeute, und daß die meisten glauben möchten, es werde ihnen unter dieser Ueberschrift ein angenehmer Roman dargeboten. Ja manche werden vielleicht, selbst nachdem sie diese gelehrte Abhandlung zu Ende gebracht, immer noch denken, sie hätten einen Roman gelesen. Doch dürfen wir jene Gleichgültigkeit schelten, dürfen wir uns über diese Unwissenheit wundern? Nein, es ist nur die Schuld der Gelehrten, wenn die Ungelehrten so ungelehrig sind. Die deutsche Gelehrsamkeit hat eine Sprache, die sehr unverständlich ist, und, die verständlich zu machen, man sich so wenig bemüht. Die Werke aller todten und lebenden Sprachen werden übersetzt, aber eine Uebersetzung aus dem Deutschen in's Deutliche suchen wir vergebens. Ich trete mit einem ersten Versuche hierin schüchtern hervor, und ich bitte um Nachsicht. Ich will die Leser des Morgenblattes

mit einer Abhandlung über den Mond in einer getreuen Ueberſetzung bekannt machen. Die Abhandlung enthält merkwürdige, ja ganz erſtaunliche, unerhörte Dinge. Ihr Verfaſſer iſt der Herr Profeſſor Franz von Paula Gruithuiſen in München, und ſie ſtand vor einiger Zeit in Naſſe's Zeitſchrift für die Anthropologie abgedruckt. Vielleicht wird es Mancher nicht begreifen, wie eine Abhandlung über den Mond in eine Zeitſchrift für die Anthropologie gerathen; doch er leſe ſie nur und es wird ihm erklärlich werden, und er wird bekennen müſſen, daß Herr von Gruithuiſen, einen merkwürdigen Beitrag zur Anthropologie geliefert. Die Abhandlung iſt bezeichnet: „Philoſophiſche Reflexionen über die naturgeſetzlichen Mutabilitätsverhältniſſe verſtändiger Weſen auf dem Monde.“ Das heißt: Philoſophiſche Betrachtungen über die verſtändigen Weſen auf dem Monde, und wie ſie nach den Naturgeſetzen waren, ſind, und ſeyn werden. Ehe ich aber weiter gehe, muß ich bemerken, daß ich die Anſichten des gelehrten Herrn Verfaſſers nicht immer theile. Ich darf mir ſchmeicheln, mit dem Monde gut bekannt zu ſeyn, ich habe ihn in meinen Jugendjahren oft mit wehmüthigen Erſtaunen betrachtet, ich habe Manches entdeckt, was dem Herrn von Gruithuiſen entgangen, ich habe Manches anders geſehen, als er. Indem ich daher ihm für ſeine vielen, wichtigen, und neuen Entdeckungen die gebührliche Huldigung bringe, werde ich mir die Freiheit nehmen, ihn in einig

Punkten zu berichtigen oder zu ergänzen. Doch werde ich dieſes immer mit der gehörigen Beſcheidenheit thun, und ich werde ein nachahmungswürdiges Beiſpiel von derjenigen Artigkeit aufſtellen, die deutſche Gelehrte immer gegen einander beobachten ſollten.

Herr von Gruithuiſen beginnt mit den Worten: „Was ich hier vorzutragen Willens bin, iſt eine Reihe von Möglichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen ſpricht.“ Die europäiſchen Gelehrten mögen dieſe herrlichen Worte leſen und wieder leſen, und ſich ſchämen und wieder ſchämen. Während ſie ſo oft ihre Träumereien für Möglichkeiten, Möglichkeiten für Wirklichkeiten erklären — was thut Herr von Gruithuiſen? Gerade das Gegentheil. Eine Reihe von Wirklichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen ſpricht, will er nur als eine Reihe von Möglichkeiten geltend machen! Seltene Beſcheidenheit und die zu bewundern wäre, würde ſie nicht von der größern, welche folgt, überhoben und verdunkelt. Herr von Gruithuiſen bemerkt nämlich ferner: So gewiß er auch ſeiner Sache ſey, denn er habe ſein Leben lang darüber nachgedacht, beobachtet, geforſcht und Verſuche angeſtellt, ſo hoffe er doch nur Solchen ſeine Ueberzeugung mitzutheilen, die mit ihm gleiche Geſinnung und gleichen Wandel hätten. Herr von Gruithuiſen theilt alſo nicht die kecke Zuverſicht anderer Schriftſteller, die nie daran zweifeln, daß es ihnen gelingen werde, die Leſer zu ihrer Meinung

herüber zu führen; er weiß vielmehr, daß er Dieſes nicht vermag und daß er nur ſolchen Leſern ſeine Geſinnung einflößen werde, welche dieſe Geſinnung ſchon früher gehabt. Aber auf dieſe Gleichgeſinnten baut Herr von Gruithuiſen feſt; für dieſe, ſagt er, werde ſeine Mondgeſchichte mit der von Moſes vorgetragenen Geneſis gleichen Werth haben. Zwar weiche er in mehreren Punkten, wie darin, daß er in der Schöpfungsgeſchichte weiter zurückgehe, von Moſes ab; doch in andern Punkten ſtimme er mit ihm überein. So wolle er auch, um, gleich Moſes, den Leſern keine Langeweile zu machen, ſich wie Moſes kurz faſſen.

Welches war der Urſtand der Natur im Allgemeinen, und der des Mondes und der Erde im Beſondern? Die Frage iſt etwas keck; aber wir Gelehrten haben den Teufel im Leibe, und wir fürchten uns vor keiner Antwort. Macht es die Natur wie die Mönche im Mittelalter: löſcht ſie die alten klaſſiſchen Handſchriften der Schöpfung aus, um neue Werke darüber zu ſchreiben — ſo ahmen die Gelehrten dem Bibliothekar May in Rom nach: ſie kratzen die neuen Handſchriften wieder ab, um die alten Verloſchenen darunter zu leſen. Herr von Gruithuiſen ſagt: die Entſtehung eines großen unorganiſchen Körpers werde nur dadurch möglich, daß er durch Anſammlung von außen ſich bilde. Es habe ſich den Naturforſchern unſerer Zeit mit einer eiſernen Gewalt die Anſicht aufgedrungen, daß die großen Weltkörper das Ergebniß eines Niederſchlags aus dem Aether

seyen, und daß man sich den Akt dieser Präcipitation noch als fortdauernd denke, beweise die neue Lehre vom Sonnenstaube und die ältere von den Meteormassen, als kosmischer Körper. Wir wollen uns von keiner eisernen Gewalt abschrecken lassen, sondern die Sache ruhig überlegen. Was mich betrifft, so stimme ich mit den Herren Naturforschern nicht darin überein, daß die großen unorganischen Körper durch Ansetzung von außen entstünden. Nicht etwa als läugnete ich den Niederschlag aus dem Aether — ich bin weit davon entfernt; aber ich kann nicht zugeben, daß die unorganischen Körper diesem Niederschlage ihr Daseyn zu verdanken haben; ich sehe und erkenne nirgends in der Natur unorganische Körper. Der Mensch nennt diejenigen Wesen unorganisch, die zu weit unter, oder zu hoch über ihm stehen, zu welchen er mit seinen Sinnen und Begriffen nicht hinablangen, oder nicht hinaufreichen kann. Aber Alles ist belebt, Alles lebt. Sonne, Mond und Sterne sind Thiere, wie wir auch; die Erde ist auch eines. Das zeigen ihre organischen und sentimentalen Verrichtungen: ihr Einsaugen und Ausscheiden, Ebbe und Fluth, Elektrizität, Magnetismus, das zeigen ihre Krankheiten sogar. Es ist nur ein aristokratischer Stolz, der dem Menschen den Wahn eingeflößt, er sey der Herr der Schöpfung und die Erde seine Wohnung. Der Mensch ist nur ein Organ der Erde; ihm viel einzuräumen, mag er ihr edelstes Organ, das Gehirn des Erdkörpers seyn. Einiges spricht für diese

Vermuthung. Wenn wir Menschen aufrichtig seyn wollen, müssen wir gestehen, daß wir zuweilen verrückt, ja daß wir unter allen lebenden Geschöpfen die verrücktesten sind. Beweis, daß wir den Verstand vorstellen; wir sind der Verstand und haben ihn für den Erdkörper. Wollten wir uns auch erbitten lassen und aus Gutmüthigkeit zugeben, daß der Mensch nicht blos ein Organ des Erdkörpers, sondern ein selbstständiges Wesen sey: so können wir doch unmöglich darin nachgeben, daß sich der Mensch für das vollkommenste Geschöpf auf der Erde halte. Die Natur macht keinen Sprung; aber der Himmel steht zu hoch über der Erde, der Mensch steht vom Engel gar zu weit ab — es muß Zwischengeschöpfe geben. Der Hund weiß es nicht, daß er seinem Herrn folgt, er glaubt mit Freiheit zu handeln. So ergeht es dem Menschen auch. Was er Triebe, Neigungen, Leidenschaften, Grundsätze nennt, das sind seine Herren, welche ihn führen, welchen er folgt und gehorcht. Wir sehen einen Menschen ertrinken; aber wir sehen nicht, daß er ertränkt worden, wie ein kranker Pudel. Dadurch, daß wir die Erde für einen organischen Körper erklären, geschieht dem Niederschlage aus dem Aether durchaus kein Abbruch. Dieser Niederschlag ist die Nahrung der Erde, die von dieser assimilirt und so zur Ernährung wird; aber die Erde wächst von innen heraus, wie ein Thier. Auch auf den Menschen sehen wir Luft, Wasser, Wein, Brod, Ochsenzungen und Rebhühner niederschlagen, und wir sagen darum

doch nicht, er ſey ein unorganiſcher Körper, der von außen anwachſe, ſondern wir nennen jene gutgemeinten Niederſchläge und den freundlichen Empfang derſelben, eſſen und trinken.

Was die neue Lehre vom Sonnenſtaube betrifft, ſo war dieſe Lehre auch mir ganz neu, und, indem ich mich dieſes Zuwachſes meiner Kenntniſſe freue, thut es mir gar zu leid, daß ich nicht nur wenige Tage früher dieſe Neuigkeit erfahren; es wäre dadurch ein großes Unrecht und eine unverdiente Kränkung verhütet worden. Erſt in der vorigen Woche ſchalt ich mein Stubenmädchen aus, weil ſie zum hundertſten Male übertreten, was ich ſchon hundertmal befohlen, nämlich: das Fenſter zu öffnen, ſo oft ſie das Zimmer kehre. Ich kam nach Hauſe und roch den Staub, ich ſchmeckte ihn dick auf der Zunge; ich lärmte. Das Mädchen behauptete, das Fenſter ſey offen geweſen, und ſie ſähe keinen Staub, er wäre nur in meiner Einbildung. Da zeigte ich ihr den Staub hell von der Sonne beſchienen, ſie verſtummte. Aber mein Reden und ihr Schweigen war gegen die Naturlehre. Der beſonnte Staub war Nichts als Sonnenſtaub, ein Niederſchlag aus dem Aether, und die kosmiſchen Körperchen hätten doch unmöglich in das Zimmer kommen können, wäre das Fenſter nicht geöffnet geweſen.

Es ſind aber nicht blos ſolche kleine, leichte Körperchen, welche die Erde zart bepudern, ſondern ganze Weltkörper, oder große Stücke derſelben fallen auf die Erde herab. So

ſind, wie Herr von Gruithuiſen behauptet, einſt die Inſel Ceylon, Neu-Holland, Neu-Guinea, das Land Böhmen aus der Luft herabgefallen. Ich muß ſagen, das iſt ein harter Niederſchlag, das iſt eine ſehr grobe Präcipitation; ich hätte mir die Natur artiger gedacht! Es iſt doch gewiß ſehr traurig, wenn wir nicht mehr ſpazieren gehen können, ohne zu fürchten, es möchte uns ein großes Stück Geographie auf den Kopf fallen. Was ſoll uns dagegen ſchützen? Erfinde einer Böhmen-Schirme! Da hält kein Taffet und kein Fiſchbein Stich. Zwar ſagt Herr von Gruithuiſen, die Sache wäre nicht ſo gefährlich, als ſie ausſehe. Nicht blos die Geſchöpfe jener aus der Luft geſtürzten Weltkörper blieben beim Leben, ſondern auch die Erdbewohner ſolcher Strecken, wo jene Weltkörper niederfallen; nur dürften ſie nicht ſo unglücklich oder ſo ungeſchickt ſeyn, gerade in die Verſenkungsſtufen zu gerathen. Herr von Gruithuiſen, wie man ſieht, ſpottet unſerer Angſt. Nicht jeder iſt ein Seiltänzer oder Springer, und welcher Springer iſt flink genug, einer Inſel Ceylon, einem breiten Neuholland mit ſeinen Spitzbuben, oder gar einem plumpen Böhmen mit ſeinen derben Gebirgsknochen auszuweichen? Herr von Gruithuiſen hätte wahrlich beſſer gethan, ſeine traurigen Entdeckungen geheim zu halten. Iſt es nicht ein unverzeihlich grauſamer Scherz, wenn er uns tröſtet: nach einem ſolchen Länder-Regen würde jeder Menſch fortdauern, „ſofern er nicht überhaupt in der Kataſtrophe ſelbſt den

Tod gefunden?“ Ein schöner Trost, wenn mir Einer sagt: Du wirst beim Leben bleiben, wenn du nicht stirbst. Herr von Gruithuisen behauptet ferner: „Nur die reinweißen Menschen sind Ureinwohner der Erde; Alles, was um den Aequator und den Wendekreisen wohnt, ist der Erde fremdartig.“ Welch ein Glück für Herrn von Villele, daß die französischen Gelehrten Dieses nicht wissen. Eben jetzt wird dieser Minister, wegen der Emancipation von Hayti, in der Deputirtenkammer auf's Heftigste bestritten; Alles wird hervorgesucht, diese Maßregel als verderblich darzustellen, aber auf den schlagendsten Einwurf ist Keiner gefallen, darauf nämlich, daß die Haytier keine Menschen, sondern ein Niederschlag aus dem Aether seyen.

Wo kommen die Menschen her? Wo ist ihr Vaterland? Ach die Unglücklichen! Sie haben kein Vaterland, sie haben nur ein Vaterwasser. Die Menschen stammen aus dem Meere, sie und alle Landthiere sind einst Seethiere gewesen, und sind erst nach und nach trocken geworden. Warmes Blut und warme Schmerzen, das ist Alles, was wir gewonnen, nach so vielen vielen Jahrtausenden! Wenn Kinder fragen, wo die Menschen herkommen, sagt man ihnen, sie kämen aus dem Brunnen, oder der Storch bringe sie. Die Kinder sind glücklich, sie reden Wahrheit und hören Lügen; wir Erwachsene aber reden Lügen und hören Wahrheit, die traurige Wahrheit. Gibt es etwas Betrübteres, als die Vorstellung: die Menschheit sey mit Salzwasser statt Ammenmilch gestillt

worden? Zwar möchte es dem Stolze mancher Menſchen ſchmeicheln, nicht von den Bürgersleuten Adam und Eva, ſondern von einem Wallfiſche herzuſtammen: die Familie wird dadurch um viele Jahrtauſende älter, ſie wird edler. Aber guter Gott, welch ein Adel! Eine Auſter zur Wehmutter, einen Stockfiſch zum Stammvater zu haben! Hätte Herr von Gruithuiſen wenigſtens, was er behaupte nicht auch bewieſen, hätte er uns den Troſt des Zweifels gelaſſen. Aber nein, er beweiſt, daß wir einſt Seethiere geweſen, und verſperrt uns jeden Weg, wo wir vor dieſem Gedanken entfliehen könnten. Er ſagt: „Zwei Dinge bleiben hienieden doch merkwürdig.“ Die erſte Merkwürdigkeit des Herrn von Gruithuiſen hienieden übergehe ich, um das Erſtaunen des Leſers auf eine wichtigere Sache zu ſchonen. Die zweite Merkwürdigkeit iſt, mit Herrn von Gruithuiſens eigenen Worten, folgende: „Die Liebe der Menſchen und vieler Thiere zum Meerſalze und zum Waſſer. Die Liebe zum Meerſalze deutet auf das Urmedium, auf die omniſche Urflüſſigkeit der ganzen Thierheit hin. Meerthiere ſind in Landthiere verwandelt worden. Menſchen und Vögel baden ſich gern. Warum iſt der Appetit der Menſchen nach Fiſchen ſo groß?“... Mit dem Salze hat es ſeine Richtigkeit. Der Menſch lag einſt im Salze, darum liebt er das Salz. Daraus läßt ſich auch die Erſcheinung erklären, daß verliebte Köchinnen die Suppe verſalzen. In ſolchen Fällen wird die kindliche Liebe, die den Menſchen zum Salze

hinführt, durch die erotische verstärkt, und die Salzluft muß dadurch größer werden. Zwar werden die Continentalsuppen mit Quellsalz — gesalzen, und man könnte darum denken, die Kinder möchten Recht haben, wenn sie glauben, daß die Menschen aus dem Brunnen kommen. Doch das beweist nichts gegen Herrn von Gruithuisen. Ist Quellsalz etwas Anderes als civilisirtes Meersalz? Was das Baden betrifft, so könnte man zwar glauben, daß die Menschen Bäder gebrauchen, weil sie Hufeland in seiner Makrobiotik empfohlen; doch vergesse man nicht, daß sich die Menschheit schon mehrere Jahrtausende vor Hufeland gebadet. Es bleibt also nichts Anderes übrig, als sich diese Wassersucht zu erklären wie Herr von Gruithuisen gethan: es ist eine Art Heimweh, die Menschen baden sich aus Patriotismus. Der Ansicht des Herrn von Gruithuisen über den großen Fisch-Appetit der Menschen, so geistreich sie auch ist, möchte man doch nicht ohne Bedenklichkeiten beistimmen. Daraus, daß der Mensch gern Fische ißt, möchte man wohl eher das Gegentheil schließen, nämlich daß der Mensch *nicht* aus dem Wasser herstamme, denn kein Thiergeschlecht verzehrt seine eigenen Geschwister. Uebrigens ißt der Mensch nicht blos Fische, er ißt noch gar Mancherlei gern. Der Mensch steckt wie ein Kind Alles in den Mund, und wenn es nicht gar zu hart ist, verzehrt er es. Aus Kronen und Eiern, aus Völkern und Hasen, aus Ländern und Spargeln bereitet sich der Mensch seinen Chylus. Eben so gern, ja oft lieber als Fische, ißt der Mensch Rindfleisch;

dürfte man daraus folgern, daß der Menſch von Ochſen herſtamme? Daraus wenigſtens gewiß nicht. Uebrigens wäre der Appetit nach Fiſchen wirklich ſo groß, wie Herr von Gruithuiſen behauptet? Es gibt viele Menſchen, welche die Fiſche nicht lieben, und ausgezeichnete Naturforſcher haben beobachtet, daß die Neigung zu Fiſchen gar nicht von dieſen ſelbſt, ſondern von der Brühe angeregt werde, mit welcher die Fiſche zubereitet ſind. Auch edarf es der Fiſche gar nicht, um zu beweiſen, daß die Menſchen einſt Fiſche geweſen, Herr von Gruithuiſen hat dieſes ſchon durch andere Gründe hinlänglich dargethan, und wenn er ſagt, „daß die Schöpfung hervorbringt, was möglich iſt, ſehen wir, glaube ich, auf der Erde mehr als hinlänglich“ — wird ihm jeder vernünftige Leſer darin beiſtimmen.

Jetzt kommen wir an den Mond. Es hat etwas lange gedauert, es war aber nöthig, daß wir zuerſt die Erde, unſere Wohnſtätte von innen und außen gründlich kennen lernten, ehe wir uns mit fremden Weltkörpern beſchäftigten. Wie die Erde beſchaffen, das wiſſen wir jetzt, es fragt ſich nun, wie iſt der Mond, wie war er beſchaffen, und was wird noch aus ihm werden? Doch ehe wir aufhorchen, was Herr von Gruithuiſen hierauf antwortet, müſſen wir zuvor die Frage mittheilen, wie er ſie ſtellt. Er fragt nämlich nicht, wie wir es gethan, einfach, naiv und ohne Falſch; ſondern er fragt mit beißender Ironie: dadurch bekömmt die Sache eine ganz andere Wendung, und wir entdecken endlich, daß es dem

Herrn von Gruithuiſen mit ſeiner ganzen Mondgeſchichte nur Scherz geweſen. Er wollte ſich nur über die Naturforſcher luſtig machen. Dieſe nämlich öffnen nicht die Augen, um zu ſehen, wie eine Sache iſt, ſondern ſie beſchließen vorher, wie ſie ſeyn ſoll, und ſehen dann ſo lange an der Sache herum, bis ſie ihnen ſo erſcheint, wie ſie es wünſchen. Die Natur iſt die arme Inquiſitin, gegen welche ſich die Naturforſcher, als die Inquiſitoren, verbotene Suggeſtionen erlauben. Um dieſe Weiſe zu verſpotten, fragt Herr von Gruithuiſen nicht: wie iſt der Mond beſchaffen? — er fragt: wie muß der Mond beſchaffen ſeyn, damit er ſo beſchaffen ſey, wie wir glauben, daß er beſchaffen ſey? Das Geheimniß dieſer herrlichen Ironie ſey aber den Leſern nur im Vertrauen mitgetheilt, ſie dürfen es nicht ausplaudern; man muß keinem ſeinen Spaß verderben, und wir wollen uns ferner anſtellen, als ſey es dem Herrn von Gruithuiſen mit Allem, was er ſagte, völliger Ernſt geweſen. Seine Frage lautet wörtlich, wie folgt. „Was konnten nach den Naturgeſetzen auf dem Monde für Ereigniſſe ſtattgefunden haben, damit ſie mit den Beobachtungsreſultaten neuerer Zeit in einen natürlichen Einklang gebracht werden können?“ Als Antwort auf dieſe Frage erfahren wir viele merkwürdige Dinge; doch wollen wir uns mit den Kleinigkeiten darunter nicht lange aufhalten, und uns mehr und länger mit den Grandioſen beſchäftigen.

Wie man uns oben belehrt hat, iſt die Erde eine aus

verſchiedenen kosmiſchen Stiften gebildete Moſaik, und die Menſchheit ein Lumpengeſindel, das aus dem Abfall ausländiſcher Himmelskörper zuſammengerafft worden. Neuholland, Böhmen und andere Erdtheile ſind aus verſchiedenen Luftgegenden herabgekommen. Ob dieſe Coloniſten herabgefallen ſind oder herabgeſtürzt worden, ob ſie ausgewandert oder ob man ſie verbannt hat, darüber hat ſich Herr von Gruithuiſen nicht geäußert. Es iſt aber auch ziemlich gleichgültig. Man kann es kaum eine Auswanderung oder eine Verbannung nennen, wenn ein Volk wie das böhmiſche, nicht blos mit Haus und Hof, ſondern auch mit dem Boden, worauf Haus und Hof ſtehen, ihre Heimath verlaſſen; ja wie wir ſpäter erfahren werden, nehmen ſolche Auswanderer ſogar die heimathliche Luft mit, ſo daß ſie Nichts verändern als den aſtronomiſchen Platz im Himmelsraume. Durch dieſe Lehre von dem Niederſchlage aus dem Aether wird freilich eine gänzliche Umgeſtaltung der irdiſchen Jurisprudenz nothwendig. Die Satzungen von beweglichen und unbeweglichen Gütern, von Fauſtpfändern und Hypotheken, haben gar keine Bedeutung mehr. Wer wird es ferner wagen, nachdem er geſehen, daß Neuholland ſich bewegen konnte, auf ein leichtes Haus oder Landgut, das ein Lüftchen in den Raum wehen kann, ferner eine Hypothek zu nehmen? Majorate können nicht mehr geſtiftet werden, und das neue Erſtgeburtrecht in Frankreich wird in der Geburt ſterben. Die Lehre von der Beweglichkeit unbeweglicher Güter ſcheint man ſchon früher geahnet

zu haben; denn man findet in der ältern deutschen Geschichte viele Beispiele von verpfändeten Provinzen und Völkerschaften, welches nicht hätte geschehen können, hätte man nicht Land und Volk für Mobilien angesehen. Einige frühere hieher gehörige Bemerkungen des Herrn von Gruithuisen, die wir anzuführen vergessen, wollen wir nachholen. Von Neu-Guinea, diesem Stücke eines fremden auf die Erde gefallenen Weltkörpers, sagt er: „Hier findet man wieder negerartige Menschen, woran die kometarisch ursprünglich erweiterte Brust noch nicht ganz verschwunden ist.“ Wir verstehen nicht recht, was damit hat gesagt werden sollen, doch der Ausdruck kometarische Brust ist so wahr als dichterisch, und auch auf jede weiße Brust anzuwenden. Das Herz des Menschen ist ein Komet, furchtbaren Anblicks, leuchtend und drohend, ungeregelten und nicht zu berechnenden Wandels. Bei Erwähnung Ceylons, dieser „kleinen in die Erde versenkten kosmischen Weltkugel,“ bemerkte Herr von Gruithuisen: dieses Beispiel gibt schon zu erkennen, daß fast der dritte Theil der Organismen, welche mit einem fremden Weltkörper ankommen, sich retten kann vom Untergang, und daß Thiere und Pflanzen noch immer auf ihrem heimischen Boden verbleiben, ja sogar, daß manche ihrer Wohnungen, außer einiger relativ schiefen Stellung, wohl noch brauchbar befunden werden mögen.“ Jetzt erklärt sich das Räthsel von den bekannten schiefen Thürmen zu Bologna. Die Reisebeschreiber haben sich lächerlich darum gestritten, ob der

Baumeister sie vorsätzlich schief gebaut, oder ob sie im Verlauf der Zeiten sich geneigt haben; es ist aber weder das Eine noch das Andere geschehen. Die Bologneser Thürme sind gar nicht von Menschenhänden gebaut worden, sie sind ein Niederschlag aus dem Aether, und haben durch den Fall eine relativ schiefe Stellung erhalten: .... doch wir sind ja vom Monde wieder abgekommen! Man ist freilich zu entschuldigen, wenn man, so zwischen Himmel und Erde schwebend, etwas den Schwindel bekommt, und hinschwankt, wohin man nicht wollte. Doch wollen wir uns jetzt dem Monde fest anklammern, und ihn nicht eher wieder loslassen bis wir ihn rundum genau untersucht haben.

Der Mond ist bewohnt, und zwar wie die Griechen sagen von Meneen, und wie der Deutsche spricht, von Mondbewohnern. Daß der Mond, wenn er bewohnt ist, von Mondbewohnern bewohnt ist, das wird kein billiger Mann dem Herrn von Gruithuisen streitig machen. Eher möchten manche andere seiner Behauptungen Bedenklichkeiten erregen. Der Mond soll entstanden seyn, wie die Erde auch, wie alle große Weltkörper entstanden sind, nämlich durch Zusammensetzung mehrerer kleineren Himmelskörper. „Daß fremde Weltkörper, die in den Mond stürzten, ihn vergrößert haben, zeigen vollkommen zahllose Beispiele.“ Gegen Beispiele läßt sich nichts einwenden, besonders wenn sie zahllos sind. Nach Herrn von Gruithuisen zu urtheilen, hat die Natur kein Genie, sie verfährt bei ihren Bildungen immer auf gleiche Weise.

Leſer, die natürlich ſind, welchen es an Einbildungskraft fehlt, können ſich den Mond und die Erde nicht anſchaulicher machen, als wenn ſie ſie mit einem Spielballe von Tuch vergleichen, der aus Lappen von verſchiedenen Farben bunt zuſammengeſetzt iſt; nur mit dem Unterſchiede: daß, während die Buntheit des Spielballes durch die verſchiedenen Lichtgrade ſeiner Lappen, die Buntheit des Mondballes durch die verſchiedenen Wärmegrade ſeiner Stücke entſteht. Nämlich die kleinern Himmelskörper, die auf die größern herabfallen, bringen nicht blos ihre eigenen Organismen mit, ſondern auch ihren eigenen Wärmegrad, wodurch die Urwärme des Mutterkörpers umgeſtimmt wird. Daher die verſchiedenen Klimaten auf Mond und Erde. Die grauen Ebenen des Mondes, die man ſchon mit freien Augen ſehen kann, haben ihre graue Farbe, von dem von mir erwieſenen — nicht von mir dem Ueberſetzer, ſondern von Herrn von Gruithuiſen erwieſenen — Ueberzuge von Vegetabilien. Herr von Gruithuiſen hätte noch Mehreres von der Mond-Botanik mittheilen ſollen. Die lunariſchen Pflanzen haben viele Merkwürdigkeiten, unter andern das Seltſame, daß ſie keine Staubfäden haben, ſo daß das Pflanzenreich im Monde ein wahres Amazonenreich zu ſeyn ſcheint. Daß die Meneen den „Kummer um Luft“ nicht kennen, darum wollen wir ſie nicht beneiden. Haben ſie einen Kummer weniger, als wir Menſchen, ſo werden ſie dafür wohl einen andern Kummer mehr haben. Es iſt Nichts ganz in dieſer zuſammengeflickten Welt, und

was auch aus dem Aether niederschlage, es ist immer mit Kummer vermischt.

Der bisherige Lebenslauf des Mondes läßt sich mit wenigen Worten erzählen. Der Mond war anfänglich ein Komet, dann ward er ein Planet und endlich ein Satellit der Erde, was er noch ist. Als Komet lebte der Mond im rohen Zustande der Natur, streifte wie ein Wilder durch die weiten Himmelsräume, befahl und gehorchte Keinem, und that, was er wollte. Da kam die Bildung über ihn, er aß vom Baume der Erkenntniß und verdarb sich den Magen; da jammerte er nach Arzt und Krankenwärter, da erbarmte sich seiner die Erde und nahm ihn unter den Schutz ihrer mütterlichen Polizei. Die Zensur leitete seinen Verstand, die Finanzkammer verwaltete sein Vermögen, und die Justiz züchtigte gut gemeint den Fehlenden. Der Lauf des Mondes gleicht dem der Menschheit, und er hat gar nicht Ursache sich zu beklagen. Aber Herr von Gruithuisen, Rousseau's grämlicher Lebensansicht huldigend, behauptet, den Mond habe seine Bildung unglücklich gemacht. Er sagt: „die Meneen hatten es, als sie Bürger des freien Kometen waren, besser, als nachdem der Mond Satellit der Erde geworden. Er leuchtete nicht mehr durch eigenes Licht, er verlor die innere Wärme, ja Sonne und Erde beraubten ihn des größten Theiles seines Wassers. Die Meneen mußten auf Mittel bedacht seyn, sich vor dem großen Wechsel der Hitze und Kälte zu sichern.“ So ungern ich auch den Angeber mache,

kann ich es doch nicht verschweigen, daß ich in diesen Sätzen Demagogie, ja wahrhaft revolutionäre Gesinnungen erkenne. Zu sagen, daß es die Meneen als Bürger des freien Kometen besser gehabt, als unter dem sanften Scepter der Erde — heißt das nicht offenbar, die Insurrektion der Amerikaner und der Griechen billigen? Daß der Mond nicht mehr durch eigenes Licht leuchtet, ist denn das so sehr zu bejammern? Wenn jeder Mensch auf der Welt durch sein eigenes Licht leuchten wollte, das gäbe eine schöne Illumination! Wenn Sonne und Erde, um sich für die Erziehungs- und Regierungskosten zu entschädigen, die ihnen der Mond verursacht, einen Wasserzoll von ihm nehmen, nennt das Herr von Gruithuisen berauben. Nur ein Liberaler kann so sprechen. Das heißt nicht berauben, das heißt besteuern. Auch die Menschen müssen Abgaben entrichten, so gut wie die Meneen. Zwar wird auf der Erde das Wasser nicht besteuert, ausgenommen das Mannheimer und das Kölnische, aber der Wein wird besteuert, das Obst, das Getraide, Häuser, Felder, Wagen, Pferde, Hunde, Gedanken, das Reisen, das Nichtreisen, Kaufen, Verkaufen, das Heirathen, der Junggesellenstand, die Geburt, das Sterben, Leben und Tod, das Herz, die Arbeit, das Faullenzen, der Schlaf, die Luft, Tag und Nacht, Winter und Sommer, und noch viele tausend andere Dinge; doch noch keinem vernünftigen Manne ist je in den Sinn gekommen, dieses berauben zu nennen. Herr von Gruithuisen selbst bemerkt, daß die

Meneen, weil ihnen die Wärme entzogen, hätten darauf bedacht seyn müssen, sich künftig gegen die Kälte zu schützen; er verkennt also die heilsamen Wirkungen der Abgaben nicht, er weiß, daß sie den Gewerbfleiß befördern; er weiß, daß das Steuersystem eine Hunger-Kur ist, die alle Organe des Menschen zu größerer Thätigkeit antreibt — er weiß dieses Alles, und dennoch klagt er! Wenn sogar die Astronomen anfangen, die Preßfreiheit zu mißbrauchen, dann ist es wahrlich hohe Zeit, dem Uebel Einhalt zu thun und auch den Himmel zu zensiren.

Wie haben es die Meneen angefangen, um sich gegen den großen Wechsel von Kälte und Wärme, den das Büdget der Erde über den Mond gebracht, zu schützen? „Sie wurden Troglodyten, und dieses scheinen sie nach allen den Dutzenden von Merkmalen und Spuren, die ich davon auf der Mondoberfläche entdeckt habe, noch heutiges Tages zu seyn.“ Die Leser werden mit Wohlgefallen bemerken, daß sich Herr von Gruithuisen, bei Aufzählung seiner Merkmale und Spuren, des altehrwürdigen Duodezimal- und nicht des revolutionären Decimalsystems bedient. In der That, Natur und Kunst, die 12 Himmelszeichen, die 12 Monate, die 12 Söhne Jakobs, die 12 Apostel, die 12 Pairs Karls des Großen, die 12 Spielhäuser in Paris und die 12 Bände des Conversationslexicons, empfehlen das Dutzendwesen hinlänglich. Schröter hatte im Monde eine Stadt gesehen. Herr von Gruithuisen will dieses nicht

absprechen, doch hat er seine Gründe zu glauben, daß „von diesen Gebäuden nur die troglodytisch bewohnbaren noch ihre Meneen beherbergen, und die andern zur heißen Tageszeit von Reisenden benutzt werden, um Schatten und Ruhe darin zu finden.“ Bei Gelegenheit der Reisen der Meneen hätte man gern erfahren, wie es auf dem Monde mit den Pässen gehalten wird. Zwar ist gar kein Zweifel, daß die Meneen zu ihren Reisen Pässe brauchen — dieses ist ein Urgesetz der Natur und gehört zum Aggregationssystem — die Frage ist nur, ob den Meneen die Pässe der Mondsbehörden hinreichen, oder ob sie, da der Mond ein Satellit der Erde ist, von der irdischen Ober-Regierung die Pässe fordern müssen? Freilich hat man auf der Erde von solchen Pässen nach dem Monde nie Etwas gehört, doch kann es immer seyn, daß dieses zum Wirkungskreise der geheimen Polizei gehörte. Auch hat Herr von Gruithuisen Sommer-Gebäude im Monde gesehen; auch hat er dreizehn Gebäude gezählt, die nicht größer sind „als die gewöhnlichen Söldnerhütten auf der Erde;“ auch hat er den Schatten von Gassen gesehen. Ueberhaupt unterschied Herr von Gruithuisen drei verschiedene Baustyle im Monde; doch da wir nicht blos für Architekten schreiben, sondern für gebildete Stände überhaupt, so wollen wir dieses nicht ausführlicher abhandeln. Endlich entdeckte Herr von Gruithuisen Ruinen der Ureinwohner des Mondes. Die Ruinen habe ich auch gesehen; doch daß sie von den Ureinwohnern des

Mondes herrührten, widerſpricht meinen Beobachtungen. Dieſe Ruinen ſind künſtliche Ruinen, wie wir ſie in unſern engliſchen Gärten haben.

Sind die Meneen Menſchen? fragt Herr von Gruithuiſen. Hat gut fragen, wer die Antwort ſchon in der Taſche trägt. Wir möchten den Frager fragen: was iſt der Menſch? Doch hören wir ihn, vielleicht antwortet er hierauf auch. Alſo, Frage: ſind die Meneen Menſchen? Antwort: „Mit Gewißheit wird man hier weder ein Ja noch ein Nein antworten können. Nur einige Gründe, die uns die Beobachtungen an die Hand geben, ſtimmen für das Ja. Sie führen zu einer Contrarietät der Vierhändigkeit und Vierfüßigkeit, die nur durch die Setzung eines Mittels zwiſchen beiden, nämlich die Zweihändigkeit und Zweifüßigkeit zu löſen iſt.“ Lieber Leſer, jetzt müſſen wir uns zuſammennehmen, um dem Herrn von Gruithuiſen nachzukommen; er iſt ſehr raſch. Wir können wie der Mohr in Fiesko ſagen: unſere Füße haben alle Hände voll zu thun. Herr von Gruithuiſen behauptet, weil die Meneen weder vier Hände noch vier Füße hätten, müßten ſie Menſchen ſeyn. Aber beſteht denn das Weſen nichtmenſchlicher Geſchöpfe in der Vierhändigkeit oder Vierfüßigkeit? Vierhändige Thiere gibt es gar nicht auf der Erde, das garſtige Thier mit zwei Rücken im Othello ausgenommen; und auf der andern Seite gibt es ſehr viele Thiere, die keine vier Füße haben und doch keine Menſchen ſind: wie die Vögel, die Fiſche, die

Insekten und andere, die man in Raff's Naturgeschichte findet. Und wenn die Meneen weder vierhändig noch vierfüßig sind, müssen sie darum zwei Hände und zwei Füße haben? Man könnte eben so gut den Schluß machen: dieser Mann ist weder eine Million reich, noch ist er ein Bettler; also ist er eine halbe Million reich. Aber mit nichten! Er kann tausend Gulden im Vermögen haben, zweitausend Gulden, zehntausend Gulden, hunderttausend Gulden; zwischen einer Million und einer halben Million liegen 999998 Fälle, die Kreuzerfälle ungerechnet. So brauchen auch die Meneen, weil sie nicht vier Hände und vier Füße haben, darum doch nicht zweihändig und zweifüßig zu seyn. Sie können eine Hand und drei Füße haben, oder einen Fuß und drei Hände, oder fünfzig Hände und gar keine Füße, oder tausend Füße und gar keine Hände. Und woraus schließt Herr von Gruithuisen, daß die Meneen weder vier Füße noch vier Hände haben? Man höre. „Gegen die Annahme, daß die verständigen Wesen auf dem Monde Vierfüßer seyn, stehen die regelmäßigen Gebäude auf der Mondoberfläche im vollkommenen Widerspruch, da deren Erbauung ohne geometrische Kenntniß gar nicht möglich ist.“ Aber liegt denn die Kenntniß in den Händen? In den Händen liegt nur die Kunstfertigkeit, und nicht in diesen allein. Der Biber baut seine unterirdische Wohnung, der Vogel sein Nest, die Biene ihre Zelle, ohne Geometrie und ohne Hände. Ja die Natur selbst, welche die vollendetsten Kunstwerke bildet,

hat auch keine Hände. Ferner: „Gegen die Vierhändigkeit streitet die auf dem Monde sichtbare, 60 bis 70 geographische Meilen lange Straße und der erst neulich von mir entdeckte 30 Meilen lange äußerst reguläre Wall, der auf Wandergewölbe unterm Boden rathen läßt.“ Auch die Gültigkeit dieses Beweises können wir nicht anerkennen. Zwar hat es mit den Mond-Chausseen seine vollkommene Richtigkeit, ja man kann sogar mit guten Fernröhren die Inschriften auf den Meilenzeigern lesen; aber daraus auf die Füße der Meneen zu schließen, ist sehr übereilt. Vielleicht kriechen die Meneen auf ihren vier Händen, vielleicht benutzen sie die Landstraßen blos zum Fahren und Reiten, vielleicht werden die Chausseen gar nicht von verständigen Wesen befahren, sondern blos von unvernünftigen Dampfwagen. Die Wandergewölbe beweisen eben so wenig. Vielleicht sind es keine Wandergewölbe, sondern Kriechgewölbe, vielleicht dienen sie weder zum Gehen, noch zum Kriechen, sondern zu Wasserleitungen oder Kloaken; kurz — über die Hände und Füße der Meneen läßt sich durchaus Nichts mit Bestimmtheit sagen.

Doch ganz anders verhält es sich mit dem Kopfe; den haben die Meneen und zwar von der vorzüglichsten Qualität. Herr von Gruithuisen meint: „unser Stolz ließe es nicht zu, die Meneen in der Verstandskultur höher zu setzen, als wir stehen, und doch könnte man manche Dinge deuten, daß so etwas zu vermuthen stünde.“ Ich weiß in der That

nicht, wie die andern Menschen in diesem Punkte denken; aber was mich betrifft, ich bin gar nicht stolz; die Meneen geniren mich nicht im Mindesten, und ich räume ihnen überall den ersten Platz ein, mich gern mit dem zweiten begnügend. Doch woran und woraus erkennt man, daß die Meneen zu den gebildeten Ständen gehören? „Ich will hierüber — sagt Herr von Gruithuisen — nur Andeutungen zu Consequenzen geben, die auf die Vermuthungen führen müssen, die Meneen stünden auf einer hohen Stufe von Kultur, sowohl der Kunst, als der Wissenschaft.“ Es ist ganz unerklärlich, warum Herr von Gruithuisen hier, gerade hier, wo er die stärksten Beweise hat und gibt, sich so behutsam ausdrückt, warum er, statt zu sagen: so ist es, nur von Andeutungen zu Consequenzen spricht, die zu Vermuthungen führen? Doch lassen wir das gut seyn, und halten wir uns bereit, uns von den Andeutungen zu den Consequenzen, und von den Consequenzen zu den Vermuthungen führen zu lassen. Haben wir einmal die Vermuthungen erreicht, bleibt es uns unverwehrt, die Vermuthungen in Ueberzeugungen zu verwandeln.

„Im Jahre 1796 entdeckte Schröter in einer gewissen Provinz des Mondes ein aus hellen, vollkommen geraden Streifen bestehendes Gebilde, welches einem Kometenschweif ähnlich ist. Da Schröter vor 1788 dieses Gebilde nicht wahrgenommen, so muß es erst um jene Zeit zwischen den Jahren 1788—96 entstanden seyn. Solche regelmäßige

20 Meilen lange Streifen kann die Natur nicht ziehen, sie müssen ein Werk der Kunst seyn. Was konnte der Zweck der Meneen bei Anlegung eines solchen ungeheuren Kunstwerks seyn? Es lassen sich hier nur zweierlei Zwecke denken, welche auf gleiche Weise auf einen hohen Grad von Verstandskultur schließen lassen. Entweder die Meneen haben mit uns eine Zeichensprache anbinden oder sie haben die Zusammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darstellen wollen. Sie haben es darauf abgesehen, uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung der planetarischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben. Wäre dieses, so müssen die Meneen gar kleine Begriffe von der Agilität unserer Verstandeskräfte haben, wenn sie wüßten, daß wir Erdenbewohner erst im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, in allem Ernste an die Aggregationstheorie zu denken. Kaum wird ein Physiker einen weitern natürlichen Erklärungsgrund jenes kometenschweifähnlichen Gebilds auffinden, der nicht matt, unpassend, ungereimt oder wohl gar lächerlich ist."

„Wenn nun auch dieses wahrscheinliche Kunstgebilde der Meneen nicht absolut darauf hindeutet, daß dieselben die Größe ihrer körperlichen Kräfte und die Ausdauer ihres Fleißes uns zur Bewunderung und Nachahmung haben darstellen wollen, so hat es dennoch sehr viel für sich: gleichwie dieselben Gedanken entstehen müssen, wenn

man aufmerksam die Erscheinung zerlegt, die Eisenhard am 25. Juli 1774 um Mitternacht im Mare Crisium bis Tagesanbruch beobachtet hat, da, wie mir scheint, die Mondbewohner die dortige von ihnen ohne Zweifel schon voraus berechnete Pracht eines nördlichtähnlichen Phänomens auch mit einer vierfachen künstlichen Beleuchtung verbunden haben. Oder hat sich damals ein Kaiser oder ein König im Mond krönen lassen oder vermählt? Die Illumination im Mare Crisium geschah auch wie bei uns nach Untergang der Sonne."

Es ist sehr zu loben, daß Herr von Gruithuisen als ein ehrlicher Mann überall seine Meinung frei herausſagt: aber die Freiheit, die er sich selbst nimmt, sollte er auch Andern verstatten. Es ist daher gar nicht zu loben, wenn, indem er die Illuminationen im Monde naturphilosophisch erklärt, er jede andere, von der seinigen verschiedene, Erklärungsart zum Voraus verdammt und sie matt, unpassend, ungereimt und lächerlich nennt. Die Unschuld muß viel leiden in diesem Jammerthale! Aber der Gerechte zittert nicht, und ich werde daher ohne Scheu von den Beleuchtungen der Meneen eine neue Erklärung geben, die, wie ich mir schmeichle, alle billigen Kenner befriedigen wird. Die Sätze des Herrn von Gruithuisen umzustoßen, scheint mir ein Leichtes, da sie durchaus keine Haltbarkeit haben. Zuerst wird behauptet: die zwanzig Meilen langen lichten Streifen, die Schröter im Monde entdeckt, wären von den Meneen gebildet worden.

um eine Zeichensprache mit uns anzubinden. In den betrübten, taubstummen Verhältnissen, worin Meneen und Menschen gegen einander stehen, bliebe ihnen freilich nichts Anderes übrig, als sich durch Zeichen verständlich zu machen, so oft sie sich mit einander unterhalten wollten; aber wie kann dies geschehen, wenn sie nicht zuvor wegen der Bedeutung der Zeichen übereingekommen? Zwanzig Meilen lange lichte Streifen sind Nichts als zwanzig Meilen lange Gedankenstriche, wobei Jeder sich denken kann, was er will. Oder es sind Notenlinien, mit Feuerdinte gezogen; aber wo sind die Noten, wo ist die Melodie, wo der Text? Es ist also Nichts, gar Nichts mit dieser Zeichensprache! Noch weniger Grund hat die Erklärungsart, die Meneen hätten illuminirt, um die Zusammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darzustellen. Wenn ein Komet mit einem Planeten zusammentrifft, so mag dieses einen gräulichen Lärm verursachen, und solche Schrecken zu versinnlichen, wären akustische Zeichen, Pauken und Posaunen, Kanonendonner, Jammergeschrei viel geeigneter, als lange, helle, vollkommen gerade Streifen, die keine andere Vorstellung, als die von Ruhe und Ordnung erwecken können. Und wie kann man sich gar denken, daß die Meneen mit so großem Kostenaufwande einen zwanzig Meilen langen Weg illuminirt haben sollten, blos um uns zu zeigen, daß sie von der Ausbildung der planetischen Weltkörper durch Aggregation die rechte Ansicht haben? Wie kann den Meneen so viel daran

gelegen seyn, was wir von ihren astronomischen Kenntnissen halten. Aber Herr von Gruithuisen meint, sie hätten sich über die Agilität unserer Verstandeskräfte lustig machen wollen. Wie! Sind wir berechtigt, die guten Meneen für Prahler und Spötter zu halten? Und wären sie es, ja, fänden sie keinen bessern und reichern Stoff für ihre Satyre? Ist es denn unsere größte Dummheit, daß wir erst im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, an die Aggregationstheorie zu denken?

Eben so unzulässig als obige Erklärung der zwanzig Meilen langen Illumination ist die Weise, wie eine andere ähnliche Erscheinung, die Eisenhard im Jahre 1774 beobachtete, gedeutet wird. Damals sollen die Meneen ein prächtiges Nordlicht mit einer vierfachen Illumination verbunden haben! Wahrlich, wäre dies geschehen, dann hätten die Meneen, die doch Herr von Gruithuisen so hoch stellt, sehr wenig ästetisches Gefühl, dann müßten sie sich auf optische Vergnügungen sehr schlecht verstehen. Ein Nordlicht durch eine Illumination verherrlichen wollen, wäre eben so lächerlich, als wenn wir den Sonnenaufgang mit einem Feuerwerke begleiteten. Auf diese Weise hatte sich einst Raynal abgeschmackt gezeigt, als er, das Andenken Wilhelm Tells zu ehren, in einem engen von Riesenalpen umschlossenen Schweizerthale einen lächerlichen Zahnstocher von Granit, Obelisk genannt, aufrichten ließ. Die andere Erklärung der Eisenhard'schen Beobachtung, daß nämlich jene Illumination

zur Krönungsfeier eines Kaisers oder Königs veranstaltet worden wäre, hätte zwar in sich nichts Verwerfliches, doch hat sie den Fehler, daß sie mit einer eigenen Erklärung, mit welcher ich jetzt hervortreten will, im geraden Widerspruche steht, — und das ist ein Hauptfehler. Die Illumination im Jahre 1774 geschah zur Feier der amerikanischen Revolution. In diesem Jahre föderirten sich die dreizehn Provinzen Amerika's und fielen von England ab. Zwar geschah dies erst am 5. September und die Illumination fand schon am 25. Juli statt; aber für die klugen Meneen war es eine Kleinigkeit, dieses merkwürdige Ereigniß einige Wochen vorherzusehen. Die andere Illumination, die Schröder von 1788 an bemerkte, war zur Feier der französischen Revolution veranstaltet. Sie begann gleich nach der Zusammenberufung der Generalstaaten und dauerte ununterbrochen bis 1796. Diese meine Auslegung lobt sich selbst und ich habe nicht nöthig, viele Worte zu ihrer Empfehlung zu verwenden.

Was die Religion der Meneen betrifft, so war Herr von Grutthuisen früher der Meinung gewesen, daß die Meneen dem Sterndienste ergeben wären, und er hatte jenes obenbesprochene kometenschweifartige Gebilde damit in Bezug gesetzt. Er ist aber nachher, aus guten Gründen, von dieser Meinung wieder abgekommen. Herr von Grutthuisen sagt, mit lobenswerther Bedächtigkeit: „Ueberhaupt würde die Ausmittelung der den Meneen eigenthümlichen Religionsform mit einiger Gewißheit vorerst schon darum ganz

unmöglich seyn, weil wir nicht wissen, ob es nicht bei ihnen eine eben so auffallende Verschiedenheit von Völkern gibt, wie auf der Erde, bei welchen man doch meist völlig von einander abweichende Religionsformen antrifft, die vielleicht deren Urväter aus dem Universum mit auf die Erde herabgebracht haben." Herr von Gruithuisen glaubt also, die Religionen wären auch ein Niederschlag aus dem Aether, sie wären zugleich mit den Priestern, die sie lehren, aus verschiedenen Himmelskörpern auf die Erde herabgefallen! Aus welchem närrischen Sterne mag wohl Fitzliputzli, ein Gott der Südsee-Insulaner, herabgepurzelt seyn? Doch dieses zu untersuchen ist jetzt nicht Zeit: es warten unserer noch einige sehr wichtige Kapitel.

„Sind die Meneen im Stande, dereinst Erdbewohner zu werden?" — fragt Herr von Gruithuisen, und er antwortet: „Ja. Da wir sie mit den Menschen vergleichen, müssen wir annehmen, daß die Lunge der Meneen gleich der der Menschen organisirt sey. Hätten sie aber auch einen eigenen Lungenbau, könnten sie immerhin mit einer sonst starken Körperkonstitution auf der Erde fortleben." Frage und Antwort sind gleich überraschend. Nachdem Herr von Gruithuisen die Meneen hoch über die Menschen gestellt, und das mit allem Rechte, denn sie veranstalten Illuminationen, die zwanzig Meilen weit gehen, sie haben die Aggregationstheorie gekannt, als wir noch keine Ahnung davon

hatten, und sie sind, was „ausgemacht“ ist, „größer als wir, vielleicht wahre Riesen“ — nach dem Allen bereitet er ihnen keine schönere Zukunft, als daß sie auf unsere jämmerliche Erde, die doch wahrlich kein Pritaneum des Verdienstes ist, herabkommen werden! So wird die Tugend belohnt, so werden Künste und Wissenschaften aufgemuntert, so wird es den Meneen gedankt, daß sie die Aggregationstheorie entdeckt. Doch genug davon; jedem Manne von Gefühl muß das Herz bluten über solche Ungerechtigkeiten. Auf welche Art nun können die Meneen Erdbewohner werden? Auf eine sehr einfache Art: Der Mond bringt sie herab. „Bis sich der Mondkörper in die Erde versenkt, können 25 bis 30,000 Jahre vergehen;“ sagt Herr von Gruithuisen, und dann spricht er wie folgt: „Es haben die Meneen auf verschiedene Mittel bedacht seyn müssen, um zu schützenden Wohnungen zu kommen, als der Komet zum Planeten, und der Planet zum Monde geworden war, und sich allmählig die kometarische Bodenwärme verloren hatte. Was werden die Meneen wohl noch Alles erfinden müssen, um die 25,000 Jahre auf einem immer kälter und wasserleerer werdenden Weltkörper in derselben Gemächlichkeit fortleben zu können!.... Wenn der Mond sich nun in die Erde versenkt, wird er einen etwas kleinern Platz einnehmen, als der Komet Neuhollands einnimmt. Der Ort, wo er sich an seinem Aequator versenkt, wird auf den Aequator der Erde oder nicht weit von ihm

treffen. Alle organiſche Weſen vom Monde und von der Erde werden abgeſpült, und was ſich nicht abſpülen läßt, geräth in die Einſenkungsfugen und wird zermalmt. Was ſich aus der Kataſtrophe rettet, lebt fort, wenn es eine kräftige Natur hat, und was den Tod leidet, wird zur ewigen Urkunde dieſer Begebenheit in den Flötz- und aufgeſchwemmten Gebirgsformationen deponirt, die ſich dortherum neu bilden." Daß der Mond einſt zur Erde herabkommen wird, hat Oſſian ſchon vor fünfzehnhundert Jahren behauptet. In einem ſeiner Geſänge ſagt er: „... auch du wirſt fallen in irgend einer Nacht, und deinen blauen Pfad am Himmel verlaſſen! Dann heben die Sterne ihre Häupter empor — ſie, die jetzt noch deine Gegenwart beſchämt, ſie werden frohlocken!" Ob aber die Menſchen frohlocken werden, iſt ſehr zu bezweifeln. Was mich betrifft, ſo bin ich ruhig; ich habe eine ſchwächliche Konſtitution, und fürchte nicht das ſchreckliche Ereigniß zu erleben. Aber die ſtarken und geſunden Leſer des Herrn von Gruithuiſen bedaure ich von ganzem Herzen. Welches Schickſal ſteht ihnen bevor, wenn der Mond kömmt? Entweder ſie dauern fort, weil ſie eine kräftige Natur haben, und dann werden ſie von den Meneen, die ausgemachte Rieſen ſind, wie Kinder mit Geringſchätzung behandelt werden, oder ſie gehen auf die eine oder die andere Art jämmerlich zu Grunde. Sie werden abgeſpült, oder ſie gerathen in die Verſenkungsfugen und werden zermalmt, oder ſie werden in die ſtaubigen Archive der

Flötzgebirge als Actenstücke niedergelegt, oder müssen, als Wachssiegel in dunkeln Kapseln, zur Beglaubigung der Vergangenheit dienen — gewiß das traurigste diplomatische Loos, das sich nur denken läßt! Doch Herr von Gruithuisen malt den Mondfall anders und schöner aus. Hören wir, was er in dem Kapitel: „Was werden die Seen und Meneen bei dieser Katastrophe thun und leiden?“ weiter erzählt.

Die Fluthen werden größer, die Ebben kleiner, die Mondsmonate kürzer, die Meeresströmungen heftiger, das Meer steigt. Das rothe Meer bricht periodisch in das Mittelländische, das Mexicanische zum großen Ocean für immer durch. (Die Amerikaner müssen wohl von dem bevorstehenden Mondsfalle noch Nichts wissen, denn wie man gehört, haben sie den Plan gefaßt, die Meerenge von Panama mit großer Mühe und vielen Kosten zu durchstechen.) Die Molucken und Sundainseln werden immer mehr zerfressen, und die meisten, zwischen den Tropen gelegenen Inseln des stillen, indischen und atlantischen Meeres unter Wasser gesetzt. Man wird sich von den Inseln auf die Continente, von den Niederungen in die höheren Gegenden flüchten.... Nun wird man anfangen zu berechnen, wie lange noch bis zu der Zeit hin ist, wo sich der Mond in die Erde senkt; man wird dagegen wieder ausrechnen, daß diese Begebenheit nicht möglich sey, während die Aequatorsbewohner sich allmählig immer näher gegen die gemäßigten

Zonen flüchten müſſen; und ſo wird es fortgehen, bis die Inſeln und niedrigen Tropenländer menſchenleer ſeyn werden. Auch das Innere der Erde wird unruhig werden; Erdbeben, Vulkane, Völkerwanderungen nach Norden, Kriege, ſpäter auch Auswanderungen aus den gemäßigten Zonen nach den nördlichen, aber minder kriegeriſch, weil nur die klügern fortgehen und die minder klugen bleiben werden... Nun wird man mit gewöhnlichen Taſchenfernröhren ſchon die Kunſtwerke der Meneen eben ſo ſehen und bewundern, wie ich ſie mit ſtarken Achromaten ſah und bewunderte, aber man wird ſie leer finden (die Kunſtwerke?) denn die Meneen ſind allmählig aus Mangel an Waſſer, und aus dem Beſitze der Kunde von dem, was da kommen ſoll, auf die von uns abgekehrte Seite des Mondes gewandert, und haben die Mitte deſſelben eingenommen.... Endlich erwartet man mit bangem Herzen die Kataſtrophe der Berührung der großen Weltkörper und das Einſinken des kleinern in den größern, und ſieht ſich auf große Erdbeben vor, die auch nicht ausbleiben können; das Meer kommt und geht. Sobald die Unruhen und Oscillationen der Gewäſſer alle vorüber ſind, wird man eine ganz andere Geographie haben. (Die Verleger der geographiſchen Handbücher und Landcharten werden wohl thun, ihre Auflagen nicht zu ſtark zu machen. Gleditſch Erben in Leipzig werden die Vorſicht ihrer Ahnen nicht genug loben können, daß ſie ſich mit der Encyclopädie nicht übereilt; es

wird nur nöthig werden, dieſe bis zum Buchſtaben L umzuarbeiten.)

Große Erſchütterungen haben die Meneen der Kataſtrophe ertragen; Stürme, Gewitter. Die neue, dichte, feuchte, ſtets warme Luft, kurz der ganze Epochenwechſel, rafft tauſende der Meneen durch Seuchen hin, bis endlich eine der Erde mehr anpaſſende Generation der Gemeneen entſteht.... Mittlerweile bekommen die Gemeneen Beſuch von den Geen (das wäre gegen alle Etiquette; die Schicklichkeit erfordert, daß die Gemeneen den Geen die erſte Viſite machen.) Austauſch der Geſchichte, Begriffe, Naturalien und Kunſtwerke. Neue goldene Zeit. Die Erde dreht ſich geſchwinder. (Wie wird der Offenbacher Staatsmann jammern — er, der neulich in einer ſehr geiſtreichen Abhandlung gezeigt, daß das Kopernikaniſche Syſtem alle die heilloſen Revolutionen unſerer Zeit herbeigeführt; denn, bemerkte er ſehr richtig, da die Erde ſich bewege, wäre es den Geſchöpfen auf ihr nicht zu verargen, wenn ſie dem gegebenen Beiſpiele folgten und keine Ruhe hätten — wie wird er jammern, wenn er erfährt, daß die Erde ſich einſt noch ſchneller drehen und, was noch ſtabil geblieben, völlig über den Haufen werfen wird!) Die Witterung wird regelmäßiger, die Atmoſphäre der Erde dichter und darum wärmer; mit einem Worte, es wird eine neue Erde ſeyn. Selbſt die Natur der Geen wird veredelt werden in ihrer Organiſation; ob auch ihre Moralität und Sitten, das überlaſſe ich jedem Andern zur Unterſuchung...

„Solche Ergebnisse konnten nur durch philosophische Reflexionen gewonnen werden. Sie waren bestimmt, der Erfahrung vorauszueilen; aber ob sie das thaten, wird die Nachwelt durch Stimmenmehrheit oder durch Ueberzeugung richten.“

Das Programm der Feierlichkeiten bei der bevorstehenden Ankunft des Mondes, das uns hier gegeben wird, ist umständlich genug, und befriedigt jede billige Neugierde. Vielleicht hätte Mancher noch Manches gern erfahren, wovon das Programm schweigt; aber das müßte ein sehr ungelehriger Schüler seyn, der nicht in der Prophetenschule des Herrn von Gruithuisen gelernt, die Zukunft vorauszusehen und sie sich selbst zu deuten.

XXX.

Brief an einen ſiebenjährigen Deutſchen in Neapel.

(1823.)

Lieber Herr! Sie ſelbſt werden es ſehr gut verſtehen, warum ich Sie einen ſiebenjährigen Deutſchen in Neapel nenne: weil Sie nämlich ſieben Jahre dort wohnen. Aber wegen der übrigen Leſer mußte ich dieſes erklären. Ich habe mir, um die erforderliche Kürze der Ueberſchrift zu erhalten, dieſe Sprachfreiheit nehmen müſſen; denn hätte ich darauf warten wollen, bis man mir die Freiheit octroirt, hätte ich lange warten können. Ehe ich von meinen Angelegenheiten ſpreche, muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß ich Ihnen keine Geheimniſſe zu ſchreiben und daher nicht Gelegenheit habe, die ſchöne Entdeckung zu benutzen, die ich vor Kurzem gemacht. Ich habe nämlich ein Mittel gefunden, Briefe gegen vorzeitiges Eröffnen zu ſichern; es beſteht darin, die Briefe drucken zu laſſen und gar nicht zu verſiegeln. Vielleicht wundern Sie ſich, lieber Herr, daß ich jenes Briefeöffnen nur vorzeitig nannte und nicht abſcheulich, wie andere Publiciſten thun. Ich weiche aber hierin von der gewöhnlichen

Anſicht ab. Meiner Meinung nach liegt jenen amtlichen Vorleſungen mehr eine mediciniſche Polizei, als irgend eine andere zum Grunde. Man hat Beiſpiele genug, daß Menſchen gleich nach Empfang eines Briefes krank geworden oder gar geſtorben ſind. Oberflächliche Aerzte haben dann behauptet, der Inhalt des Schreibens und die dadurch bewirkte Gemüthsbewegung hätten das gethan. Es rührte aber blos von der verdorbenen Luft her, die ſich in lang verſchloſſenen Briefen nothwendig erzeugen mußte, und welche die Empfänger ohne Vorſicht eingeathmet hatten. Um dieſe Gefahr zu entfernen, öffnet eine gute mediciniſche Polizei die Briefe auf verſchiedenen Poſtſtationen und erneuert die darin enthaltene Luft? Sieht das einer Abſcheulichkeit ähnlich?

Jetzt zu meinem Anliegen, und zwar zu deſſen erſtem Theile. Ich habe im literariſchen Converſationsblatte mit vielem Vergnügen einen Bericht geleſen, den Sie über den letzten Ausbruch des Veſuvs eingeſchickt. Der Ausbruch fand am 22. Oktober v. J. Statt, und die Lebhaftigkeit Ihrer Schilderung läßt ſchließen, daß Sie den empfangenen Eindruck ſogleich zu Papier, und daß die italieniſche Poſt das Papier ſogleich nach Leipzig gebracht. Aber erſt am 23. April d. J. ſtand Ihr Bericht abgedruckt; alſo ganze ſechs Monate ſpäter. Die Lava, ſo langſam ſie auch ſchleicht, hätte ſie ihren Lauf nach Leipzig genommen, wäre dort früher erſchienen als Ihre Warnung. Ich bitte Sie, ſich mir anzuſchließen, damit wir gemeinſchaftlich darüber nachdenken, wie

die beſchwerliche und langſame Verdauung der deutſchen Buchdruckereien zu heilen ſey. Sollte ſie von Ueberladung herrühren? Aber in Frankreich wird nicht weniger geſchrieben und gedruckt, und dennoch erſcheinen die Bücher ſo ſchnell. Von den Ueberſetzungen der Scottiſchen Romane werden in Paris ſämmtliche Bände an einem Tage ausgegeben; in Deutſchland erſcheinen ſie aber in großen Zwiſchenräumen, ſo daß ich von vier Scottiſchen Romanen nur die erſten Theile geleſen, weil, als die folgenden erſchienen, ich das Geleſene wieder vergeſſen hatte und es mir verdrüßlich war, um den Zuſammenhang der Geſchichte zu gewinnen, eine gemachte Lectüre noch einmal vorzunehmen. Gute Werke werden im Leipziger Meßkatalog dreimal aufgeboten, aber nicht wie Leute, die ſich verehelichen wollen, von Woche zu Woche, ſondern von Halbjahr zu Halbjahr. Aus Ihrer Darſtellung, wertheſter Herr, ſieht man, daß Sie ein geübter Schriftſteller ſind, und es Ihnen alſo weniger Freude als Ihren Leſern macht, ſich gedruckt zu ſehen. Wenn dieſes aber nicht wäre, wenn Sie ein anfangender Schriftſteller wären — in Neapel ſind Sie ohnedies, wo die Sonne alle Neigungen und Leidenſchaften ſchneller treibt und heißer ausbrütet — würden Sie nicht geſtorben ſeyn vor Ungeduld, ehe Sie Ihren Bericht im literariſchen Converſationsblatte geſehen? Zu den ſechs Monaten, die der Druck erforderte, müſſen Sie auch noch drei andere rechnen, die der Fuhrmann gebraucht hätte, Ihnen das Blatt nach Neapel

zu fahren. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Oktober 1813 zu Fuß von Heidelberg nach Frankfurt gegangen; auf dem Wege schloß ich mich einem Fuhrmanne an, denn das Leben der deutschen Fuhrleute war mir immer sehr poetisch erschienen, und ich wollte dieses Desert meiner akademischen Freiheit auch noch verzehren, ehe ich an die saure Arbeit ginge. Aber so sehr ich auch meinen Gang mäßigte, vermochte ich doch nicht, mit den Gäulen gleichen Schritt zu halten, und ich mußte nach jeder Viertelstunde wieder umkehren, so daß ich den Weg gleich einem Pudel drei- bis viermal machte. Auf dem Wagen bemerkte ich einen Ballen Bücher, der nach Leipzig adressirt war. Damals fiel mir daran nichts auf, als die Adresse, welche lautete: An die löbliche Buchhandlung N. N. Ehrliche Deutsche! — dachte ich, ihr macht nicht blos lebendigen Geschöpfen Komplimente, sondern auch todten Sachen, die ja das Kompliment nicht erwiedern können! Entspringt Schmeichelei aus so edeln, uneigennützigen Triebfedern, dann ist sie als Tugend sehr zu preisen!... Einige Wochen später aber fiel mir bei, daß, wenn in dem Packete Klüber's Staatsrecht des rheinischen Bundes gelegen, das sich ein Leipziger verschrieben, das Buch bei seiner Ankunft für den Besteller gar keinen Werth mehr gehabt hätte, da unterdessen die deutschen Fürsten zur guten Sache übergetreten waren und der rheinische Bund aufgelöst worden.

In Ihrem Berichte, wertheſter Herr, (und das ist meines

Anliegens anderer Theil) beſchrieben Sie das vom Veſuv herabwogende Feuermeer ſchön und ſchauerlich, und dann ſagten Sie Folgendes: „In ſolchen Augenblicken ſcherzen zu können, beweiſt wenigſtens ein fühlloſes, wenn nicht ein geradezu ſchlechtes Herz. Und doch geſchah es! Wir trafen viele Zuſchauer beider Geſchlechter und von allen Nationen dort, welche ihren Witz laut werden ließen. Einer — leider ein Deutſcher — trieb es ſo weit, daß er ein Paar Spiele Karten hervorzog, indem er, wie er ſagte, ſich vorgenommen habe, im Angeſichte der Lava eine Partie Whiſt zu machen!! — Zum Glück war ein anderer Deutſcher ſo entſchloſſen, ihm die Karten wegzureißen und ſie in die glühende Lava zu ſchleudern — und das von Rechtswegen.“ — Zuvörderſt erlauben Sie mir die kleinliche Vermuthung, daß in dem letzten Satze Etwas fehlt. Den Worten: ſo entſchloſſen, ſcheint ein Sätzchen folgen zu müſſen, das mit daß anfängt, etwa: daß die Whiſtpartie unterblieb. Bei der Eilfertigkeit, womit Ihr Bericht abgedruckt worden iſt, muß man ſich nur verwundern, daß nicht noch mehrere Druckfehler darin vorkommen. Jetzt aber erlauben Sie mir, die beiden Geſchlechter und die verſchiedenen Nationen, die auf dem Veſuv witzig waren, gegen ihre Anklage in Schutz zu nehmen. Sie ſagen: wer auf dem Veſuv Witz zeige, müſſe ein Herz ohne Gefühl, ja ein durchaus ſchlechtes Herz haben. Ein ſo ungerechtes Urtheil hatte das franzöſiſche Revolutionsgericht in den Tagen des Schreckens nie ausgeſprochen!

Den Deutſchen unter den Witzigen wäre nichts vorzuwerfen, als daß ſie ihren Witz nicht im Lande verzehrt; den andern Nationen aber iſt gar nichts hierüber zu ſagen. Nicht aus Uebermuth, aus Angſt waren ſie witzig, wie es die Menſchen gewöhnlich ſind, wo ſie ſich in Geſellſchaft fürchten. Wer der Gefahr ſpottet, gedenkt ihrer; der wahre Held aber denkt gar nicht an die Gefahr. Doch iſt ein Herz darum ſchlecht, weil es furchtſam iſt? Was aber jenen Deutſchen betrifft, der auf dem Veſuv eine Partie Whiſt ſpielen wollte, ſo hätte ich ſelbſt zwar ein ſolches Verlangen nie gezeigt, weil ich kein Whiſt verſtehe; wäre mir aber in den Sinn gekommen, „im Angeſicht der Lava" eine Partie Piket zu ſpielen, und ein gemüthlicher Landsmann hätte mir die Karten aus den Händen reißen wollen, ſo würde ich, wie folgt, zu ihm geſprochen haben, und wäre dabei ſo in Eifer gerathen, daß ich ihn gegen alle Regeln der Höflichkeit geduzt hätte.

„Fremdling! Nicht darum nenn' ich dich Fremdling, weil du, wie ich an deiner Ausſprache höre, ein Würtemberger biſt, ich aber ein Naſſauer bin; ſondern weil deine Geſinnungen und deine Gefühle meinem Kopfe und meinem Herzen ganz fremd ſind. Du drohſt, meine Whiſtkarte in die Lava zu werfen? Thue es, was liegt daran? ich kauf' mir eine andere; es gibt der Damen, Buben, Könige und Kreuze noch genug in der Welt. Aber denke ja nicht, mich mit dieſer groben Koketterie zu täuſchen — ich durchſchaue dich, Fremdling, du ſchmeichelſt dem Veſuv, weil du vor ihm

zitterſt, und du zitterſt vor ihm, wie du vor dem Geheimenrathe in deiner Kreisſtadt zitterſt. Du findeſt es kleinherzig, Whiſt zu ſpielen im Angeſichte dieſer erhabenen, Verderben drohenden Natur! Sag' mir, Fremdling, haſt du je die Karte hingelegt, wenn unter den Fenſtern des Caſſino's, wo du ſpielteſt, weinende Kinder ihren Vater zu Grabe getragen? Du tändelſt Morgens beim Frühſtücke mit deinem Weibchen und haſt noch die Zeitung in der Hand, die dir vom ſpaniſchen Bürgerkriege erzählte, und wie dort nicht ein Veſuv Flammen ſpeit, ſondern zwei Vulkane gegen einander wüthen. Jede Freude wird am Strande eines Abgrunds gepflückt. Tanze, wo du willſt, du tanzeſt über Gräbern; ſinge, wann du willſt, Thränen begleiten dein Lied; fiedle dich mit deinem Glücke an, wo du willſt, die Trauer iſt deine Nachbarin. Kennſt du den Scherz nicht, kennſt du den Ernſt nicht; denn der Scherz iſt der Staubfaden des Ernſtes, ſein Geſchlecht anzeigend. Schau her, Fremdling; Ich ſelbſt werfe jetzt die Karte in die Glut, aber mit Freiheit, nicht wie du aus Kriecherei. Gib mir deine Hand, Würtemberger, dort liegt die Aſche meines Zornes."

XXXI.

Vorrede

zu dem Buche:

Die Spende. Eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen u. ſ. w. Herausgegeben von Bernhard Reinwald. Offenbach, 1823.

Die Beſcheidenheit des Herrn Herausgebers dieſer Sammlung: zu verſchweigen, daß er ſie veranſtaltet, mit dem Geldertrage derſelben den Armen ſeines Wohnortes beizuſtehen — wird von der größern bedeckt, daß er mich erſuchte, eine Vorrede dazu zu ſchreiben. Ich ziehe dieſe weg, um jene zu enthüllen. Wie ich aber zu der unverdienten Ehre gelangt, mag der Himmel ſelbſt nicht wiſſen, deſſen Rechnungsbuch über ausgetheilten Ruhm ſeit zweitauſend Jahren mit der größten Unordnung geführt wird. Doch wie es auch gekommen — ich will gern der Klingelbeutel ſeyn, der die Mildthätigkeit der Guten ermuntert! Freilich erſcheint jeder unanſehnlicher Geſtalt, der, für die Armen nur ſprechend, ſich dem zur Seite ſtellt, der für ſie handelt. Aber in unſern

heißen Tagen iſt die That der Donner, und das Wort der Blitz, und die Pauſe zwiſchen beiden wird immer kürzer, weil die Gewitter immer näher rücken. Fruchtlos bleibt manches Thun, doch ſelten mehr ſpricht man jetzt vergebens.

Wir üben die Wohlthätigkeit wie ein gemeines Handwerk, und beſtreben uns nicht, und verſtehen es nicht, ſie zur ſchönern Kunſt zu erheben. Das beweinenswürdige Geſchlecht! Es iſt tugendhaft im Schweiße ſeines Angeſichts, und ſpielend ſchlecht, ſtatt daß den glücklichern Menſchen einer beſſern Zeit die Tugend eine feſtliche Freude war, und das Laſter der Wochentage ſauere Mühe. Der Eigennutz iſt der Dünger unſerer Gutherzigkeit; weil der Hunger ein Räuber iſt, den wir fürchten, bezähmen wir ihn, und ſobald er ſtill iſt, regt ſich nichts mehr in uns. Unſere Wohlthätigkeit iſt nur eine beſſere Polizei, und man iſt noch nicht gut, wenn man beſſer iſt, als die. Wohlthaten ſind jetzt ſo unerquicklich für den Geber wie für den Empfänger; weil, wo die Noth aufhört, erſt die Freude beginnt, mit der Noth aber unſer Erbarmen endet. Wir ſind nur der chriſtlichen Tugend des Mitleids fähig; aber die ſchönere der Mitfreude iſt uns fremd geworden. Wir geben den Armen Brod und keinen Wein, und vergeſſen, daß man Brod nur zwei Tage entbehren kann, Wein aber ſiebenzig Jahre hindurch. Was machte Heinrich IV. zum beſten aller Könige? Daß er nicht gewünſcht, alle ſeine Unterthanen möchten Brod haben alle Tage, ſondern ein Huhn einmal

jede Woche. Dieſe engherzige Zeit hat es als eine ſchöne Erfindung der Menſchenliebe geprieſen, daß man die Hunde um ihre Knochen betrogen, und den Armen Rumfordiſche Suppen daraus bereitet! Fromme Chriſten, wenn ſie ihre Erben beneiden, laſſen Spitäler bauen, und ſorgen dafür, daß jedes ſieche Daſeyn gefüttert und gefriſtet werde, damit ja kein raſcher Tod ein Leben voll Kummer und Entbehrung endige. Aber freie Schauſpielhäuſer zu errichten, damit das arme Volk eine geiſtige Freude habe, worin es ſeine trockne Kruſte tunke, das fiel noch Keinem ein! Glücklich nur iſt in unſern Tagen, wer courfähig oder ſpitalfähig iſt; wer aber mit unbiegſamen, doch geſunden Gliedern in der Mitte wandelt, ſucht vergebens eine Blume der Freude im umzäunten Garten; man ſpendet ihm erſt getrocknete Apothekerkräuter, wenn er krank und bettlägerig geworden.

Als wäre das Leben allein der Zweck des Lebens, glauben wir genug gethan zu haben, wenn wir den Armen das Leben friſten, und das freudehungrige Volk muß dreißig Jahre warten, bis ein Kronprinz geboren wird, und man ihm erlaubt, die Broſamen der Hofluſt zu verzehren. So gemein proſaiſch wird das Wohlthun betrieben, daß man hartherzig wird aus Geſchmack, und es iſt wahrlich gut, daß der Himmel die Almoſen vergilt, die man dem Bettler reicht; das Geben ſelbſt belohnt nicht die Gabe. Auch in alten Zeiten hat man das Volk wie ein Kind geführt, aber dafür gaben ihm die Großen Kinderſpiele und ſüße Leckereien

und nahmen ſich den Ernſt und die ſauere Mühe; jetzt aber, wo man das Volk unmündiger als je behandelt, muß es arbeiten und nüchtern wie ein Philoſoph leben, deſſen Vormünder aber ſpielen und eſſen Zuckerbrod. Einem Handwerksmann des alten Roms, kehrte er ins Leben zurück und ſäße auf der Dreibatzengallerie unſerer Theater, müßte zu Muthe ſeyn, wie einem Flibuſtier, der, nachdem er ſich früher alle Tage auf hohem Meere goldne Beute erjagte, dahin gekommen, jeden Pfingſtmontag für zwei Kreuzer über den Main zu fahren, um dann einige Stunden in Staub und Hitze zu Fuße zu gehen. Freilich ſchlagen unſere wohlerzogenen, weichen, furchtſamen, polizeikommiſſariſchen Herzen ſehr ſtark, wenn man uns daran erinnert, daß im Amphitheater des Veſpaſians neunzigtauſend Zuſchauer unentgeldlich geſeſſen, und daß es unter dieſen Umſtänden faſt nicht möglich war, verdächtige, von irgend einer orientaliſchen Majeſtät requirirte Reiſende nach beendigtem Schauſpiele zu arretiren. Wir freuen uns dann unſerer ſchönern Zeit, wo über je drei Menſchen vier Aufſeher geſetzt ſind, und wo nur noch Seelen in der Einſamkeit zerquetſcht werden, aber keine Körper mehr im Gedränge.

Das Chriſtenthum rühmt ſich, die Sklaverei abgeſchafft zu haben; aber die Sklaverei der Alten war auch eine ihrer Hautkrankheiten, die ſich jetzt auf die edlern innern Theile der Völker und Staaten geworfen hat. Es hat jetzt Alles eine Haut wie Sammt ſo weich, und fleckenlos wie Schnee

und darunter ſitzt das kranke angefaulte Leben. Waren die leibeigenen Menſchen des Alterthums nicht glücklicher als die geiſteigenen unſerer Tage? Jene lebten in unfreiwilliger Kindſchaft, aber ſie genoßen von ihren Herren auch väterliche Sorgfalt; dieſe, verwaiſt und frei aller verwandſchaftlichen Bande, ſind verlaſſen und der launiſchen Hülfe Fremder hingegeben. Jene waren doch wenigſtens lebendigen Geſchöpfen unterthan, dieſe ſind lebloſen Sachen unterworfen, ſie ſind Sklaven ihrer Beſtimmung, der Scheere, der Feder, des Hobels oder ſonſt eines elenden Handwerkzeuges. Wo haben jetzt noch die Niedriggebornen wie ſonſt ihre Patrone, bei denen ſie in Sorge und Noth Rath und Beiſtand finden? Nichts wird ihnen, als ein todter Heller, der keine Früchte trägt, und deſſen Gabe beſchämt, weil ſie durch Liebesdienſte dem Geber nicht vergolten werden kann; denn das arme Volk hat nichts mehr zu verſchenken — aller Segen kommt von Oben!

Man wähnt, der Menſchheit wäre das Glück zugemeſſen und zugezählt, und über dieſes Maaß und dieſe Zahl hinaus werde Nichts bewilligt, und darum hätten die Menſchen ſich unter einander abzufinden, denn was der Eine genieße, müſſe der Andere entbehren. Dieſer Wahn entſpringt aus der ſchwachen und eiteln Geſinnung unſeres Geſchlechts. Millionen Menſchen müſſen ſo viele Freuden des Lebens entbehren, weil die Hunderte, die ſie genießen, ſie nur dann genießen, wenn Millionen ſie entbehren. Das Silber

macht den Werth des Goldes, das Parterre iſt die Folie, die der Loge Glanz gibt, und jeder Caſinoball wird mehr durch diejenigen verherrlicht, die nicht dabei ſeyn dürfen, als durch die, welche daran Theil nehmen. Die Sonne hat Licht genug, alle Welt zu beſcheinen, und leuchtet ſich nicht aus, wenn noch Milliarden Menſchen mehr unter ihr wandeln. Darauf kommt es an, daß wir Augen und unſere Wohnungen Fenſter haben. Wollt ihr das Volk beglücken, gebt ihm nur Sinn für Glück. Doch wo noch die meiſte Freiheit herrſcht, hat man die Wahl, taub, ſtumm oder blind zu ſeyn, aber alle ſeine Sinne zugleich zu gebrauchen, iſt nur denen erlaubt, die ſich Alles erlauben. Des Bürgers Häuschen hat nur eine einzige Thüre, und während der Freudenarme auf der Schwelle ſteht und das Glück erwartet, geht dieſes auf einer andern Seite vorbei. Auch das Schickſal neckt ſich gern mit einfältigen Menſchen: den Füchſen unter ihnen ſetzt es das Glück in enger Flaſche, den Störchen auf flacher Schüſſel vor. Die gütige Natur aber gab dem Menſchen Schnauze und Schnabel, daß er auf alle Fälle gerüſtet ſey und nie verdurſte; doch dieſe angebornen Rechte werden dem Bürger durch Erziehung entzogen.

Was Ihr für die Quelle des Reichthums achtet, das iſt die Quelle der Anmuth: Die Theilung der Arbeiten. Eitle Staatsſophiſten prahlen damit, wie ſich der menſchliche Geiſt ſo herrlich hoch hinaufgeſchwungen und man es dahin gebracht, daß an jeder Stecknadel zwanzig Menſchen arbeiten.

Die Unglückſeligen wiſſen nicht, daß darum auch jeder Gewinnſt von dem Werthe einer Stecknadel unter zwanzig Menſchen vertheilt wird, und daß man hundert zufriedene Menſchen braucht, einen vollkommen glücklichen, und hundert Feſttage, einen ganz frohen Tag zu bilden. Unſer geſellſchaftliches Leben iſt ein Schachſpiel: Könige wie Bauern ſtehen hölzern auf dem ihnen angewieſenen Felde, wandeln gezwungen auf dem vorgeſchriebenen Wege, und ſind ſich einander gleich an Dienſtbarkeit, noch ehe ſie der Tod in ſeine Schachtel wirft. Frei ſind nur die Ritter, welche Königen und Bauern über die Köpfe ſpringen und jeden Weg gehen, nur den geraden nicht. Mit dieſer Einrichtung mag wohl Herr Fouqué zufrieden ſeyn, der ſelbſt ein Ritter iſt; aber kein Bauer kann es, kein König ſollte es ſeyn. Dahin hat es die lächerliche Titanen- und Götterſucht dieſes Zwerggeſchlechts gebracht! Sie haben die Menſchen unter einander geſtaffelt, daß die Welt einer Treppe gleicht ohne Dach und Fach, die zu Nichts führt. Und nachdem ſie damit fertig geworden, haben ſie ſelbſt die lebloſen Dinge unter einander geordnet und eine Ariſtokratie der Sachen eingeführt. Selbſt die alte, ehrwürdige Tetrarchie der Elemente haben ſie abgeſchafft, weil ihnen dieſe noch zu republikaniſch geſchienen, und haben nur das Feuer monarchiſch beſtehen laſſen, ihm aber Luft, Waſſer und Erde gehörig untergeordnet. Wie nun jetzt die rechte Hand mit Verachtung zur Linken hinüber ſieht, will auch das Werk der rechten Hand über das der

linken herrſchen. Dieſe Verhältniſſe aber ſind zu unnatürlich, als daß ſie ohne Kunſt zu erhalten wären, und darum haben diejenigen, welchen daran liegt, daß ſie fortbeſtehen, die Liſt zur Gewalt geſellt, und haben den Bürgern, denen ſie jedem einen kleinen Lebensring angewieſen, vorgelogen, dieſer Ring ſey ein unermeßlicher Kreis, den zu durchwandern kaum die Lebensdauer eines Menſchen ausreiche; darum möge ſich ja keiner zerſtreuen und über die Grenze ſchweifen, ſondern jeder ſoll in ſeinem Gebiete bleiben und es benutzen und ſein Geſchäft zur größten Vollkommenheit zu bringen ſuchen. Die leichteſten Dinge von der Welt, das Reiten, das Regieren, das Bierbrauen werden mit einer Anſtrengung und Ausdauer gelehret und gelernt, als wären ſie die ſchwerſten Verrichtungen des menſchlichen Geiſtes. Pythagoras wanderte nicht länger umher, ſich aus Indien und Aegypten göttliche Weisheit zu holen, als jetzt ein Geſelle wandert, ein Paar Stiefel machen zu lernen, und das Meiſterrecht, eine Semmel zu backen, wird erſt nach längern Prüfungen zugeſtanden, als man ſonſt zu dulden hatte, die Eleuſiniſchen Geheimniſſe zu erfahren. Daher die Armuth; daher der Hunger des Herzens und des Magens; daher das Darben des Geiſtes und der Sinne! Weil jeder Bürger nur Ein Glied übt, nur Eine Fähigkeit ausbildet, nur Einen Weg gehen darf, muß er verderben, wenn das Glied krank, die Fähigkeit unzureichend, der Weg verfehlt oder ungangbar geworden. Ein Fahnenjunker in Friedenszeit läßt ſich füttern und lebt vom Schweiße des

Landmanns, denn er hat nicht gelernt, eine Erbse aufzuziehen, und Cincinnatus, der weder in einer Cadettenschule noch bei Fellenberg erzogen worden, schritt vom Ackerbau in den Krieg, kehrte vom Kriege zum Ackerbau zurück, und wußte Schwert und Pflug gleich gut zu führen. Aber freilich haben jetzt die geistreichsten Bürger, wenn sie von ihrer Frohnarbeit kommen, täglich fünf Stunden in Theegesellschaften und am Spieltische zu verwenden, und finden nicht Zeit, sich menschlich auszubilden.

XXXII.

Für die Juden.

(1819.)

1.

Für Recht und Freiheit ſollte ich ſagen; aber verſtünden das die Menſchen, dann wäre keine Noth und es bedürfte der Rede nicht.

Weil ſie keinen Schwerpunkt haben, weder im Geiſte, welches das Recht, noch im Herzen, welches die Liebe iſt, ſtraucheln und fallen ſie bei jeder Bewegung, führt ſie jeder Schritt weiter vom Ziele, macht ſie jede Erfahrung unerfahrner, iſt ihnen jede Erſcheinung fremd und erwachen ſie jeden Morgen neugeboren. Weil ſie den Bau der Menſchheit nicht kennen, erſcheint ſie ihnen nur als ein Gemenge von Einzelnen, weil ſie den Bau des Staates nicht kennen, iſt ihnen dieſer nur ein Haufen von mannichfaltigen Anſprüchen und Gelüſten, die alle nach Vorherrſchaft ſtreben und ſich befeinden. Darum verwirrt ſo Vieles die Sinne dieſer armen Menſchen, und faſt zu grauſam iſt die Vorſehung,

daß ſie die Buße für Jahrhunderte der Schuld einem einzelnen Geſchlechte aufbürdet.

Unſer Vaterland liegt krank darnieder. Es zu heilen, darauf kömmt es an; aber ſo groß iſt die Verworrenheit der Machthaber, daß man wünſchen muß, es gäbe nur Uebelwollende, denn die Gutgeſinnten verderben am meiſten. Jene ſehen ſchadenfroh dem Uebel zu und thun oft nichts Schlimmeres, als daß ſie deſſen Verlauf der Natur überlaſſen. Dieſe aber, mitleidig, hülfsbegierig und unwiſſend, greifen handelnd ein. Alle Glieder leiden, und da üben ſie für jedes und für jeden Schmerz eine beſondere Heilungsart. Sie ſind ſo toll, daß ſie auf den fieberhaften Puls ein Pflaſter legen, ihn zu beſänftigen, als ſäße da der Grund des Uebels. Oder wäre es nicht ſo? Kennet Ihr den Blutlauf des Volkslebens und hätte ich nicht erſt um Verzeihung zu bitten, wenn ich von ſo weitausſehenden Grundſätzen zu den Juden — hinabſteige, wie Ihr ſagen werdet? Von den Haſſern jener unglücklichen Menſchen rede ich nicht; ſondern von den Billigen, von den Gleichgültigen. Dieſe Judenverfolgung, mögen ſie denken, das ſey keine vaterländiſche Sache, eine Kleinigkeit. Freilich, eine häßliche beblatterte Lippe mag jungen Mädchen nur nicht küſſenswerth dünken; aber Heilkünſtler ſollten wiſſen, daß ſie von böſen Säften zeuget.

Will man reden von dem unverſöhnlichen Haſſe, der ſchon achtzehn Jahrhunderte die Juden verfolgt, ſo darf man

nicht von dem Geschehenen reden, sondern von dem, was geschieht und geschehen soll. In der vollbrachten That war Nothwendigkeit, Freiheit ist nur in der zu vollbringenden. Was die Menschen verschulden, nicht was die Menschheit verschuldet, kann gerichtet werden; ein Irrthum, der fast zweitausend Jahre gedauert, steht höher, als jeder Tadel. Doch wenn der betrachtende Geist hoch und ruhig schwebt über Nebel und tobende Gewässer, über Leidenschaften, über verwirrende Verhältnisse, und jede Sünde und jeden Irrthum ausgleicht, so dürfen die niederstehenden, gemeinen, ruchlosen und wahnsinnigen Menschen dort oben keine Rechtfertigung suchen für all ihr Treiben. Denn wie die Erde sich um ihre Achse dreht, indem sie die Sonnenbahn durchwandelt, so hat auch der Mensch eine doppelte Bewegung, eine besondere und eine allgemeine. Diese reißt ihn unaufhaltsam fort; es ist sein Schicksal. Jene wird von seinem Willen bestimmt; es ist die Freiheit.

Worin das böse Verhängniß der Juden besteht, ist schwer zu erfassen, weil es seine Laufbahn noch nicht vollendet hat und erst im Tode der Dinge ihre Lebensbedeutung sich offenbart. Es scheint aus einem dunkeln unerklärlichen Grauen zu entspringen, welches das Judenthum einflößt, das, wie ein Gespenst, wie der Geist einer erschlagenen Mutter, das Christenthum von seiner Wiege an höhnend und drohend begleitete.

Aber wir wollen hinabsteigen zu den freien Handlungen

der Menſchen, tief hinab zu der ſumpfigen Gegend, wo all das häßliche, giftige Schlangengezücht wohnt, das böſen Dunſt verbreitet, ſo vielen unſchuldigen Geſchlechtern das Daſeyn verpeſtet und ſie um den Preis ihres Lebens prellt.

Vormals hatte man aus Glaubenswuth Juden und Ketzer verbrannt; aber weil dieſes unmenſchlich war, kann es nicht menſchlich gerichtet werden. Man beraubte die Gemordeten; denn das Fett der Schlachtopfer war ſtets der Lohn der prieſterlichen Dienſte. Aber jetzt, da auch der ruchloſeſte Heuchler nicht zu ſagen wagt, daß er die Juden wegen ihres Glaubens verfolge, womit wird jetzt die Bosheit beſchönigt? Sonſt, dachte man, die Juden kämen nicht in den Himmel, und darum wollte man ſie auch nicht auf Erden dulden; aber jetzt, da man ihnen den Himmel gönnt, warum möchte man ſie immer noch von der Erde vertilgen?

Es wird mit der ſchamloſeſten Heuchelei gegen die Juden zu Werke gegangen, es werden lügneriſche Behauptungen mit ſolcher Keckheit geführt, daß ſelbſt Gutgeſinnte dadurch getäuſcht werden, weil ſie nicht glauben können, daß man ſie ſo plump betrügen wolle. Darum will ich die Thoren entlarven und den Böſewichtern in's Angeſicht leuchten. Sie werden lärmen und ſchwirren wie die aufgeſchreckten Nachteulen. Die hochweiſen regierenden Knechte werden ſagen: man ſolle die Gemüther nicht aufreitzen durch Reden. Sie meinen, wenn Alles hübſch dunkel bliebe, dann ſähen ſich die Feinde nicht und ſie müßten Ruhe halten. Aber beſſer

ist's, daß die Fackel der Wahrheit, als die der Mordbrennerei die Nacht erhelle. Die Wahrheit reizt, ja, denn sie ist reizend; aber sie erbittert nicht. Das Gefühl der Beschämung schmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens. Das aufgeklärte Volk wird einsehen lernen, daß es das Schlechte nicht einmal zu seinem eigenen Vortheile beging, sondern, daß es das unredlich Erworbene einigen unersättlichen Aristokraten überlassen muß. Es wird begreifen lernen, daß man es zum Mißbrauche der Freiheit verleitete, um sagen zu können, daß es keiner Freiheit würdig sey, und daß man es zum Gefängnißwärter der Juden bestellt, weil die Gefängnißwärter, wie die Gefangenen, den Kerker nicht verlassen dürfen. Daß eine Thüre mehr den Ausgang versperre, eine weniger, das ist der Unterschied; unfrei sind sie beide.

2.

In dem letzten Jahrzehn vor der französischen Revolution wurden von deutschen Staatsgelehrten, wie für die Gesetzgebung überhaupt, so auch für die bürgerlichen Verhältnisse der Juden menschlichere und verständigere Grundsätze aufgestellt, und die Franzosen begannen ihre Staatsumwälzung damit, daß sie diese Grundsätze in's Leben einführten. In Westphalen, dem Großherzogthum Frankfurt und in andern deutschen Ländern, wo zur Zeit der Napoleon'schen Herrschaft französische Regierungsart sich geltend gemacht, wurde die

Rechtsgleichheit der Juden mit den übrigen Bürgern verfassungsmäßig aufgenommen. Es geschah dieses ohne Widersetzlichkeit, ja, ohne Murren des Volkes. Napoleon fiel und Deutschland wurde frei. Alsobald erhoben sich im nördlichen Deutschland einige Schriftsteller, die gegen die Juden eiferten, und die freien Städte, das siebenschläferige Frankfurt besonders, suchten das alte Recht der Juden, oder vielmehr ihren ehemaligen rechtlosen Zustand aus dem Staube der Archive wieder hervor. Es ist zu untersuchen, aus welcher Quelle das Eine und das Andere entsprang.

Bei den Deutschen, welche alle Tyrannei, unter der sie litten, dem Napoleon allein auf den Hals geworfen (denn es ist ein verführerischer Traum, an der Tyrannei nur einen Hals zu sehen), schmolz Freiheitstrieb und Franzosenhaß in ein Gefühl zusammen. Und wie man selbst das Gute verkennt oder verschmäht, was Feindeshände darbieten, so verkannte oder verschmähte man auch das Achtungswürdige, das mit der französischen Gesetzgebung in's deutsche Vaterland gekommen. So begann man nach Vertreibung der Franzosen hier und dort die bürgerliche Freiheit der Juden, die ihnen jene geschenkt, als etwas Verderbliches zu betrachten. Dazu kam, daß man die Juden für Freunde der französischen Herrschaft hielt, weil sie, wenn auch nicht weniger als die übrigen Deutschen, gedrückt, doch allein für die Noth einigen Ersatz gefunden. Es ist verzeihlich, wenn ein unbehagliches Gefühl uns gegen diejenigen anwandelt, die aus der Quelle

unſerer Leiden Vortheil ſchöpfen — ich meine, es iſt eine verzeihliche Schwäche.

Die ruhmvollen öffentlichen Redner, welche das deutſche Volk entflammten und bewaffneten, wollten lehren, was ſie gelernt, nämlich, daß das Vaterland nur darum unterjocht werden konnte, weil es zerſtückelt war. Die Einheit der Herrſchaft konnten ſie nicht herſtellen, ſo wollten ſie wenigſtens die Einheit des Volkes bewirken, durch gleichen Geiſt, gleiches Herz und gleiche Nahrung für beide. Dieſe Nahrung aber, urtheilen ſie, müſſe der kindlichen Natur und Schwäche der deutſchen Freiheit angemeſſen ſeyn, einfach und leicht aufzulöſen. Die Juden, mit ihrem Fremdartigen, mit ihrer abgeſchloſſenen Bildung, erſchienen ihnen zu ſelbſtſtändig, um mit der allgemeinen Freiheit aſſimilirt werden zu können, ſie dünkten ihnen eine harte unverdauliche Speiſe. Dazu kam noch allerlei theatraliſcher Spuck. Man wollte, wie in einer Oper, ein uniſones und uniformes Chor; man wollte nur Deutſche, wie ſie aus den Wäldern des Tacitus gekommen, mit rothen Haaren und hellblauen Augen. Die ſchwarzen Juden ſtachen häßlich ab. Endlich war es der zur Zeit des Befreiungskrieges noch dunkle Trieb, der erſt jetzt zur Klarheit gekommen, daß nämlich all das Streben und Kämpfen des deutſchen Volks gegen die Ariſtokratie gerichtet ſeyn müſſe, dieſer war es auch, welcher die Schriftſteller gegen die Juden feindlich ſtimmte. Denn die Juden und der Adel, das heißt Geld und Vorherrſchaft, das heißt

dingliche und perſönliche Ariſtokratie, bilden die zwei letzten Stützen des Feudalſyſtems. Sie halten feſt zuſammen. Denn die Juden, von dem Volke bedroht, ſuchen Schutz bei den vornehmen Herren, und dieſe, von der Gleichheit geſchreckt, ſuchen Waffen und Mauern im Gelde. Man trenne ſie, indem man den Juden die Beſchützung von Seiten der Großen entbehrlich mache, damit Letztere zu keinen jüdiſchen Anleihen ihre Zuflucht nehmen können und unter Vormundſchaft der bewilligenden oder verſagenden Volksvertreter geſtellt werden.

Seitdem es keines Symboles, keines Feldgeſchreies, keines Allen kenntlichen, Allen ſichtlichen Paniers mehr bedarf, und ſeit alle Deutſchen wiſſen, um was ſie kämpfen und um was ſie ſich zu verſammeln haben, hat der Franzoſenhaß und haben die dazu entflammenden Predigten aufgehört. Zu freundlich ſind wir dem franzöſiſchen Volke zugewendet; denn es hat für uns gekämpft, für uns geblutet, für uns gebüßt und geſündigt, und mit reinem Herzen dürfen wir ernten, was mehr als eine verbrecheriſche Hand ſäen half. Es lehrt uns, was wahre Freiheit ſey und wie man ſie verdient und wie man ihr nachgeht auf unblutigem Wege. Seitdem ſind auch die Lehren des Judenhaſſes verſtummt und die Schriftſteller, die jene ſchädlichen Lehren zu verbreiten ſuchten, ſchweigen jetzt. Ihr Irrthum iſt ihnen zu verzeihen, da ſie von ihm zurückgekehrt. Sie haben es redlich gemeint und die Wahrheit iſt nie zu theuer erkauft, auch wenn man ſie mit einem vorübergehenden Wahne bezahlte.

XXXIII.

Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zensur.

(1819.)

Bei der jetzigen Beschaffenheit der Menschen und der Dinge in der bürgerlichen Gesellschaft, wo jede Arbeit ohne Lust, und jede Lust ohne Würde ist, bringt es Gefahr, seine Leser zu ergötzen; es entrückt das Ziel. Der Redner, der auf das Herz wirkt, verfehlt den Geist, weil der durch Formeln und Zahlen ausgetrocknete Verstand des Bürgers die Empfindung, als eine bethörende Schmeichlerin, die zu mancherlei unnöthigen Ausgaben verleite, rauh und hart von sich stößt, und nur den kalten Sylbendreher als einen guten Geschäftsmann willkommen heißt. Von Deutschen erlangt man Dank für eine gegebene frohe Stunde und Achtung selten zugleich. Wer gefällt, der wollte gefallen, und wer nach diesem strebte, dem lag an der Wahrheit nicht, sondern daß er gelobt werde — so urtheilen sie. Aber was mich jetzt zu diesen Gedanken geführt, was mir jene Furcht eingeflößt? Gewiß ist es die Eitelkeit nicht; ich hätte dann nicht so offen davon geredet und hätte schlauer

mein Inneres hervorgestellt. Aus einer reineren Quelle entspringt meine Besorgniß. Ich möchte belehren und fürchte zu gefallen; ich möchte rathen und fürchte zu belustigen, ich möchte einwirken auf meine guten Mitbürger, und ihren Ernst ansprechen, und ich fürchte Lachen zu erregen. So ohne Tücke, wie ich diesmal, hat noch Keiner die Feder geführt; in Milch habe ich sie getaucht; gutmüthig wie ein wolliger Hammel mit weichem Schädel, erhebe ich meine schwachen Klagetöne; und doch fürchte ich zu beißen und ein kleiner Rabener gescholten zu werden. Alle meine Bemühungen werden vergebens seyn, es ist schwer, ja es ist unmöglich, keine Satyre zu schreiben!

Zensur! Das ist ein Wort, womit man den leichtsinnigsten, gedankenlosesten, heitersten Schlemmer in Trübsinn, ernstes Nachdenken in Schrecken und Staunen versetzen, oder den düstersten Murrkopf zum unauslöschlichen Gelächter reizen könnte. Ein Wort, das furchtbar und lächerlich, erhaben und läppisch, bewunderungswerth und abgeschmackt zugleich ist. Es ist das Eine, wenn damit das Große erstrebt und erreicht, es ist das Andere, wenn damit nach Kindischem gezielt, und nicht einmal dieses erlangt wird. Seit dreißig Jahren rauscht das bewegte Meer des losgelassenen Geistes der Menschheit in hohen und stolzen Wellen daher, und schwemmt die sandigen Ufer weg. Und da sehen wir ein Land, das sich kühn und kräftig dem anströmenden Ozean entgegen setzt, das ihn mit eisernem Strande

abhält, so daß nicht ein Tropfen ohne Bewilligung über das Ufer spritzen kann. Von dem Meere wird durch enge Canäle nur so viel ins Land geleitet, als man bedarf, um Blumen- und Küchengärten zu wässern; vom Geiste der Zeit nur so viel geschöpft, als zur Befriedigung des Magens und der Sinne nöthig ist. Aber dort wird mit der Sättigung auch der Hunger abgehalten, und die Bürger fühlen sich frei und glücklich, weil man sie keine größere Freiheit wünschen lehrte, als die sie besitzen, und kein höheres Glück als dessen sie theilhaftig werden können. Nun gibt es ein anderes Land, wo die Machthaber, wie die Kinder beim Baden, den Strom durch die Finger fließen lassen, damit er spärlicher fließe; wo sie sich mit Schneeballen gegen Kanonenschüsse wehren, und beim Nordlichtschein mit Spritzen zu Hülfe eilen, weil sie die Helle für eine Feuersbrunst halten. Dort wird die Stillung des Durstes verwehrt, aber das Essen gesalzner Speisen wird erlaubt, ja befördert; das Erhitzen wird verstattet und die Abkühlung verboten. Da wird ein Geistesdruck geübt, der um so grausamer ist, weil er nur schmerzt, ohne niederzuhalten, und weil er den Bürgern einen Zwang auflegt, wobei die Machthaber selber Nichts gewinnen. . . . Es ist klar, daß ich von der Oestreichischen Zensur und von der in Frankfurt rede. Dort bleibt kein Bedürfniß unbefriedigt, weil man das Entstehen solcher Bedürfnisse, die man nicht befriedigen wollte, zu verhindern verstand. Die inländische Zeitungszensur hat

nichts Auffallendes; sie übt keine fruchtlose Härte, weil auch die fremden Blätter, die ins Land kommen, einer Zensur unterliegen, und weil bei der Beschränkung der Preßfreiheit ein großes Prinzip zu Grunde liegt, das folgerecht und daher mit Erfolg durchgesetzt wird. Aber in Frankfurt sind nur die in der Stadt gedruckten Tagesblätter einer Zensur unterworfen, alle ausländischen sind davon frei; diese liegen in hundert Lesegesellschaften, Kaffee- und Gasthäusern auf den Tischen. Wozu nützt also die Zensur, die solche Aeußerungen verbietet, die in allen übrigen deutschen Blättern stehen? Frankfurt, dessen Gebiet nur wenige Viertelstunden zählt, will es mit seinem Händchen dem Rade der Zeit in die Speichen fallen, und, nach dem Lobe einer wahrlich nicht ehrenvollen Betriebsamkeit strebend, sich die Finger zerquetschen lassen? Frankfurt, welches seyn sollte eine Freistätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gastlicher Herd für herumirrende Unglückliche, die die Zwingherrschaft aus ihrer Heimath verjagt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten; wie mag es sich herabwürdigen lassen, rohen und zögernden Fuhrleuten als Hemmkette zu dienen, die sie dem Wagen der Zeit anlegen, daß er langsamer vorschreite; sich herabwürdigen lassen, eine Zugbrücke zu seyn, die den freisinnigen Ansichten, auf ihrer Wanderung vom Norden nach dem Süden Deutschlands, oder zurück, den Weg versperre? Kann eine freie Stadt sich besser sichern, als wenn sie überall die Freiheit gegen Jeden, der sie verfolgt, in Schutz

nimmt? Oder beſtünde die Freiheit unſerer Verfaſſung etwa nur darin, daß abwechſelnd jeder Bürger dazu kommen kann, dieſe Freiheit beſchränken zu helfen?

Man ſucht die Ausübung einer ſo ſtrengen Zeitungszenſur mit der Anweſenheit der Bundesverſammlung zu rechtfertigen. Das heißt Feigheit durch Furcht beſchönigen wollen. Wie, die Bundesverſammlung, die Stellvertreterin aller deutſchen Mächte, von denen die meiſten Preßfreiheit, manche Zenſurfreiheit in ihren Staaten haben, ſollte verlangen, daß in einem unabhängigen, republikaniſchen Staate, nicht geſchehen dürfe, was bei ihnen ſelbſt zu Hauſe geſchieht? Welche Geſandtſchaft könnte ſich über eine freimüthige Sprache in den hieſigen Tagesblättern beſchweren? Wir wollen ſie alle herrechnen, und man wird ſehen, daß die Furcht vor Reklamationen, wie ſie es nennen, gar keinen Grund hat.

Oeſterreich hat zwar eine ſehr beſchränkte Preßfreiheit und eine ſtrenge Zenſur; allein, es iſt nicht ſein Vortheil, dieſe Grundſätze auch in den Staaten geltend machen zu wollen, wo der Volksgeiſt ſchon eine gewiſſe Feſtigkeit angenommen hat, und mündig geworden iſt. Es iſt nicht das Syſtem der öſterreichiſchen Regierung, die öffentliche Meinung für ſich zu ſtimmen, ſondern ſie erkennt gar keine ſolche an, und ſie würde darum ein Lob aus deren Munde, von ihren Unterthanen ausgeſprochen, eben ſo unwillig zurückweiſen, als einen Tadel. Dieſes iſt ſehr folgerecht. Die

öffentliche Meinung ist eine Macht im Staate; um ihre Gunst buhlen, das heißt sie anerkennen, und sie anerkennen, das heißt ihr huldigen; denn es gibt keine Stelle neben oder über ihr, man kann nur, ihr unterworfen, zugleich mit ihr bestehen. Aber die öffentliche Meinung bekämpfen, das heißt auch sie anerkennen, und wenn man in einem solchen Kampfe unterliegt, und Land verliert, so verliert man mit dem Besitze auch das Recht auf das abgetretene Gut. Darum muß Oestreich den Kampf mit der öffentlichen Meinung vermeiden, weil hier Sieg so gefährlich ist als Niederlage. Seinen starken Einfluß, den es auf die deutschen Angelegenheiten ausübt, darf es nie zur Unterdrückung der Preßfreiheit gebrauchen wollen, dieses um so weniger, je mehr ihm daran gelegen ist, das in seinem eigenen Staate bestehende Regierungssystem unangefochten fortbestehen zu lassen.

Preußen kann der Preßfreiheit keine Fesseln anlegen wollen; es würde sein Lebensprinzip zerstören, wenn ihm sein Bestreben gelänge. Ohne geographischen, ohne politischen, ohne den innern Schwerpunkt, den ein reicher Boden, ein blühender Handel, ein ehrfurchteinflößendes Alter gewährt, findet es nur seine Stütze in der öffentlichen Meinung, seinen Schutz in der Liebe seines Volkes, seinen Einfluß in der Achtung deutscher Bürger. Die preußische Regierung täusche sich nicht; sie sucht aufrichtige Liebe, unerschütterliche Anhänglichkeit bei jedem deutschen Hofe vergeblich; man ist

ihr im Herzen gram, weil aus ihrem Staate der Freiheitstrieb des deutschen Volks ausgegangen ist; man wird sie verlassen in der Noth, und dann würde ihr das deutsche Volk allein Schutz gewähren, wenn sie seine Dankbarkeit dadurch fesselte, daß sie es, wie sie die Erwartung dazu erregt hat, gegen die aristokratischen Anfechtungen des südlichen Deutschlands kräftig schützt.

Von der bairischen Regierung läßt sich am wenigsten erwarten, daß sie durch ihre Gesandtschaft in Frankfurt die dortigen Zeitungen ängstlich sollte bewachen lassen, da in ihrem eigenen Staate ein ziemlicher Grad von Preßfreiheit geduldet wird; auch wird sich finden, daß die meisten Artikel, die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gestrichen wurden, aus bairischen Blättern entnommen waren.

Würtemberg hat unumschränkte Preßfreiheit und keine Zensur; also von dieser Seite kann nie ein Reklamationen-Gewitter über den Frankfurter Römer herziehen. Von Weimar, Baden u. s. w. ist eben so wenig zu besorgen.

Die Gesandten von Frankreich und England, werden sich wohl nie herablassen, über einen Zeitungsartikel der Stadt Frankfurt Klage zu führen, da ja in den Staaten selbst, die sie vertreten, völlige Preßfreiheit herrscht, und es lächerlich wäre, wenn sie fürchteten; der Meinung, die man von jenen Ländern in Deutschland hat, könnte durch einen Zeitungsartikel eine falsche Richtung gegeben werden.

Rußland hat den wärmsten Dank des deutschen Volkes

sich erworben, weil es ihm so treulich beistand, den Tyrannen zu stürzen. Um so mehr läßt sich von ihm erwarten, daß es den Deutschen auch behülflich seyn werde, alle Tyrannei zu zerstören, die Tyrannei der Adels- und Beamten-Aristokratie nämlich, die nicht durch Tausende von Bajonetten sondern nur durch die Freiheit der Presse, durch die Oeffentlichkeit besiegt werden kann.

Man sieht, daß es kein Interesse irgend einer der Mächte, die sich in Frankfurt durch einen Gesandten vertreten lassen, seyn kann, die hiesigen Zeitungen unter strenger Zucht zu halten. Es ist hier nämlich von einem wirklichen Staatsinteresse die Rede; denn was etwa sonst die ministerielle Pedanterie, das hergebrachte diplomatische Kanzleiverfahren, und der zarte Hofton dabei eigenmächtig zu thun für gut finden möchte, kann für keine Sache der repräsentirten Staaten oder Fürsten angesehen werden, und verdient nicht die geringste Berücksichtigung. Man darf sich keine Artigkeiten auf Kosten der öffentlichen Freiheit bezeigen. Den Gesetzgebern und Regierungsbeamten eines Freistaates stünde ein gewisser Stolz gegen auswärtige Mächte wohl an. Nachgiebigkeit ziemt sich nur für große Staaten, weil sich diese hierdurch nicht den Verdacht der Schwäche zuziehen. Was hat Frankfurt mit allen seinen Bücklingen und unterthänigen Redensarten seit fünf und zwanzig Jahren gewonnen; welche Uebel hat es dadurch von seinen Bewohnern entfernt gehalten? Haben uns darum unsere epidemischen Feinde,

die Franzoſen, weniger Millionen Brandſchatzung abgenommen? Waren aus Dankbarkeit für die ſchonende Sprache, die durch den ganzen Revolutionskrieg die hieſigen Zeitungen führen mußten, die Bomben, die über unſere Köpfe flogen und unſere Häuſer anzündeten, mit Baumwolle umwickelt? Haben wir 1806 nicht unſere Selbſtſtändigkeit dennoch verloren? Und hat die kräftig ſtolze Sprache, die damals der Senat führte, nicht bei Freunden und Feinden Achtung geboten, und lag in jener ſchönen Leichenrede unſerer Freiheit nicht die größte Bürgſchaft ihrer einſtigen Auferſtehung, da kein kräftiger Wille, wo er eine Saat auswirft, je im Keime verdarb?

Aber genug; ich will mich jetzt nicht verlocken laſſen, den Groll, die Wehmuth meines Herzens auszuſtrömen; jeder gute, jeder nachſinnende deutſche Bürger zürnt und weint, wenn er ſieht, welchen Jammer ungeſchickte Hände aller Orten über das theure Vaterland bringen. Wäre es die Bosheit, die ſich der Freiheit des Volks entgegenſetzte, dann könnte man ſagen: wir wollen ſie bekämpfen; wäre es die Dummheit, dann könnten wir ſagen: wir wollen ſie bemitleiden und belehren. Aber die Philiſterei iſt's, dieſe widerliche abgeſchmackte Miſchung von Engherzigkeit und Geiſtesflachheit, der nicht beizukommen iſt als mit ihren eigenen Waffen, zu deren Gebrauche keiner, der ſich fühlt, Demuth genug hat.

Die Leſer des bisher Geſagten werden erwarten, ich hätte meine Forderungen an die Preßfreiheit in Frankfurt hoch geſtellt; ich hätte ganz treuherzig geglaubt, daß die

Freiheit zu schreiben, in einer freien Stadt, wo nach dem Ausdrucke der Constitution die Hoheit in der ganzen Bürgerschaft ruht, nicht geringer seyn könne als in monarchischen Staaten, wie Frankreich und Würtemberg. Allein so ist es nicht; ich habe allerdings auf manche in der hiesigen Bundesstadt obwaltende gesellschaftliche Verhältnisse billige Rücksicht genommen, und keine größere Preßfreiheit verlangt, als sie in solchen deutschen Staaten besteht, wo noch Zensur Statt findet.

Es kommt mir weder zu, noch kann es von mir gefordert werden, abzumessen, wie viel bei der Zensur, wie sie gegen die Zeitung der freien Stadt Frankfurt ausgeübt worden, dem Zensor und wie viel der Behörde zuzuschreiben sey, welcher derselbe für seine Amtsverrichtungen verantwortlich ist; aber nach welchen Grundsätzen, oder vielmehr wie ohne alle Grundsätze diese Zensur verfahren sey, wird man aus Nachfolgendem ersehen, indem ich ihre Schöpfungs- und Vernichtungswerke herrechnen werde.

Launenhafter, einsichtsloser wird wohl in ganz Deutschland keine Zensur verwaltet als die hiesige. Ihre Strenge hat mich nie so erbittert, als es ihre Nachsicht that, weil sich aus dieser ergab, daß jene fruchtlos und nur ein Werk der Willkühr war. Es wurden Zeitungsartikel gestrichen, die in den Residenzen der Regierungen oder Fürsten, von denen sie handelten, selbst gedruckt waren oder hätten gedruckt werden dürfen. Ist es nicht die billigste Forderung von Preßfreiheit,

daß ſie für jeden Staat, von welchem die Zeitungen ſprechen, in einem ſolchen Grade bewilligt werde, als in dem Staate ſelbſt über ihn geſagt werden dürfte! Alſo (ich muß mich deutlich machen, eine etwas abſtrakte Rede verſteht nicht Jeder) müßte in Frankfurter Zeitungen geſagt werden dürfen: über Baiern, ſo viel in München ſelbſt, über Frankreich, ſo viel in Paris, über Würtemberg, ſo viel in Stuttgart zu ſagen erlaubt iſt, und iſt es nicht die größte Feigheit, die Rückſicht für eine Regierung ſo weit zu treiben, daß man in den Zeitungen Meinungen unterdrückt, denen ſie in ihren eigenen Staaten freien Lauf laſſen muß. Die meiſten Artikel, die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt geſtrichen wurden, waren aus deutſchen, ſchon einmal zenſirten Blättern, entnommen. Da die deutſchen Zeitungen ſich wechſelſeitig abſchreiben und die meiſten derſelben unter Zenſur ſtehen, ſo gibt es nichts Spaßhafteres, als dieſes vielfache Deſtilliren eines Artikels, und wie ſolcher, bis er dem durſtigen Leſer zu Munde kommt, durch zwölf Zenſurkolben wandern muß, und immer von neuem wieder abgezogen wird, bis endlich aller Geiſt herausgearbeitet iſt, nicht um ihn zu trinken, ſondern um ihn wegzuſchütten, und nichts als das lymphatiſchſte Waſſer übrig zu behalten.

Wo die Zenſur ihr Scharfrichteramt ausübt, da thut ſie, was ihr obliegt, und man weiß, woran man iſt; aber das Recht zu begnadigen, ſollte ſie nicht haben, dieſes macht ihre Gewalt nur noch tyranniſcher, indem es ihr die Freiheit gibt,

nach Willkühr zu verfahren, und zu tödten oder leben zu laſſen, wie es ihr beliebt. Dieſes Begnadigungsrecht hat die hieſige Zenſur zuweilen und unter ſonderbaren Bedingungen ausgeübt. Sie erbot ſich manchem Zeitungsartikel einen Reiſepaß auszuſtellen, doch müſſe er ſich legitimiren, woher er käme, das heißt die Quelle des Artikels müſſe angegeben, es müſſe bezeichnet werden, aus welcher Zeitung er genommen ſey. Man denke ja nicht, daß hier von Thatſachen die Rede geweſen ſey, wo die Zenſur, wenn die Thatſachen auffallend ſind, vielleicht manchmal mit Recht nach einer authentiſchen Quelle fragen dürfte, ſondern Meinungen, Anſichten betraf es. Waren ſie aus einer andern Zeitung genommen, ließ ſie der Zenſor ſtehen, erſchienen ſie aber in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt zuerſt, oder waren ſie aus franzöſiſchen Blättern überſetzt, dann wurden ſie geſtrichen. Darf ein Frankfurter nicht ſo gut eine Meinung haben als ein Anderer? Warum ſoll hier die Geiſtesfabrikation unterdrückt, der Activhandel mit Geiſtesprodukten verboten, und nur ein Ideen-Speditionshandel verſtattet ſeyn? Der Zenſor hat mich mit ſeiner Vorſchrift: Angabe der Quelle, oft in Verzweiflung geſetzt. Wer gab mir Wünſchelruthen genug, alle die Quellen zu entdecken? Quelle, Quelle, hieß es jeden Abend 10 Uhr, wenn ich den Zenſurbogen bekam; ich träumte von Quellen, ich hörte ſie rauſchen. Hatte ich eine Pariſer Nachricht, die dem Zenſor etwas geſpenſtiſch ausſah, ſo ſchrieb er vor: gute deutſche Quelle oder d. (der

Tod). Wie ist es nun möglich, daß eine französische Geschichte eine deutsche Quelle haben kann? Und was heißt eine gute?... Das ist eben die Tollheit der Zwingherren und der Zwingknechte, daß sie wähnen, Meinungen, die sie fürchten, hätten eine Quelle, die man nur zuzustopfen brauche. Sie regnen vom Himmel herab, und werden eine Sündfluth bilden, aber nur zum Verderben der Gottlosen; die Gerechten werden sicher ihre Noahs-Arche finden.

Ich will die losesten Zensurstreiche in chronologischer Ordnung erzählen, und dadurch jeden in den Stand setzen, selbst zu urtheilen, wie sehr meine Beschwerden über den erlittenen Druck gegründet sind.

Erster Fall.

In einem Artikel von der niederländischen Grenze, 22. Dec., worin von der in Brüssel vorgefallenen angeblichen Verschwörung gegen die königliche Familie die Rede war, wurde nachfolgende Stelle gestrichen:

„Unter den Verhafteten will man selbst fremde Agenten bemerken, die wohl nur so pro forma verhaftet wurden. Bei der bei dieser Gelegenheit vorgenommenen Verhaftung einer Anzahl Franzosen hat man sich des Gedankens nicht erwehren können, daß das Gerücht von einer im Werke seyenden Verschwörung nur dazu benutzt worden sey, Personen, denen man übel wollte, verdächtig zu machen. Es scheint im Interesse gelegen zu haben, einen großen Verschwörungsplan, der von den Niederlanden aus über Frankreich und Italien bis nach

St. Helena verzweigt seyn sollte, wahrscheinlich zu machen, und dies ist auch für den Augenblick gelungen."

Dieser Artikel war aus der Nürnberger Zeitung entlehnt. Nürnberg liegt, wie gründliche Kenner der Geographie wissen, im Königreiche Baiern. Wenn die Vorzüge eines Freistaates gegen eine Monarchie nur in einer strengeren Zensur bestehen, so werden wohl viele Jene wünschenswerther finden. Was lag in diesem Artikel Gefährliches, was im Geringsten zu einer Beschwerde hätte Anlaß geben können? Alle deutsche Zeitungen hatten ihn aufgenommen, und mit Recht; denn es ist gut, wenn man den Fürsten und ihren Unterthanen die Polizeiränke, welche von den Aristokraten so oft benutzt worden, um sie im wechselseitigen Mißtrauen zu erhalten, so viel als möglich entlarvt.

Zweiter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 9. Januar war eine Betrachtung aus der herrlichen, lebensfrischen, aller deutschen Schnürbrüste ledigen Speyerer Zeitung entnommen, worin die Worte vorkamen: Die Deutschen hätten bis jetzt noch nicht gelernt, etwas bestimmt „und nachdrücklich" zu fordern. Die beiden ausgezeichneten Worte hatte die Zensur ausgestrichen. Es ist traurig, wenn ein Zensor eine dichterische feurige Einbildungskraft hat, und bei den Worten nachdrücklich fordern gleich an die Stürmung der Frankfurter Bastille, der Mehlwage, denkt. Wozu hier diese

Aengſtlichkeit? So viel bekannt, beſchäftigt ſich der Bundestag damit, den Deutſchen allen Nachdruck zu verbieten; allein die Zenſur hätte wiſſen ſollen, daß hierbei nur vom typiſchen Nachdrucke, aber nicht von dem des Volkscharakters die Rede iſt und ſeyn konnte.

Dritter Fall.

Ich bitte meine Leſer, die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 12. Januar in die Hand zu nehmen und ſie nachzuleſen, um zu verſtehen, wovon hier die Rede ſeyn wird. Dieſes Blatt war faſt ganz durchſtrichen. Ich, der ich mir dieſes Streichen gar nicht erklären konnte, legte es auf eine eigne Art aus, und übernahm die Verantwortlichkeit, die geſtrichenen Artikel doch ſtehen zu laſſen. Ich bitte meine Frankfurter Leſer noch einmal dringend, das bezeichnete Blatt durchzuſehen, um ſich zu überzeugen, auf welche Art die Zenſur hier verwaltet wird. Da iſt zuerſt ein Artikel aus Paris. Das ihm vorgeſetzte Sternchen deutet an, daß er eine Original-Mittheilung iſt. In dieſem Artikel wird von den Umtrieben der Ultra's auf eine Art geredet, wie dies in vielen Pariſer Zeitſchriften mit weit ſtärkern Ausdrücken geſchieht. Dem Artikel wurde von der Zenſur das Todesurtheil geſprochen, und das Leben ſollte ihm nur dann geſchenkt werden, wenn er nachweiſen könne, daß er eine gute deutſche Zeitung zur Mutter habe. Nun, ſagt mir Freunde und Landsleute, wie kann eine Pariſer Nachricht urſprünglich in einer deutſchen

Zeitung stehen, und was heißt eine gute Zeitung? Also die Zensur in Frankfurt wäre auch eine Staatsrezensentin, von deren Ausspruch abhinge, ob eine Zeitung als gut oder nicht gut zu halten sey, und ob Nachrichten aus ihr entlehnt werden dürfen? Es wäre schrecklich-spaßhaft, wenn in dem bevorstehenden Preßgesetze für die deutschen Bundesstaaten, die Bestimmung aufgenommen würde, daß in jeder Zeitung nur gedruckt werden dürfe, was schon in einer andern guten deutschen Zeitung gestanden habe, und als gute wären anzusehen: der Oestreichische Beobachter, die Leipziger Zeitung und zwei bis drei andere. Warum soll man in einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt nicht sagen dürfen über französische Angelegenheiten, was die Pariser Zeitungszensur selbst zu sagen erlaubt?

Der Artikel Großbritannien und der vom Rheine, im nämlichen Blatt, beide aus der in Augsburg erscheinenden allgemeinen Zeitung entlehnt, wurden auch gestrichen. Die darin herrschenden Grundsätze sind freilich gefährlich, durch die Wachsamkeit der hiesigen Zensur wird aber dem bösen Geiste der Zeit, leider nur in Dortelweil und in der einen Hälfte von Niederursel, der Eingang verwehrt; in der andern Hälfte von Niederursel jedoch, die nicht zum Frankfurter Gebiete gehört, wird die Freiheitspest fortwüthen. Darum Alles vergebens. Man vergesse doch nicht, daß Revolutionen konzentrisch wirken.

Noch ein anderer Artikel über Hessen-Kassel, im

nämlichen Blatte, wurde auch verurtheilt; aber ich muß gestehen, nicht mit Unrecht. Die Folge von dessen Verbreitung war, daß an dem Tage, wo er bekannt wurde, kein Bürger Deutschlands seine Abgaben bezahlte, und ohne die glücklicher Weise am Abende eingetretene Nacht, wo jeder ruhig zu Bette ging, würde Alles in blutige Verwirrung gekommen seyn. Der Artikel war freilich aus der Speyerer Zeitung entlehnt, und Speyer ist ein Stück Franzosenland gewesen und kann nie mehr selig werden.

Für alle die Frevel, daß ich die bezeichneten, von der Zensur gestrichenen Artikel dennoch stehen gelassen, wurde ich von dem Polizeigerichte zu 50 Rthlr. Strafe verurtheilt, welche Strafe nach erhobener Appellation auf 10 Rthlr. herabgesetzt wurde.

Vierter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 13. Januar war aus dem Hamburger Correspondenten nachfolgender Artikel aufgenommen:

„Vom Main, 3. Januar. Von der deutschen Bundesversammlung, die unter der trefflichen Leitung des Grafen von Buol fortgesetzt wird, erwartet man in diesem Jahre noch weit erfreulichere Resultate, als in dem vorhergehenden Jahre.“

Gestrichen. — Es ist hart, daß einem Freunde seines Vaterlandes verboten seyn soll, der deutschen Bundesversammlung das verdiente Lob zu ertheilen. Allerdings wurde man

auch von der ehemaligen Venetianischen Staatsinquisition streng bestraft, wenn man die dortige Regierung lobte, allein der Zensor hat sich unmöglich dieses Beispiel zum Muster nehmen können, ohne sich einer Beleidigung gegen die Stellvertreter der deutschen Fürsten schuldig zu machen, und ohne seine Unbekanntschaft mit dem deutschen Staatsrechte an den Tag zu legen. Denn man wird keinen Fall angeben können, wo ein Schriftsteller in Deutschland gestraft worden wäre, weil er irgend eine Regierung gelobt hat; im Gegentheil, es gibt Fälle genug, daß solche wegen tadelnder Aeußerungen bestraft worden sind.

Fünfter Fall.

Mehr als irgend einer der vorhergehenden und nachfolgenden Fälle beweist dieser, welch eine schreckliche Sache es um die hiesige Zensur ist, welche Willkühr dabei herrscht und wie man der Leidenschaftlichkeit unbarmherzig hingegeben ist. Will man erfahren, welches Grades von Freiheit und verfassungsmäßiger gesetzlicher Regierung sich die Bürger irgend eines Staates erfreuen, dann beobachte man nur, wie sich die Beamten dieses Staates in kleinen Fällen betragen. Sind sie zur Willkühr geneigt, pflegen sie sie zu üben, dann kommt es bei solchen kleinen Anlässen an den Tag, weil sie sich dabei nicht scheuen, ihre Eigenmacht hervortreten zu lassen, was sie bei bedeutenden Sachen, die Aufsehen erregen, im Verborgenen thun. Die Unsinnigen! Sie messen die

Freiheit des Bürgers nach Geldeswerth, nach der Ausdehnung, nach Zeiträumen ab. Einen um zwei Pfennige beschädigen, um einen Schritt den Weg versperren, ihn eine Minute unrechtlich gefangen zu halten, das wähnen sie, sey bedeutungslos. Da ist keine Freiheit, wo nicht jeder Kreuzer gleichen Schutz der Gesetze wie eine Million genießt, und wo in streitigen Sachen der Richter über einen schmalen gedruckten Papierstreifen nicht eben so ernst und nach den Gesetzen Recht spricht, als über Haus und Feld.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 16. Januar stand folgender Artikel, ich erinnere mich nicht, aus welchem Blatte entlehnt:

„Vor einem guten Flaschenstöpsel (schreibt Jemand) habe ich immer allen Respekt, und er verdient ihn. Denn ein solcher Stöpsel ist ein ordentlicher Vorgesetzter, Leib- und Halsherr der Flaschen, ein Zunft- und Stuhlmeister, ein Festungscommandant und Grandmaitre, der um so mehr auf unsere Achtung Anspruch zu machen hat, je mehr er nach seinem edel pantoffelhölzernen Naturell die glänzende Fähigkeit besitzt, allen Druck geschmeidigt anzunehmen, dagegen aber auch da, wo er vorsteht oder oben sitzt, alle champagnermäßige, luftige Auf- und Ausbrausungen zurückzuhalten; daher auch, sobald ein zuverlässiger, wohlgeschnitzter und gescheiter Stöpsel seine Schuldigkeit thut, aus seinem gläsernen Bezirke gewiß kein Bläschen Geist oder Kraft hervortreten darf. Darum Ehre den Stöpseln!“

Diesen Artikel .... hatte ihn die Zensur gestrichen? Nein, sie hatte Schlimmeres gethan als das; sie hatte dabei

bemerkt: „Passirt ohne Anstand.“ Der Zensor glaubte wahrscheinlich, dieser Artikel sey darum aufgenommen worden, weil er auf Zensurbeamten angewendet werden könnte, und fühlte sich daher gedrängt, einen Beweis seiner Hochherzigkeit zu geben und merken zu lassen, daß er zwar die Beziehung verstanden habe, sich aber darüber hinaussetze, und dem Artikel freien Lauf lasse. Nie hat mich ein Druckverbot so sehr empört als diese Druckerlaubniß, weil es mir deutlich verrieth, wie die Zensur ein Amt sey, das ohne Leidenschaftlichkeit, oder wenigstens Laune, gar nicht ausgeübt werden kann.

Sechster Fall.

Da die Aengstlichkeit und Strenge der hiesigen Zensur, wie es die Behörde, die sie ausübt, offen erklärt, nur die Anwesenheit der Bundesversammlung zur Quelle hat, so mag es erklärlich seyn, warum man einem Journalisten in Frankfurt verbieten mag, freisinnige, der Aristokratie mißfällige Ansichten aufzustellen. Wenn aber diese Ansichten aus andern deutschen Blättern entnommen sind, was wird dadurch gewonnen, daß die Frankfurter Zeitungen sie nicht haben? Werden Artikel aus der allgemeinen Zeitung, welcher doch Jedermann Mäßigung, wenn auch nicht nachrühmen, aber doch nachsagen muß, weniger verbreitet, wenn sie die Blätter des einzigen Frankfurts nicht aufnahmen? Aus welchem, ich will nicht sagen, rechtlichen und vernünftigen,

aus welchem Grunde überhaupt, ſey er auch aus einer falſchen Anſicht hervorgegangen, wird Stellen, wie folgenden, von der Zenſur die Aufnahme verweigert?

In der Zeit. d. fr. St. Fr. vom 17. Januar wurden von einem der allgemeinen Zeitung entlehnten Artikel: Aus Deutſchland, 7. Jan., die in nachfolgender Stelle durch den Druck herausgehobenen Worte geſtrichen:

„Wir eben ſo wenig, wie die Franzoſen, wollen uns die Früchte der Zeit entreißen, oder — ſofern wir ſie noch nicht haben — vorenthalten laſſen! Volksvertretung, Preßfreiheit, Gleichheit vor dem Geſetz, Gleichheit der Anſprüche auf Amt und Würde, Bürgerehre auf der einen Seite — Feudalität, Intoleranz, Finſterniß religiöſer und ariſtokratiſcher Vorurtheile, Anmaſſung der Privilegirten auf der andern Seite — das ſind die Lockungen, die auch unſere Nation auf dem Scheidewege zu ſchöner, kräftiger, heilbringender Entwickelung und geſetzlicher Ordnung führen, oder in die gräuelhafte Zerrüttung befürchteter Revolutionen ſtürzen können! Wir fürchten dieſes Schreckbild nicht, wo es durch weiſe Regierungsanſtalten, durch offenes Fortſchreiten mit der Kultur und den Bedürfniſſen des Volks frühzeitig gebannt wird.

Weiſe Regierungsanſtalten, Fortſchreiten mit der Kultur, Bedürfniſſe des Volks, ſind das Schreckbilder, welche die Zenſur einer freien Stadt bannen ſoll?

— In dem nämlichen Blatte ward in dem Artikel Stuttgart 9. Januar, welcher von der Preßfreiheit im

Königreiche Würtemberg handelte, und aus einer in Stuttgart erscheinenden Zeitung genommen war, folgende Stelle gestrichen:

„Der kategorische Imperativ in der Philosophie eines Mandeville „nach der Gunst der Staatsregierer, als nach dem Höchsten zu trachten," und so nicht nur mit Regenten, sondern auch mit Ministern ꝛc., oder gar mit Mätressen Abgötterei zu treiben; diese feine Religion soll noch heute viel Anhänger haben."

Beim Himmel, man kann es bei tausend Gelegenheiten erfahren, wie es war ist, was Lessing irgend Einen sagen läßt: „Wenn man über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, so hat man keinen zu verlieren." Alle Bürger und Beisassen der vierzehn Quartiere unserer Vaterstadt möchte ich fragen, warum man im freien Frankfurt, wo es weder Minister noch Staatsmätressen gibt, nicht obige Stelle soll drucken lassen dürfen, da es doch in einer Königsstadt geschehen durfte? Aber da ist die Alles zerstörende Beamtenwillkühr, die sich auf der Wachparade des bürgerlichen Dienstes im und am Kleinen übt, um bei ernstem Treffen gewandt und fertig da zu stehen. Da ist der unselige, Alles verwirrende Geist der beliebigen Verwaltung, welche es für gottgefällig hält, Bürger auch außer dem Gesetze zum vermeintlichen Guten zu leiten, sie väterlich zu regieren, und die so oft die schlechte Regierungsthat mit dem guten Willen beschönigt. Zu so unbedeutenden Dingen, als das

Druckverbot einiger Zeilen iſt, wähnt man keine Vorſchrift der Geſetze nöthig zu haben, und nach Gutdünken verfahren zu dürfen. Unheilbringende Verblendung, als ſey in der bürgerlichen Freiheit Etwas unbedeutend, und als ſey es nicht eben ſo verdammlich, wenn ein Beamter der Laune oder Neigung, als wenn er dem Vortheile eines Bürgers unberechtigt ſich in den Weg ſtellt!

— In dem nämlichen Blatte ſteht folgender Artikel:

Frankfurt, 16. Jan. — Die heutige Ober-Poſtamts-Zeitung enthält einen Bericht des Herrn Dr. Becker, über die Beſchaffenheit des hieſigen Irrenhauſes, welcher mit folgenden Worten ſchließt: „Im Irrenhauſe wird Niemand in den Sack geſteckt, oder ihm der Mund geſtopft, völlige Rede- und Gewiſſensfreiheit herrſchet da. Das Haus iſt demnach vor oder hinter dem Zeitgeiſte.“ O trauriges Geſchick, daß man den Verſtand verlieren muß, um die Freiheit zu finden.

Die herausgehobenen Worte wurden geſtrichen. Ich möchte ſehr gern einmal den Verſtand verlieren, um dem Herrn Zenſor ſagen zu dürfen, was ich von ſeiner Zenſur denke; aber dann freilich fände ich wahrſcheinlich Nichts zu ſagen, ſondern würde Alles klug und zweckmäßig finden.

— Endlich hatte ich in demſelben Blatte, freilich ironiſcher Weiſe, von dem verdorbenen, verſtockten und verdammten Frankreich geſprochen. Dieſe Worte wurden geſtrichen. Wahrſcheinlich hatte der Herr Zenſor keine Gelegenheit zu erfahren, daß in Paris ſelbſt, täglich in weit

härteren Ausdrücken, von Frankreich und seiner Regierung gesprochen wird, sonst hätte er wohl dem Einwohner einer deutschen freien Stadt diese Art zu reden nicht verbieten können. Es wäre sehr gut, wenn der Herr Zensor zuweilen nach dem Datum seiner Instruktionen sähe. Es scheint manchmal, daß er die aus den Napoleonischen Zeiten zur Richtschnur nähme. Da die Frankfurter Polizei ohnedies so viel Geld kostet, so sollte man auch eine jährliche Ausgabe von einigen Hundert Gulden für Pariser Journale nicht scheuen, und den Zensor verpflichten, sie zu lesen, damit er den Geist der französischen konstitutionellen Freiheit kennen lerne, und nicht mehr, etwa aus Furcht vor Reklamationen des hiesigen französischen Gesandten, Artikel streiche, die in Paris selbst nicht unterdrückt werden dürfen.

Siebenter Fall.

Die Zeitung vom 18. Januar enthält einen Artikel vom Rhein 9. Jan., aus der allgemeinen Zeitung entlehnt, welcher von dem Parteienkampfe in Frankreich und von den Umtrieben der Ultra's, spricht. Am Schlusse desselben heißt es:

„ . . . Es handelt sich um nichts Geringeres, als ob die liberalen, konstitutionell-monarchischen Institutionen Frankreichs, an welche sich die aller andern Länder lehnen, in ihrer Reinheit hergestellt und erhalten, oder ob der Volksgeist niedergetreten, und dadurch ein neues Zurückschnellen dieser ewig elastischen Feder, mithin neue Revolutionen, verbreitet werden sollen.

Die Völker wollen ſie nicht, aber halbe Maßregeln und Unterdrückung der Preßfreiheit werden uns davor nicht bewahren; wohin ſie führen, hat Napoleons Beiſpiel gezeigt."

Die herausgehobenen Worte ſind geſtrichen worden. Alle europäiſchen Miniſter können ruhig ſchlafen, die Frankfurter Zenſur wacht für ſie; fielen auch dieſer einſt die Augenlieder zu, dann ſtünde es ſchlimm um die Ruhe der Welt.

Achter Fall.

Es war mir daran gelegen zu wiſſen, ob das Verfahren der Zenſur in der Willkühr, Laune und in den eigenthümlichen Anſichten des Zenſors gegründet ſey, oder ob derſelbe nach Vorſchriften der oberen Behörden handelte. Um dieſes ausfindig zu machen, verſuchte ich einige Male bei dem Vorgeſetzten des Zenſors Abhülfe gegen die Beſtimmungen des letztern zu erhalten, und fand ſie auch jedesmal. Der Herr Polizeidirector nämlich, ließ, ſo oft ich mich bei ihm beſchwerte, den Zeitungsartikeln, welche die Zenſur geſtrichen hatte, freien Lauf. Allein macht dieſe Erleichterung den Druck nicht nur noch ſchmerzlicher, da ſie beweiſt, daß der Druck unnöthig, ungeſetzlich war, und daß der Zenſor eigenmächtig verfuhr? Der Herr Polizeidirector erwiederte mir mehreremal, da ich ihm eben dieſe Bemerkung machte: Der Herr Zenſor habe nicht gewagt, dieſen oder jenen Artikel auf ſich zu nehmen. Allein iſt denn, um des Himmels

willen, der Staat um der Beamten wegen da? Hängt das Wohl Frankfurts davon ab, daß der Herr Zensor sich behaglich fühle, ruhige Nächte habe, und darf er, um sicher zu seyn, das, was er seine Pflicht nennt, gethan zu haben, mehr thun, als seine Pflicht und die bürgerliche Freiheit nach Gutdünken beschränken? Soll der Grad der Preßfreiheit in Frankfurt von den stärkern oder schwächern Nerven des Zensors, und von seiner daraus hervorgehenden, größern oder geringern Aengstlichkeit abhängen?

Ich werde Proben von der Zensur der zweiten Instanz geben. In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 19. Jan. war ein Artikel aus den Rheinischen Blättern, die Bittschrift des Grafen Las Cases an das brittische Parlament, wegen der Behandlung Napoleons auf St. Helena, betreffend, aufgenommen. Die Zensur strich den Artikel, weil darin von der treuen und liebevollen Anhänglichkeit des Las Cases für seinen ehemaligen unglücklichen Herrn die Rede war. Wahrscheinlich richtete sich der Zensor nach den Instruktionen, die er vier Jahre früher wegen Buonaparte, und was von ihm öffentlich gesagt werden dürfte, erhalten hatte. Damals mochte ihm vorgeschrieben worden seyn, keine Theilnahme für den gefallenen Helden bekannt werden zu lassen, weil zu jener Zeit noch daran gelegen war, dem Vaterlandseifer der Deutschen eine Richtung nach Außen zu geben, und ihren Haß der Tyrannei in einen Haß des Tyrannen umzuwandeln. Aber seitdem haben sich die Verhältnisse

geändert, und man kann Napoleon nicht mehr hart beurtheilen, ohne sich gegen die Erben seiner Grundsätze zu versündigen. Dies hätte der Herr Zensor bedenken sollen, und dann würde er jenen Artikel nicht gestrichen haben. Auch fand wirklich der Herr Polizeidirector dessen Verfahren nicht zu billigen, und schrieb auf das Zensurblatt: „Kann gedruckt werden, außer den durchstrichenen Zeilen.“ Die durchstrichenen Zeilen lauteten also:

„.... so sehr man auch einen großen Theil seines Lebens verdammen muß, nimmer kann die Art dadurch gerechtfertigt werden, wie die Engländer ihn behandeln.“

Was dieser Satz für die Ruhe der europäischen Monarchien Gefährliches enthält, ob dessen erster oder zweiter Theil die öffentliche Meinung vergiften könne, das weiß ich, aber ich sage es nicht.

— Das nämliche Blatt hatte folgende Aphorisme des Abbé Galiani aufgenommen:

„Die moderne Theokratie fängt damit an, daß sie die Menschen durch Strenge und Quälereien reinigen will. Ist man an das Höchste von Leiden und Langeweile gewöhnt, dann wird der Papst, der Abt, der Beichtvater, der Novizenmeister, ein Tyrann, ein Gott, ein Alles. Aus einem so zahm gemachten Wesen kann er Alles machen, was er will.“

Diese Stelle strich die Zensur unbegreiflicher Weise, da wir in Frankfurt weder einen Papst, noch einen Abt, noch einen Beichtvater, noch einen Novizenmeister, noch einen

Tyrannen haben, die gegen die Zeitungsfreiheit reklamiren könnten. Auch sah der Herr Polizeidirector die Ungerechtigkeit des Zensors ein, und begnadigte den verurtheilten Artikel.

Neunter Fall.

Die Zeitung vom 28. Januar enthielt einen Bericht der Missionäre im südlichen Frankreich und von den Wundern, die sie dort verübt haben wollten: Darin wurden folgende zwei Stellen gestrichen:

„Die Barmherzigkeit Gottes beschränkte sich aber nicht auf die Katholiken allein; selbst die Protestanten konnten sich des allgemeinen Eindrucks nicht erwehren. Es haben sich wenigstens 25 bekehrt." ..... „Am nämlichen Abende kamen 5 Protestanten, worunter einer von 22 Jahren sich zu meinen Füßen warf und sagte: Mein Vater, ich bin Protestant, erbarmt Euch meiner und macht mich zum Katholiken.... Man segnete 47 Ehen ein."

Der Herr Polizeidirector, an den ich wegen der Striche appellirte, erlaubte den Druck der Stelle.

Das nämliche Blatt hatte einen Artikel aus Berlin vom 8. Januar, aus dem Oppositionsblatte entlehnt, worin ein dummer Streich der Berliner Zensur erzählt war. Die Frankfurter Zensur strich den Streich ihrer lieben Schwester. Auf Beschwerde darüber beim Herrn Polizeidirector erlaubte dieser die Aufnahme, doch mußte folgende Bemerkung, die er eigenhändig auf das Zensurblatt schrieb, dem Artikel vorausgeschickt werden:

„Das Oppositionsblatt enthält folgenden Artikel, der durch seine lächerliche Uebertriebenheit sich selbst widerlegt, und den wir nur deßhalb aufnehmen, weil vielleicht Anlaß zur förmlichen Widerlegung dadurch entsteht.“

Wer die bisher erzählten Thaten der Frankfurter Zensur gelesen hat, wird nicht sagen, daß die gegen die Berliner angebrachte Beschuldigung lächerlich übertrieben sey; auch hat sie sich weder selbst widerlegt, noch zu einer förmlichen Widerlegung Anlaß gegeben. Es ist weiter nichts daraus entstanden, als daß die Redaktion des Oppositionsblattes mich vor aller Welt herabgehumzt hat, weil ich die Anmaßung gezeigt, in Frankfurt am Main die Artikel ihres zuverlässigen Berliner Korrespondenzen berichtigen zu wollen. Indessen habe ich später den Wink des Herrn Polizeidirectors oft benutzt, und um gefährlichen Artikeln Eingang zu verschaffen, ihnen mehrere Grobheiten zur Empfehlung vorausgeschickt. Es ist höchst wunderbar, daß während in Frankfurt, als in einer betriebsamen Handelsstadt, jeder seine schlechte Waare lobt, um sie gut zu verkaufen, dort ein Zeitungsschreiber seine gute Waare tadeln muß, um ihr Absatz zu verschaffen. Den schönsten, besten, edelsten Meinungen habe ich in meiner Zeitung zuweilen einen Steckbrief vorausgeschickt, und dieses Zeugniß der Schlechtigkeit hat ihnen zum Passe gedient.

Zehnter Fall.

In der Zeitung vom 26. Januar stand von Paris aus: „Das Ministerium, sagt man, ist gut, aber schwach.“

Aber schwach, wurde gestrichen, und nur der Vordersatz blieb stehen. Beim Himmel, wenn erst der hiesige Zensor die zu Paris erscheinende Minerve Française und den Conservateur zu streichen hätte, da blieb kein großes und kleines Abc darin stehen, so viel als man braucht, um Kinder lesen zu lehren. Diese Sachen klingen alle so fabelhaft, daß ich fürchte, man glaubt mir nicht und denkt vielleicht gar, ich hätte eine Satyre gegen die Zensur schreiben wollen und darum das Gemälde karrikirt. In der freien Stadt Frankfurt soll man nicht sagen dürfen, das französische Ministerium sey schwach, bei welchem gelinden Ausdrucke die Pariser Zeitungsschreiber es nur dann bewenden lassen, wenn sie höflich seyn wollen und eine Anstellung suchen!

— In dem nämlichen Blatte stand:

„Auf den Pariser Schaubühnen werden jetzt die Leiden des jungen Werthers parodirt. Man sieht, daß die Franzosen um vierzig Jahre in der Geschichte der Deutschen zurück sind, sonst würden sie ganz andere Leiden zu parodiren finden."

Die herausgehobenen Worte wurden gestrichen. Allein indem der Zensor dieses that, bewies er nicht eben, wie richtig meine Bemerkung war?

Eilfter Fall.

Die Zeitung vom 29. Januar hatte allen übrigen deutschen Blättern folgenden Artikel nachgeschrieben:

„Frankfurt, 17. Januar. — Der hannöversche Bundes-Gesandte, Herr von Martens, hat eine altenmäßige Darstellung der vorigjährigen Ereignisse unter den Studirenden zu Göttingen an die anderen Herren Gesandten vertheilen lassen, und denen, die solchen Staaten angehören, worin Akademien sich befinden, in einer Note den Wunsch ausgedrückt, daß man sich über allgemeine Grundsätze vereinigen möge, um künftig ähnlichen Auftritten vorzubeugen.“

Gestrichen. Der Isis-Schleier der Bundesversammlung wäre durch diese Nachricht wohl nicht aufgedeckt worden!

Zwölfter Fall.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 2. Februar hatte folgenden Artikel aufgenommen:

„Nordamerikanische Freistaaten.

Die Emigranten, so aus Europa ankommen, belaufen sich im Durchschnitt täglich auf 200. In 14 Tagen waren 1670 angekommen, und zwar in: New-York 641, Philadelphia 681, Baltimore 391. Die übrigen 157 in andern Seehäfen.“

Der Zensor unterdrückte diese Nachricht. Meine Leser sind wohl müde geworden, zu fragen: warum? Wer kann das errathen! Aber diesen nämlichen Artikel durfte am nämlichen Tage die Ober-Postamtszeitung aufnehmen. Man sieht, wie die Zensur nur nach Anwandelungen verfährt; denn enthielte jener Artikel Etwas, was ihn nach irgend einer Ansicht schädlich machte, wie konnte diese Schädlichkeit

dem Zensor in der einen Zeitung auffallen und in der andern zu gleicher Zeit entgehen? Ich habe diesen Fall wegen seiner Merkwürdigkeit schon früher in einigen öffentlichen Blättern bekannt gemacht und damals mich folgendermaßen darüber geäußert:

„Da, so viel ich weiß, meine liebe Vaterstadt in keinem Krieg mit den vereinigten Staaten verwickelt ist, in welchem Falle sie das Preisen der Vorzüge ihrer Feinde mit Recht untersagen würde; so kann der Zensor bei seinen Ungedankenstrichen keine andere Absicht gehabt haben, als dem Geschichtschreiber von Kuhschnappel etwas Angenehmes in seinen Zettelkasten zu werfen und Jean Paul, liest er dieses, nimmt gewiß eine saubere Feder und zeichnet den Zug hin, am gehörigen Orte und mit verdienter Zierlichkeit.

„Oder ich bitte alle Anwohner des Mains, des Rheins, der Seine, der Newa, ja sogar des Manzanares, mir zu sagen, was sie vielleicht sonst denken von der Sache. Hat sich aber Jeder satt erstaunt über diese wahrhaftige Geschichte, dann wird noch ein kleines süßes Wunder als Desert aufgetischt. Es besteht in Folgendem: An dem nämlichen Tage nämlich am Dienstage, dem 2. Februar, wo in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt der Zensor die angeführte Stelle gestrichen hatte, stand diese nämliche Stelle gesund und frisch in der Frankfurter Ober-Postamtszeitung. Da nun alle Zeitungen in derselben Stunde und vom nämlichen Zensor durchgesehen werden, so müssen nothwendig binnen

fünf Minuten, als so viele Zeit zwischen der Zensur des einen und des andern Blattes verflossen seyn kann, die auswärtigen Verhältnisse der Stadt Frankfurt sich geändert haben, welches wehe thut, da die heilige Allianz mehr Beständigkeit der Staatsrelationen hatte hoffen lassen."

Dreizehnter Fall.

Sollte man wohl glauben, daß die Frankfurter Polizei sogar auf das bekannte Champ d'Asile in Amerika ihren Fernblick geworfen habe? Eine der Minerve Française entlehnte Nachricht von der zur Unterstützung jener französischen Flüchtlinge zu Paris eröffneten Subscription durfte ich in die Zeitung vom 3. Februar nur unter der Bedingung aufnehmen, daß ich die öffentliche Quelle dieser Nachricht sorgfältig dabei setzte; die Zensur schrieb mir dieses ausdrücklich vor.

Vierzehnter Fall.

Ich hatte früher die von der Zensur gestrichenen Stellen durch Punkte angedeutet. Sollte ihr das nicht selbst willkommen gewesen seyn, da ja ihr Diensteifer hierdurch fühlbar ward, woran ihr nur allein gelegen schien? Es ist mir unerklärlich, warum ihr dieses zuwider war und warum sie bei dem Polizeiamte das Verbot, solche Punkte zu setzen, für mich auswirkte. Unterm 20. Februar wurde mir von der Polizei eine schriftliche Verordnung zugeschickt, worin

mir bei Strafe alles Punktiren untersagt worden. Ueber das Recht, welches die Polizei haben könnte, mir einen solchen Zwang aufzulegen, will ich mich hier nicht weiter äußern, da später mehr hiervon geredet werden soll; ich begnüge mich, die hierher gehörigen Stellen jener Verordnung nachfolgend mitzutheilen:

Actum

bei dem Polizei-Amte der freien Stadt Frankfurt, Mittwochs den 20. Januar 1819.

„Von Seiten der hiesigen Zensur geschah die Anzeige, in der Zeitung für die freie Stadt Frankfurt würden seit einiger Zeit diejenigen Stellen, welche von der Zensur gestrichen worden, mit Punkten oder Strichen durchschossen, um dadurch das Publikum aufmerksam zu machen, daß an dem durchschossenen Raum eine Stelle von der Zensur gestrichen worden. Da nun dieses Verfahren gegen alle Ordnung verstoße, so halte die Zensur sich verpflichtet, hiervon die Anzeige zu machen, um weitere Resolution darüber zu veranlassen, worauf beschlossen wurde:

u. s. w. u. s. w.

4) Die etwa durch die Zensur veranlaßten Lücken dürfen nicht mit Strichen oder Punkten durchschossen werden, vielmehr muß der Satz so zusammengerückt werden, daß keine Unterbrechung des Textes sichtbar wird.

5) Sollte, nachdem dieses befolgt worden, am Ende des Blattes selbst ein leerer Raum übrig bleiben, so muß solcher entweder mit Avertissements, welche schon die Zensur passirt sind, oder mit solchen politischen Artikeln, die kurz zuvor in andern hiesigen Zeitungen eine Aufnahme gefunden, ausgefüllt werden, und die Redaktion ist verbunden, zu dem Ende stets für einen zureichenden Vorrath von dergleichen Avertissements oder Artikeln zu sorgen."

Bald darauf traf auch der Fall ein, daß ich wegen vermeintlicher Uebertretung jener Vorschrift zur Untersuchung gezogen und mit einer Geldbuße gezüchtigt wurde.

Nämlich in der Zeitung vom 9. Februar war, in einem der Bremer Zeitung entlehnten, ein Schreiben des ehemaligen Herausgebers des deutschen Beobachters, Herrn Dr. Benzenbergs, enthaltenden Artikel überschrieben: Bremen, 3. Februar, nachfolgende Stelle gestrichen:

„Ich will Ihnen noch ein Beispiel von der ... Zensur erzählen."

„Ich war im vorigen Herbste in Aachen, und da alle Leute sich wunderten, daß die Aachener Zeitungen so schlecht wären und lauter unbedeutende Nachrichten enthielten, so schrieb ich im deutschen Beobachter einen Aufsatz: Ueber die Aachener Zeitungen, und zeigte, daß man Unrecht habe, den Zeitungsschreibern hierüber Vorwürfe zu machen, denn dieses rühre lediglich von der Zensur her, welche es sich zum Gesetz gemacht, Alles zu streichen, was den Kongreß beträfe, damit Preußen

keine Auseinandersetzung mit den andern Kabineten der Zeitungen wegen habe; denn sobald Zensur vorhanden, sey jede Zeitung offiziell, und daß die Brüsseler Zeitungen alles schreiben könnten, rühre daher, daß sie keine Zensur hätten und also keinen offiziellen Charakter. So hatten z. B. die Aachener Zeitungsschreiber die abgeschlossene Konvention früher als die Pariser, sie durften sie aber nicht eher drucken lassen, bis sie im Moniteur gestanden. So seyen heute (so hieß es weiter in dem Aufsatze) 25 Jagdhunde von Lord Wellington angekommen, welche Anfangs für die Doggen von Madame Castlereagh wären gehalten worden, — allein ein solches Factum dürften die Aachener Zeitungen schon nicht berichten, weil die Politiker hieraus schon auf eine Verlängerung des Kongresses schließen würden und die Zensur es deswegen nicht durchlasse."

„Der .... Zensor fand aber auch die Sache zu bedenklich und die 25 Jagdhunde des edlen Lords blieben in der Zensur stecken, ohne daß sie weiter zum Vorschein gekommen wären."

„Im Juni 1817 strich er die Kabinetsordre des Königs von Preußen, in welcher die scharfe Untersuchung wegen der Verspätung des Ostseegetreides befohlen worden, obschon diese sichtlich zur Bekanntmachung bestimmt war, um die mit Hunger und Verzweiflung kämpfenden Provinzen zu beruhigen. Auch stand sie nachher in allen Zeitungen."

„Um dieselbe Zeit strich er einen Aufsatz über die Kornlieferungsgeschichte, der ganz zu Gunsten des preußischen Ministeriums geschrieben war, und der von einem Manne herrührte, der die Akten gesehen. Der Zensor glaubte aber, daß hierin heimliche Stachelnüsse verborgen liegen möchten, und fand es am sichersten, ihn zu streichen."

„In einem Aufsatze von Westphalus Eremita strich er neulich so viel, daß dieser ihn im Herrmann aufs Neue

abdrucken ließ und die gestrichenen Stellen mit Cursivschrift. Der Bürgermeister von Hagen (der Zensor des Herrmann), obgleich ein preußischer Unterthan, hatte also mehr politischen Muth. ... Der Artikel betraf nämlich Preußen."

„Die Ursache hiervon liegt aber blos und allein in den fremden Gesandten. Diese glauben, daß sie ihre Schuldigkeit nicht thun, wenn sie die Zeitungen, so in dem Orte erscheinen, wo sie residiren, nicht gehörig lesen und auf alle Kontrebande merken, da sie ohnehin wenig zu thun haben. Wenn diese nun so etwas finden, so bescheiden sie den armen Zensor zu sich ad audiendum verbum, und den andern Tag streicht er die halbe Zeitung, um nur seinen guten Willen zu zeigen."

„In Darmstadt hatte auch neulich ein Gesandter einen Artikel in der Mainzer Zeitung gefunden, der ihm sehr anstößig schien und wegen dessen er bei Hofe eine scharfe Verfügung verlangte. Abgeschlagen und zur Justiz verwiesen."

Das überraschte mich nun weiter nicht; denn schon war ich an den türkischen Druck ganz gewöhnt und davon abgestumpft worden, und ich hätte so geduldig wie ein Lamm selbst meinen Hals dem Zensor hingereicht, um mich aus dem Verzeichnisse der Lebenden zu streichen. Auch ließ ich die gestrichene Stelle aus, enthielt mich obiger Vorschrift gemäß alles Punktirens, nur füllte ich die durch die ausgestrichenen Stellen entstandenen Lücken mit mehreren schönen Bekanntmachungen aus, so daß, besonders scharfsinnige Leser wohl entdecken konnten, daß das Vehmgericht der Zensur wieder einige, den Landfrieden störende, Redensarten habe hinrichten lassen. Ich that es pour égayer la matière;

aber die Polizei fand dieses gar nicht lustig und zog mich, um ihrer beleidigten Tochter Zensur Genugthuung zu geben, zur Untersuchung und Strafe, wie sich aus nachstehendem Polizeigerichts-Protokolle ergibt:

Auf Anzeige der Zensur, daß die Redaktion der freien Stadt Frankfurt einen in Nr. 40 dieser Zeitung unter der Aufschrift „Bremen" enthaltenen Artikel, welcher zum Theil gestrichen worden, bei dem ausgegebenen Abdrucke zwar ausgelassen, dagegen mehrere Bekanntmachungen innerhalb dieses Artikels eingeschoben habe, wahrscheinlich um das Publikum auf diese durch die Zensur entstandene Lücke aufmerksam zu machen, welches gewadezu gegen den unterm 20. Januar l. J. ergangenen Amts-Beschluß sub. membr. 4. verstoße, wurde Herr Dr. Börne als Redakteur dieser Zeitung vor Amt gefordert und befragt, warum er die ihm bestimmt gegebene Weisung in vorliegendem Falle nicht beobachtet habe?

Resp. Wegen Mangel an Stoff habe er sich genöthigt gesehen, die zwischengeschobenen Artikel, von welchen schon der Satz fertig gewesen, als der Bremer Artikel von der Zensur zurückgekommen wäre, an der Stelle, wo sie wirklich sind, stehen zu lassen; ferner wäre nicht mehr Zeit genug gewesen, diese zwischengeschobenen Artikel an das Ende der Zeitung zu setzen, indem er selbst bis 12 Uhr Nachts in der Druckerei gewesen wäre; endlich habe er in der Meinung gestanden, daß solche Einschiebungen dem 4. und 5. membr.

des polizeiamtlichen Beschlusses vom 20. Januar nicht zuwiderliefen.

Herr Dr. Börne wurde hierauf aufmerksam gemacht, daß der erwähnte Beschluß ausdrücklich die Vorschrift enthalte, Avertissements nur an das Ende des Blattes zu setzen, und habe er daher solches auf alle Fälle zu beobachten.

In Untersuchungssache gegen Herrn Dr. Börne, Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, Uebertretung der Zensur-Vorschriften ist der

Bescheid:

Da dieses wiederholte Zensurvergehen ausdrücklich in der desfalls an die Redaktion der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unterm 20. Januar l. J. ergangenen amtlichen Weisung mendr. 4 und 5. untersagt ist, mithin die angeführte Entschuldigung nicht als hinreichend angenommen werden kann, so wird Herr Dr. Börne mit einer Strafe von Zehn Reichsthalern und Bezahlung der Untersuchungskosten belegt, auch angewiesen, sich in vorkommenden Fällen strenge an die amtliche Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung schärferen Einsehens zu halten. Decretum Polizei-Gericht am 24. Februar 1819.

Da ich mich durch dieses Urtheil verletzt fühlte, ergriff ich das Mittel der Berufung an ein höheres Gericht. Ich lasse die bei dem Appellationsgerichte eingereichte Beschwerde-Ausführung hier nachfolgen.

Die hier lebende und wirkende Zeitungszenſur, in rechtlicher Beziehung als ein Findelkind zu betrachten, deſſen Name, deſſen Herkunft, deſſen legislative Urheber man nicht kennt; weit entfernt durch ein kluges, ſittliches und beſcheidenes Betragen ihre Herſtammung vergeſſen zu machen, und nach der Achtung zu ſtreben, die der Bürger ſonſt nur den auf offenem Wege erzeugten und vom Staate anerkannten geſetzlichen Einrichtungen gewährt, iſt ſtets bemüht, der Weiſe jeder uſurpatoriſchen Herrſchaft gemäß, das was ihr das Recht verſagt, durch Gewalt zu erreichen, und für die Liebe und Achtung, die ſie niemals findet, ſich durch Furcht, die ſie einzuflößen ſucht, ſchadlos zu halten.

Wenn ich die Erfahrungen, die ich über die Handlungsweiſe der Zenſur bisher gemacht habe, und die das oben ausgeſprochene Urtheil nur darum nicht ganz rechtfertigen, weil ſie es als zu gelind hervorſtellen, nicht zur Unterſtützung der Klage, die ich führen werde, mittheile, ſo geſchieht's, weil ich erſt verſtärkt durch tauſend Stimmen der öffentlichen Meinung meine Beſchwerde am geeigneten Orte vorzubringen gedenke. Ich beſchränke mich hier nur auf einen einzelnen Fall.

Die Zenſur, wie ſie gegen die neue Zeitung der freien Stadt Frankfurt ſeit dem erſten Tage ihres Erſcheinens ausgeübt wurde, liegt außer aller Beſchreibung. Es kann ihr weder Strenge vorgeworfen, noch Milde nachgerühmt werden. Sie befolgt keine Grundſätze, weder des Rechts, noch der

Billigkeit, noch der Klugheit; sie hat keine Regel, weder erhaltene Vorschrift, noch Konvenienz, noch eigene Ansicht. Es ist Nichts dauernd an ihr als ihr Wechsel, Nichts beständig als ihre Unbeständigkeit. Hätte sie nur wenigstens ihre eigenen Vorstellungen von Rede- und Druckfreiheit befolgt, und hierdurch eine Richtschnur für den Redakteur gegeben. Aber so wurde gestrichen, was 24 Stunden später stehen bleiben durfte; ja es ist geschehen, daß der Zeitung der freien Stadt Frankfurt die Aufnahme eines Artikels untersagt wurde, der am nämlichen Tage in der Postzeitung stand. Heute wurde ein Nadelstich mit der größten Aengstlichkeit parirt, den folgenden Tag ließ es die Zensur geschehen, daß man die empfindlichsten Seiten der Machthaber mit Lanzen durchbohrte. Bald suchte sie Gift, wo keines war, und versperrte allen Regierungen sehr willkommenen Grundsätzen den Weg; bald ließ sie den vermeintlich verderblichsten Lehren freien Gang. Mit einem Worte, die Zensur war eben so überraschend, wo sie gewähren ließ, als wo sie dazwischen trat; eben so bewunderungswürdig in ihren Druckerlaubnissen, als Druckverboten. Mit dem bisher Gesagten soll keineswegs über das regellose Verfahren der Zensur eine Beschwerde beabsichtigt (dieses wird an einem andern Orte erschöpfender geschehen), sondern nur dargethan werden, wie es dem Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unmöglich war, die Grundsätze oder Launen der Zensur zu berechnen, und wie er daher auch mit dem besten Willen

zur Folgſamkeit und Unterwerfung gegen eine unwiderſtehliche Uebermacht, nicht vermeiden konnte, Artikel aufzunehmen, welchen bei der Zenſur die Druckerlaubniß unterſagt wurde.

Das zenſirte Zeitungsblatt kommt, zufolge einer Einrichtung, die (was ſchwer ſcheint) das Drückende dieſer ganzen Zwangsanſtalt nur noch ſchmerzlicher macht, erſt Abends um 10 Uhr in die Druckerei zurück, und in den Fällen, wo eine Veränderung vorzunehmen iſt, wird ſie ſo ſpät noch dem Redakteur in's Haus gebracht, der ſie gewöhnlich beim Auskleiden erhält. Es iſt alsdann nicht möglich, die durch das oft ſo freigebige Streichen entſtandenen Lücken auszufüllen. Noch hinderlicher als ganz durchſtrichene Artikel ſind die herausgeriſſenen Sätze und Worte, wodurch der Zuſammenhang verletzt, unſinniges Zeug hervorgezaubert und der Redakteur in die betrübte Lage verſetzt wird, in die Regalien mancher Polizeiſtelle einen frevelhaften Eingriff zu thun, und das Recht zum Gebrauche eines ſchlechten Styls ſich anzumaßen.

Der Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt hat, wenn ſolche Fälle eintraten, den Ausweg, der allen Zeitungsſchreibern, wo Zenſur iſt, offen gelaſſen wird, benutzt, nämlich den, durch mehrere Punkte oder Gedankenſtriche anzuzeigen, wo die Stellen haben weggelaſſen werden müſſen, und ſo die Ehre ſeines Verſtandes und ſeiner Schreibart gerettet. Ich kann es durch genug Zeitungsblätter, namentlich durch die Zeitung der, auch freigenannten, Stadt Bremen

beweisen, daß die erwähnte Befugniß den Redakteurs nie versagt war.

Die Zensur der freien Stadt Frankfurt glaubte dabei nicht stehen bleiben zu dürfen: sie verfolgte die ihr mißfälligen Ansichten, nachdem sie sie gerichtet hatte, bis über das Grab hinaus. Sie schlug meine Gedanken todt, und untersagte mir zugleich, ihnen Leichensteine setzen zu lassen. Daher erwirkte sie bei dem Polizeiamte, mit welchem sie so eng verbunden ist, daß das Verbot ertheilt ward, Punkte oder Striche an die Stelle der zensirten Artikel zu setzen, oder überhaupt einen weißen Raum in der Zeitung zu lassen.

Wenn die hiesige Polizei berechtigt ist, Gesetze zu machen, dann vereinigt sie alle Gewalten, die im Staate vertheilt sind, und getrennt bleiben müssen, wenn nicht die persönliche Freiheit zu Grunde gehen soll. Nach der bestehenden Ordnung der Dinge vereinigt die Polizei folgende Befugnisse: 1) Sie macht den Antrag zu einem Gesetze. 2) Sie entwirft dieses Gesetz und zwar ganz allein, ohne Mitberathung Anderer. 3) Sie übt eine aufsehende verhindernde Macht aus, daß das Gesetz nicht übertreten werde. 4) Sie untersucht ein Ueberschreiten desselben. 5) Sie setzt eine Strafe darauf. 6) Sie richtet. 7) Sie vollstreckt das Urtheil. Eine unheiligere Sieben kann wohl nicht ersonnen werden! Auf diese Weise ist die hiesige Polizei eine wahre Encyklopädie aller möglichen Staatsrechte, und man kann unsere

studirende Jugend, statt sie auf Universitäten zu schicken, wo sie über zehn verschiedene Zweige der Jurisprudenz und der Politik Vorlesungen zu hören haben, nur in einem der Polizeibüreau's auf dem Römer Sitz nehmen lassen, um ihnen zu gleicher Zeit alle möglichen Arten civilistischer und staatsrechtlicher Lehren praktisch beizubringen.

Ob nun zwar die Polizei nicht berechtigt war, mir durch eine Verordnung das Punktiren der von der Zensur gestrichenen Stellen zu untersagen, und ob sie zwar um so mehr hätte eingedenk seyn sollen, daß im Staate Alles, was nicht verboten, erlaubt ist, da sie sich selbst sogar erlaubt, was verboten ist; so hatte ich doch die mir zugekommene Weisung befolgt, geschreckt durch die schrankenlose Gewalt, die ich in den Händen der Polizei wahrnahm, und die mir um so furchtbarer erschien, da sie, wie es in der erwähnten Zensurverordnung der Fall ist, die Strafe, die sie auf die Uebertretung derselben setzte, nicht einmal bestimmt angab, sondern nur äußerte, daß diese Uebertretung „unfehlbare Ahndung nach sich ziehen werde." Unfehlbare Ahndung! Ist das die Sprache eines Strafgesetzes? Wenn die Gesetzgebung selbst die größten Verbrechen gegen die Natur, wie den Mord, nicht bestrafen könnte und dürfte, wäre kein drohendes die Strafe bestimmt ausdrückendes Gesetz vorhanden, wie ist es möglich, eine unbedeutende Uebertretung zu bestrafen, ohne daß die Größe und Art der Strafe vorher genau angegeben war?

Aber die Polizei, ſich nicht damit begnügend, die natürliche Freiheit auf eine Art eingeſchränkt zu haben, wie ſie nirgends durch keine Zenſur in Deutſchland eingeſchränkt iſt, hat auch noch ihrer Verordnung eine Deutung gegeben, die nicht in ihren Worten liegt, und mich für eine vermeintliche Uebertretung in Unterſuchung genommen und beſtraft.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 9. Februar war aus der Bremer Zeitung ein Artikel aufgenommen, von welchem in genanntem Blatte die Trümmer, welche nach der Zerſtörung durch den feindlichen Einfall der Zenſur übriggeblieben waren, noch zu ſehen ſind. Das zenſirte Blatt kam, wie gewöhnlich, Abends zehn Uhr zu mir zurück, und ich eilte damit in die Druckerei, um die Wunden der Zeitung zu verbinden. Die in erwähnter Verordnung mir vorgeſchriebenen Regeln hatte ich treu befolgt, ich hatte nach Nr. 4. darin die von der Zenſur veranlaßten Lücken „nicht mit Strichen oder Punkten durchſchoſſen“ und nach Nr. 5. „am Ende des Blattes“ keinen leeren Raum übrig gelaſſen, der auszufüllen geweſen wäre; da aber in der Mitte eine große Lücke entſtand, füllte ich ſie mit „Avertiſſements, welche ſchon die Zenſur paſſirt hatten,“ aus. Dieſe Operation hatte mich bis Mitternacht beſchäftigt, ein Beweis, daß ich die Vorſchriften der Polizei fürchte, wenn auch nicht verehre. Worin war nun mein Vergehen? Ich habe den Buchſtaben der Verordnung befolgt, und die Polizei ſelbſt wird wohl

nicht ſagen können, daß ich den Geiſt derſelben verletzt habe. Ich wurde zur Unterſuchung gezogen, wie das anliegende Protokoll ausweiſt. Aber Manches, wovon es nicht ſpricht, muß ich hinzufügen.

Ich wurde zum Herrn Senator *** vorgeladen, der freundlich und lächelnd (wie ich es dankbar und gerührt anerkennen muß) mit mir über meinen Fehler ſprach. Ich erklärte mich dahin, daß es weder meine Abſicht geweſen, die Verordnung der Zenſur zu übertreten, noch auch, daß ein abſichtsloſes Vergehen Statt fände. Wir ſetzten unſer Geſpräch freundſchaftlich fort, und erſt ſpät bemerkte ich, daß der Sekretair des Herrn Senators die Unterredung zu Papier brachte. Dieſes beunruhigte mich um ſo weniger, da der Herr Senator ſtehenden Fußes und dabei in mancherlei Papieren blätternd, meine Entſchuldigung anhörte, und dem Herrn Sekretair ausdrücklich vorſchrieb, er möchte Dieſes und Jenes, was mir zur Rechtfertigung dienen könne, aufnehmen. Bei dem Mangel alles Ernſtes und jeder Förmlichkeit kam mir nicht in den Sinn, daß hier ein Protokoll geführt werden ſollte, worauf ein polizeigerichtliches Urtheil folgen würde. In dieſem Falle hätte die Unterſuchung von einem Polizeigerichts-Aſſeſſor geleitet, und das Protokoll von einem Polizeigerichts-Aktuar geführt werden müſſen.

Ich glaubte mich auf dem lachenden Blumenwege der hohen und adminiſtrativen Polizei zu befinden, die mir von der Zeit der frühern Napoleon'ſchen Unter-Unter-Unterherrſchaft

noch bekannt war, und ich ſcherzte einverſtanden immerfort, welches auch erwiedert ward. Endlich ließ man mich fortgehen, ehe das Protokoll geſchloſſen war, und ohne daß es mir vorgeleſen wurde. Dies war am 16. Februar geſchehen. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich vierzehn Tage nachher, nämlich am 25. Februar, vor Herrn Polizeigerichts-Aſſeſſor *** geladen und mir der dem Unterſuchungsprotokolle als Fortſetzung deſſelben beigefügte polizeigerichtliche Beſcheid, der mich zu 10 Thlr. Geldſtrafe und in die Koſten verurtheilt, vorgeleſen wurde.

In dieſem Vernehmungsprotokolle, deſſen Inhalt ich bei dieſem Anlaſſe zum erſtenmal erfuhr, heißt es am Schluſſe: „Herr Doctor Börne wurde hierauf aufmerkſam gemacht, daß der erwähnte Beſchluß ausdrücklich die Vorſchrift enthalte: Avertiſſements nur an das Ende des Blattes zu ſetzen und habe er daher ſolches auf alle Fälle zu beobachten.“

Dieſe in Form eines Beſcheids abgefaßte Stelle enthält ja offenbar erſt die Auslegung der Verordnung, wonach ich mich in der Folge zu richten habe; wie konnte ich nun alſo jetzt ſchon wegen Uebertretung eines Geſetzes, deſſen Undeutlichkeit der Geſetzgeber ſelbſt einräumte, beſtraft werden? Wie konnte dieſes ſo ſpät hinterdrein geſchehen? Da nach der Organiſation des Polizeiamtes das Erkenntniß am nächſten oder höchſtens zweiten Beſcheidstage, deren wöchentlich wenigſtens zwei zu halten ſind, unmittelbar auf die Unterſuchung folgen muß; hier aber zwiſchen der

Untersuchung und dem Bescheide vierzehn Tage, also wenigstens vier Bescheidtage vorübergegangen waren? Die wohlthätige Vorsicht einer weisen Gesetzgebung trat nie klarer an den Tag, als in dieser Bestimmung, wo sie verordnet, daß bei Polizeivergehen das Urtheil schnell auf die Untersuchung folgen müsse. Denn hier tritt der Fall sehr häufig ein, daß eine sehr unschuldige Handlung, und die von der hohen Polizei auch anfänglich so gefunden worden, erst lange hinterdrein von dieser bestraft werden möchte, weil der Thäter auf eine andere Weise eine wahrscheinliche Absicht geoffenbaret, die hohe Polizei zu kränken oder zu verspotten, und man ihm dafür eine abschreckende Züchtigung zuwenden will. Der unter einem solchen Verfahren Leidende, er mag noch so gut wissen, was ihm eigentlich die Rache der beleidigenden Uebermacht zugezogen hat, wird doch nicht immer im Stande seyn, einer oberrichterlichen Stelle dieses darzuthun, weil es ihm an den gehörigen Beweisen fehlt; und wahrscheinliche Absichten zu deuten und darauf eine Klage zu gründen, nur der hohen Polizei, aber keinem Privatmanne zusteht.

In dem Vernehmungsprotokoll heißt es: der Appellant habe die entstandene Zensurlücke mit mehreren Bekanntmachungen ausgefüllt, „wahrscheinlich um das Publikum auf diese durch die Zensur entstandene Lücke aufmerksam zu machen.“ — Kann man seinen Augen trauen, wenn man dieses liest? Kann irgend ein Gericht in der Welt, wenn

es nicht das jüngste des allwissenden, allmächtigen Gottes selbst ist, eine wahrscheinliche Absicht bestrafen? Die hiesige Polizei hat ungeheure Fortschritte gemacht; einige Jahre früher, da ich selbst sie in der Nähe beobachtete, war sie oft nicht im Stande, die klarste verbrecherische Handlung zu deuten und sie ließ sich kranke, das Bett hütende Menschen, husch! wie ein Schnupftuch aus der Tasche stehlen, und jetzt bricht sie in den dunkelsten Herzenswinkel eines schuldlosen Menschen und beurtheilt und bestraft dessen wahrscheinliche Absichten bei einer unschuldigen That!

Der polizeigerichtliche Bescheid schließt mit den Worten: Appellant werde angewiesen, „sich in vorkommenden Fällen strenge an die amtliche Weisung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung schärfern Einsehens zu halten." Wenn ich recht verstehe, was schärferes Einsehen heißt, und dieses nicht etwa schärfere Einsicht bedeutet, welche bei der Polizei sehr willkommen wäre: so hat damit gesagt werden sollen, daß bei Wiederholung der vermeintlichen Uebertretung die Strafe verstärkt werden solle. Die Polizei steht in der ganz eigenen Meinung, daß bei jedesmaliger Wiederholung eines Vergehens die Strafe in geometrischer Progression steigen müsse, so daß Jeder, dem das furchtbar schnelle Anwachsen einer geometrischen Progression aus der Mathematik bekannt ist, begreifen wird, wie leicht ein Zeitungsschreiber in Frankfurt, der heute sein erstes Blatt herausgibt, schon in vier Wochen wegen wiederholter Zensurvergehen gerädert werden

kann, auch wenn die erste Strafe nur drei Batzen betragen hätte. Das ist sehr traurig!

Wenn jede Polizei aller Orten wegen ihrer bösen Natur, wegen ihres nervenschwachen, hypochondrischen Zustandes nach Willkühr, nach augenblicklicher Stimmung, nach der Witterung des Tages verfahren muß, wenn es auf diese Weise, zwar nicht verzeihlich, aber erklärlich wird, wie sie so oft gegen Recht und Förmlichkeit handeln möge, wenn etwa das Daseyn einer solchen sogenannten Convenienz im gegenwärtigen Falle zwar auf keine Weise für eine oberrichterliche Stelle ein Rechtsgrund, aber doch für Appellanten ein Wink und eine Warnung wäre, was er künftig zu vermeiden habe, so findet doch hier nichts dergleichen statt, was das rechtswidrige Verfahren der Polizei wegen der dabei obgewalteten wahrscheinlichen Absicht in ein freundlicheres Licht stellen könnte. Denn der große Gegenstand, um den es sich hier handelt, der gestrichene Bremer Artikel, dessen weltgeschichtlichen Einfluß, selbst wenn er von Frankfurt aus verbreitet würde, ich kühn bezweifeln möchte, steht in allen Zeitungen. Das will nun freilich auch Nichts sagen, denn Mancher scheint die Meinung zu haben, daß einige Preßfreiheit in monarchischen Staaten, aber nicht in Republiken ersprießlich sey. Indessen enthält der erwähnte Artikel Nichts, was ihn für unsere hiesigen Verhältnisse bedenklich machte. Herr Senator ***, an den ich mich noch Abends, als das Zensurblatt zurückkam, gewendet und um die Erlaubniß, den

Artikel aufzunehmen, gebeten hatte, bewilligte mir es und ſchickte dem Herrn Zenſor die ſchriftliche Weiſung, den Artikel paſſiren zu laſſen. Dieſer aber blieb bei ſeinem Verbote, weil er den nämlichen Artikel in einer andern hieſigen Zeitung (nämlich im deutſchen Journale) bereits geſtrichen hätte. Alſo weiß die Polizei ein geſchehenes Unrecht nicht anders wieder gut zu machen, als indem ſie es wiederholt. Alſo weil die Zenſur einmal gewaltſam in das Geiſteseigenthum eingegriffen hat, mußte ſie es noch einmal thun. Iſt das Recht? Iſt das Freiheit? Von dem allgemeinen Nachtheil, der durch den Preßdruck für alle Bürger entſpringt, nicht einmal zu reden, iſt es nicht wirklich eine ſtrafbare Verletzung des Eigenthums eines Schriftſtellers, wenn man den Ertrag ſeines Nachdenkens und ſeines Fleißes boshaft zerſtört? Die hieſige Zenſur mag es freilich nicht begreifen, wie man ein Geiſteseigenthum beſitzen könne; dieſe ihre Unwiſſenheit wird Jedem, der ſie kennt, erklärlich ſeyn, aber ſie wird dadurch nicht verzeihlich." — — —

Dieſe Berufung hatte aber keinen günſtigen Erfolg; es wurde mir vielmehr wegen meines ſchlechten Styls eine weitere Strafe von 5 Thalern zuerkannt.

XXXIV.

Der Eßkünstler.

Ein artistischer Versuch.

(1822.)

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher schätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tischgenossenschaft, welche ihren Zweck, gemeinschaftlich zu verschlingen, gar nicht zu beschönigen suchte, drohte Zwietracht: denn sie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt sey, oder ein tiefsinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubstumm, oder ein langweiliger und trockener Mensch. Allerdings hatte jede dieser Meinungen Gründe für sich. Ich aß wenig, sprach Nichts, hörte auf keine Anrede... bald war ich düster, bald lachte ich laut auf... ich schnitt mehrere Gesichter, mein Blick war starr auf diesen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht selten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unsern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, sich aus dem Stegreife frisiren und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach

einer Woche klärte sich Alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine sehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält sich wie folgt.

Mir gegenüber saß ein Mann, an dessen Rocke von unaussprechlicher Farbe eine seltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerksamkeit anzog. Auf drei Quadratschuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menschen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn sie überträfe selbst die von Malta, die aber, da es sich von Knöpfen handelt, von einer Sparsamkeit ohne Beispiel ist. Ich schloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von so eigenthümlicher Physiognomie ein ausgezeichneter Mensch seyn müsse, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchst vortrefflichen Eßkünstler, der mit seinen herrlichen Gaben auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hinter einander in seiner Kunst unentgeldlich öffentliche Vorstellungen gab.

Man wird mir beistimmen, wenn ich behaupte, daß die meisten Menschen wie das Vieh essen, ohne klares Bewußtseyn, ohne Ueberlegung, ohne Regel, und ohne jene Anmuth, welche nur die verschönernde Kunst über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnet hatte, daß das Essen etwas viel Erhabeneres bezwecke, als die Befriedigung eines blos thierischen Triebes, wurde mir klar durch die Anschauung der Meisterschaft, welche der würdige Künstler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich, bis sich das Orchester versammelt hat, und das Stimmen zu Ende ist; dann erst treten sie hervor. Unser Künstler aber verschmähte den kleinlichen Kunstgriff, durch Ueberraschung zu wirken. Im Gegentheile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäste im Speisesaal, so daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn sie glaubten, er suche ein Gabelfrühstück. Diese Einsamkeit benutzte er als ein Mann, dem seine Kunst heilig ist, und der sie nicht blos zum schnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf sein Gedeck einer höchst genauen Musterung; die Teller und das Glas wurden nachgesäubert; er untersuchte das Messer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem andern vertauschte. Am meisten aber war er auf die Elasticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend, wie viel auf diesen Resonanzboden des Eßinstruments ankäme. Darauf maß er sich mit seinen Ellenbogen einen freien Umkreis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zusammenrückte, so daß man sich später wunderte, wie ein Mann, der für sechs essen mochte, doch nur für zwei Personen saß. War dieses Alles geschehen und es blieb ihm noch Zeit übrig, so präludirte er, indem er sich ein Glas Wein aus den gemeinschaftlichen Beiträgen der benachbarten Flaschen sammelte, und dazu ein Milchbrod mit etwas Gurkensalat genoß. So konnte er von seinem sichern Hafen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäste schauen, und durfte sich,

während die andern verwirrt ihre Plätze suchten und hungrig der Suppe entgegen seufzten, der Früchte seiner weisen Vorsicht erfreuen.

Man kann sich nicht genug darüber wundern, wie es so viel tausend Menschen, die seit undenklichen Zeiten täglich in Gasthöfen speisen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche sey, welche die Wirthe aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerksamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet ist, die Speisen zu halten, als herab und durchfallen zu lassen. Einen so hellsehenden Eßkünstler, wie den unsrigen, konnte die heuchlerische Hülfsleistung der Gabel nicht bethören, und er bediente sich ihrer nie, sondern gebrauchte bei allen Speisen den sichern und weitumfassenden Löffel, den er vor den räuberischen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch sicherte, daß er Exerzitien und gymnastische Uebungen mit ihm anstellte, so daß er nicht zu erhaschen war.

Die Völker germanischen Ursprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verschiedenen Beiessen, von welchem das Rindfleisch begleitet zu werden pflegt, rothe Rüben, Gurkensalat u. s. w. nur zur Auswahl da: aber unser großer Künstler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beiessen Simultanspeisen wären, und die glückliche Anwendung seines Grundsatzes zeugte von dessen Richtigkeit. Meerrettig, geröstete Kartoffeln, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte

Bohnen, Gurkensalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigscheiben, Senf und Salz, brachte er sämmtlich auf seinen Teller und wußte sie durch eine weise Benutzung des Raumes dergestalt im Kreise zu ordnen, daß keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthur's Tafelrunde, und war für das Beiessen bestimmt, welches er etwa übersehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurtheil, daß die Künste in monarchischen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republikanischen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meisten Künstler aristokratisch gesinnt wären. Bedarf es noch eines Beweises, daß diese Ansicht falsch sey, so hat ihn unser Eßkünstler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war so heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen sah, bei Tische mit Uebergehen der Herren zuerst bedient zu werden, in die größte Wuth versetzte, und er schwatzte nicht blos für die Freiheit gleich den deutschen Liberalen, sondern er kämpfte auch für sie, indem er jeden Kellner, der ihn überspringen wollte, um die Schüssel einer Dame zu reichen, gewaltsam am Aermel zurückhielt, und ihn Achtung der Menschenrechte lehrte. Den Kellnern selbst kam diese Freiheitsliebe unseres Künstlers am meisten zu Statten; denn da der Wirth die geringste Nachlässigkeit, welche jene sich gegen die Gäste zu Schulden kommen ließen, streng bestrafte, so arbeitete der Eßkünstler solcher Tyrannei dadurch entgegen, daß er den

Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, ſie ſollten ihn nicht vernachläſſigen und an ihn denken.

Gemüſe ſind die Freuden des Eßpöbels und der Wirthe: ſie befriedigen das rohe Bedürfniß auf eine wohlfeile Art. Unſer Künſtler offenbarte ſeine Geringſchätzung gegen dieſelben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüſe lange verweilte, ſondern von einem zum andern eilend, ſich unter das Gefolge, die ſogenannten Beilagen, miſchte, wo er, wie dieſes oft der Fall iſt, größere Bildung fand als bei der Herrſchaft. Einen neuen Häring, der noch ſehr ſchüchtern war, und dem man die Verlegenheit, vor ſo vielen Gäſten zu erſcheinen, anſah, munterte er auf, und unterhielt ſich ſo zutraulich mit ihm, daß dieſer ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tiſchgenoſſen über dieſe Vernachläſſigung des ſogenannten Anſtandes, aber unſer Künſtler lachte dazu, und fragte einen öſtreichiſchen Grafen, ob nicht der älteſte Häring auch einmal neu geweſen wäre? Vorzüge adeln, nicht Jahre — ſetzte er hinzu.

Tutti aß zwar unſer Künſtler auch mit, ſich von andern Künſtlern unterſcheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich verſparte er ſeine meiſte Kraft auf die Solos. Wenn er nach einem Halte, in Cadenzen, die gewöhnlich eine große Schüſſel Aepfelkompott als langathmiger Triller ſchloß, ſich ganz ſeiner freien Phantaſie überlaſſen durfte, dann wurde auch der kälteſte Menſch zur Bewunderung hingeriſſen. Wie aber die Zeit,

die während des Tellerwechſelns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benutzt werden könnte, zeigte unſer Eßkünſtler zur Beſchämung aller Tiſchgenoſſen.

Ich weiß nicht, ob es ein paſſendes Gleichniß iſt, wenn ich ſage: Mehlſpeiſen ſind die Adagios der Tiſch-Symphonien; aber paſſend oder nicht, unſer Künſtler war hierin unerreichbar. Sobald die ſüße Schüſſel auf der Schwelle der Saalthüre erſchien, machte er ganz kleine Augen, um ſeine Sehkraft zu verſtärken. Er hatte dieſes optiſche Verfahren nicht aus Hallers Phyſiologie gelernt, ſondern an mehreren europäiſchen Höfen, wo die Fürſten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Oeffnung verſchließen, oder, was in der Berechnung auf Eins herauskommt, wo ſie nur wenige Höflinge ſehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünſcht. Er machte alſo ſolche Hofaugen. Bis die Schüſſel an ſeine Perſon kam, ſprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während eines Donnerwetters ſeine Angſt zu betäuben. Er lachte mit ſichtbarer Anſtrengung. Endlich kam ſie und ſeine Bruſt ward frei. Er ſchnitt ſich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüſſel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beſchauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überſchüttete er es völlig, und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas Solides im Löffel blieb, ſo war das ſchwer zu vermeiden.

Freilich fiel ihm dann immer bei, die anweſenden Engländer möchten ſeine Anhänglichkeit an das Continentalſyſtem übel nehmen, und um dieſe zu täuſchen, goß er ſo lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu ſehen war. Doch gelang ihm dieſes nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Roſinen über der Fluth empor. Während des Eſſens der Mehlſpeiſe war er nachdenkend und in ſich gekehrt und man ſah ihn nicht ſelten ſchmerzhaft lächeln. War das erſte Drittheil der Pudding-Portion verzehrt (denn er theilte ſeine Speiſeportionen von allen Gerichten in drei Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu faſſen), dann ließ er ſich zum zweitenmal die Schüſſel reichen, was gerade nichts Beſonderes war. Beim drittenmal aber gebrauchte er Liſt und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bischen Sauce. Hatte er ihn aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

Nur deutſche Philiſter ſind im Stande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer gut ſind, offenbarte unſer Künſtler in mehreren ſchönen Zügen. Nie ſchlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er ſie nicht gewähren, ſo gab er wenigſtens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüſſel vor, die er zurückweiſen mußte, weil er zu beſchäftigt war, ſagte er: jetzt nicht, aber ſpäter, mein Freund! ein rührender Zug ſeines ſanften Herzens war folgender: Eines Mittags wurde ihm zwiſchen

dem Braten und dem Deſſert noch einmal Suppe vorgeſetzt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaſte verwechſelte, der eben erſt in den Saal getreten und ſich an den Tiſch geſetzt hatte. Unſer edler Künſtler, um dem Kellner die Beſchämung und die Vorwürfe des Wirths zu erſparen, hatte die Großmuth, die Suppe zu eſſen, als wäre ſie für ihn beſtimmt geweſen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meiſten Gäſte nicht, welche die großen Krebſe auswählten und die kleinen in der Schüſſel liegen ließen — er nahm die kleinen auch.... Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Paſtete von oben einzudringen, und ſo gleichſam in ein Haus durch das Dach zu ſteigen, trotzte er muthig. Er machte zweckmäßiger zwei Seitenöffnungen, gegen einander über. Durch die Vorderthüre ſteckte er den Löffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing.... Die Geſchicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht... Einen Prachthecht von ſeltener Größe nahm er ungetheilt vor ſich, ſo daß der Fiſch nur mit dem Leibe ſeinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopfe aber über den Teller ſeines rechten, und mit dem Schwanze über den ſeines linken Nachbarn hinaus reichte, welches ein impoſanter Anblick war.

Man wird ſich wundern zu hören, daß unſer Künſtler von den verſchiedenen Bratenſorten nur gewöhnlich viel aß, da allgemein bekannt iſt, daß gerade dieſe Art Speiſen bei

wahren Kennern in großem Ansehen stehen. Aber der Meister betrat überall eine neue Bahn, und wie er selbst unnachahmlich war, so ahmte er auch niemals Andere nach. Wie gesagt, er aß die Braten als Dilettant, und benutzte die Muße, die er dadurch gewann, um sich auf das Dessert würdig vorzubereiten. Von diesem stellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige System ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unseres Künstlers in das klarste Licht zu setzen, und man wird erstaunen, daß die falsche Ansicht vom Dessert sich so viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joseph in Egypten, den meine Leser, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mehüls Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnoth bedacht, und ließ, als guter Staatsverwalter, Vorrathskammern anlegen. Ich weiß nicht, ob sich unser Künstler gegen eine Frau Potiphar so streng benommen hätte, als der keusche Joseph, aber in der Nationalökonomie blieb er hinter dem Sohne der Rahel nicht zurück. Auch ihn machte der Ueberfluß bei Tische nicht sorglos, er gedachte der sieben magern Nachmittagsstunden, und traf seine Maßregeln. Ein glücklicher Umstand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künstler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 für die gute Sache gefochten, und aus dem glorreichen Freiheitskampfe die wahre Ansicht vom Dom zu Cöln,

das Hep Hep, und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimath gebracht. Er war es, der den Vorschlag gemacht, der Bundestag solle sich nicht eher versammeln, als bis der Dom zu Cöln ausgebaut wäre, um dann darin Platz zu nehmen, und jeder wahre Freund des deutschen Vaterlandes muß bedauern, daß dieser Vorschlag nicht zur Ausführung kam und daß sich der Bundestag früher versammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freiheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puristen sich so allgemein verbreitet hat. Er jagte alle französischen Wörter über den Rhein zurück, und selbst das sanfte Dessert konnte seinem Hasse nicht entgehen; er sagte dafür Nachtisch. Nachtisch! Möchte man doch immer der ursprünglichen Bedeutung der Worte nachforschen, dann wäre es leicht, sich über die wahre Beschaffenheit aller Dinge zu verständigen! Was heißt Nachtisch? Nachtisch heißt dasjenige Essen, welches nicht bei Tische, sondern nach Tische verzehrt wird. Unser Künstler war nun nach dem zweiten Pariser Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutschem Manne zu thun oblag, er aß den Nachtisch nach Tische. Um aber die neue Institution so fester zu begründen, gab er ihr eine historische Basis. Er aß daher, gleich den übrigen Gästen, sein Dessert noch bei Tische, war dieses aber geschehen, so häufte er seinen Teller zum zweitenmale mit Kuchen und Früchten an und ließ dieses durch den Kellner

auf sein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsstunden zu verspeisen.

Fehler wie Vorzüge, Laster wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hängen unter sich zusammen, und ziehen sich nach. Unser Künstler gab einen neuen Beweis hievon. Kaum war ihm über die wahre Bestimmung des Nachtisches ein Licht aufgegangen, so schritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das System aus, und wandte es noch auf andere Verhältnisse des Lebens an. Daß er, sich unterscheidend von den übrigen Gästen, seine Serviette unter dem Kinn fest band, konnte mich nicht überraschen, denn von einem solchen Manne ließ sich nichts Anderes erwarten, als daß er die alte Sitte, Weste und Beinkleider zu schonen, beibehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während des Gedränges des Essens herabfiel, zur Zeit wenn das Dessert kam und die andern Gäste ihre Serviette zulegten, von Neuem unter dem Kinn befestigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter steckt was — und es stack wirklich etwas dahinter, wie sich zeigen wird. Er spielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, so oft es ihm seine Geschäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog sie aber häufig hervor und zeigte, daß sie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuschauer an diesen Anblick, so daß sie zuletzt gar nicht mehr darauf sahen. Kam nun das Dessert, dann nahm er ein großes Stück Brod vor sich, wovon er aber nur wenige Brosamen zu der Torte aß.

Er ließ das Brodſtück auf dem Tiſchtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Taſche und bediente ſich deſſen mit vielem Geräuſche. Er ahmte hierin glücklich den Taſchenſpielern nach, die, wenn ſie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuſchauer zu beſchäftigen ſuchen. Ich paßte auf. Huſch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette und von da brachte er es unbemerkt in die Taſche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einſteckte. Auf dieſelbe Art practicirte er einige Birnen in die Taſche; jedoch hat man dieſes letztere Stück ſchon von Pinetti geſehen. So wendete unſer Künſtler die Theorie des Nachtiſches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menſchliche Natur iſt nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unſer Künſtler war nicht frei davon. Ich hatte geſtern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geſchrieben: „und ſey eine Frau noch ſo kluge Wirthſchafterin, ſie verſteht nur die Küche; der Keller iſt — um mich artig und architektoniſch auszudrücken — unter ihrem Verſtande.“ Dieſe Bemerkung galt der Frau von Staël; aber treffender hätte ich ſie auf unſern Eßkünſtler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntniſſe, und er trank nur wenige Gläſer. Doch hielt er für dieſe einzige Schwäche durch ſeine Herzensgüte wieder ſchadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht ſchmecke, was den Wirth hätte kränken können, den übriggelaſſenen zugleich mit dem Deſſert auf ſein

Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrscheinlich heimlich ausschüttete.

Napoleon sagte nach seinem Rückzuge aus Rußland: „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.“ Die Kellner, welche unsern Eßkünstler bedienten, machten diesen Schritt, und fanden dessen Kunstansichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieser ihrer Unwissenheit zu bedauern, sondern noch mehr darum, daß sie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigste Mitleid nicht sehen, wie diese armen Menschen sich quälen mußten, um die Convulsionen ihres Gesichtes zu verbergen und denjenigen Anstand zu beobachten, den jeder Gast von einem loyalen Kellner fordern kann.

XXXV.

Der Narr im weißen Schwan,

oder:

Die deutschen Zeitungen.

(Die ersten Kapitel eines größern Werkes.)

Erstes Kapitel.

Hofrath von Lieberchen, ein Rechtsgelehrter aus dem südlichen Deutschland, sollte in Paris die Ueberzeugung holen, daß die Geschwornengerichte und die öffentlichen Verhandlungen dem Volke nützlicher wären, als der Regierung, also schädlich überhaupt wären. Er übernahm dieses Geschäft mit dem größten Vergnügen und als er auf seiner Reise durch Frankfurt kam, wo ich wohne, besuchte er mich. Warum er, um nach Straßburg zu reisen, den Umweg über Frankfurt nahm; das weiß ich nicht, das kümmert mich nicht. Er war früher ein Demagog gewesen, kränkelte noch etwas, und wollte vielleicht in Frankfurt eine Aristokraten-Kur gebrauchen. Kurz, er kam, und erzeigte mir die Ehre, mich kennen zu lernen. Jede neue Bekanntschaft, die ich mache, vermehrt den guten Ruf meiner kleinen Schriften;

denn ich verstehe die Kunst, weniger zu gefallen, als sie, und noch kein Fremder ging von mir weg, der nicht bei sich gedacht hätte: wer hätte das gedacht! Aber an jenem Tage hatte ich gar kein Glück und es wollte mir durchaus nicht gelingen. Herr von Lieberchen hatte das luftleermachende Talent eines Pumpenstiefels, und er pumpte so fleißig an mir, daß ich in einer Stunde mehr sprach, als ich in einem Tage hätte verantworten können. Ich war sehr unterhaltend, lehrreich, fast liebenswürdig. Als es zehn Uhr geschlagen und wir uns trennen mußten, hatten wir den Gegenstand, über den wir fünf Stunden gesprochen, noch zu keiner Entscheidung gebracht, und wir riefen beide, als hätten wir irgend eine elegante Zeitung gelesen, wie aus einem Munde aus: die Fortsetzung folgt. So leicht begegnen sich schöne Geister, und so viel leichter ist es, seiner Ketten zu spotten, als sich frei zu machen! Mein neuer Bekannter bat mich, den andern Tag mit ihm in seinem Gasthause zu essen und ich nahm diese Einladung um so lieber an, da sie auf einen Donnerstag fiel, an welchem Tage man im weißen Schwan, des Sauerkrauts wegen, die ausgesuchteste Gesellschaft findet. Das Sauerkraut ist ein ächt deutsches Essen; die Deutschen haben es erfunden und lieben und pflegen es mit aller Zärtlichkeit, welcher sie fähig sind. Wenn Luden in seiner vortrefflichen deutschen Geschichte von unserm Vaterlande sagte: es gehöre „zu den schönsten Ländern, welche „die Sonne begrüßet in ihrem ewigen Laufe. Köstlich für

„den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüth, „bringt Deutschland Alles hervor, was der Mensch bedarf „zur Erhaltung, und zur Förderung des Geistes“ — so dachte er gewiß an das Sauerkraut. Er hätte es aber grade heraus sagen sollen; denn weil er es nicht gethan, haben Viele diese Stelle gar nicht verstanden.

Als ich den andern Tag zu Herrn v. Lieberchen kam, um, wie verabredet, mit ihm vor dem Essen einige Gänge durch die Stadt zu machen, fand ich ihn sehr blaß und verdrüßlich. Er klagte mir, er habe, durch einen unruhigen Fremden im Nebenzimmer gestört, die ganze Nacht nicht schlafen können. Dieser habe bis nach Mitternacht geschwatzt, geschrieen, geseufzt und gelacht, und gelärmt, als wäre er vom Teufel besessen. Ich fragte den Rechtsgelehrten, ob das römische Recht aus dem fünften Jahrhunderte keine Bestimmungen enthalte, worauf ein deutscher Reisender im neunzehnten eine Klage gegen einen Zeitgenossen gründen könnte, der ihn durch nächtliche Selbstgespräche im Schlafe gestört? Er antwortete: Zehn für eine. Diese Antwort war mir nicht unerwartet, und sie sollte mir nur Gelegenheit geben, mich über das römische Recht lustig zu machen, sowohl da, wo es vollgültig, als da, wo es nur subsidiarisch gebraucht wird. Die Deutschen — rief ich aus — haben doch zu jeder Zeit gern Subsidien genommen! Der Rechtsgelehrte war auf dem Wege, sich zu ereifern, als der Fremde im Nebenzimmer sich zu regen anfing. Er trabte, wie ein Pferd,

im Zimmer auf und ab, lachte und stöhnte, und sprach so laut mit sich selber, daß wir manche Worte und Redensarten, die schlank genug waren, durch die Spalte und das Schlüsselloch der Thüre zu schlüpfen, deutlich hören konnten. Wir vernahmen: „Geheimraths-Waise! . . ach, Ihr gemüthlichen Bären! . . Garteninspector . . . Hofrath . . . der Popo . . . ha ha ha! der Popo . . . o Vieh, dummes blödes Vieh! . . . " Die letztern Worte sprach er mit bewegter, fast mit weinender Stimme. Darauf schmetterte etwas mit Macht gegen die Thüre und klingklingklingte wie eine zerbrochene Tasse oder Flasche zur Erde herab. Herr v. Lieberchen gerieth außer sich vor Zorn, sprang auf, und wollte hinüber, den Kerl durchzuprügeln. Ich suchte ihn zu besänftigen und erinnerte ihn an Webers Injurien. Alles vergebens; er wollte sich nicht abhalten lassen und war schon an der Thüre, als zum Glücke der Kellner mit der Chokolade hereintrat. Ich bestürmte ihn mit Fragen, der Rechtsgelehrte mit Klagen über den Fremden. Der Kellner lächelte; legte die Finger auf den Mund, und dann auf die Stirne. Damit gab er deutlich zu verstehen, wir sollten leise sprechen und der Fremde sey nicht richtig im Kopfe. Wir fragten und hörten weiter. Wer, und was der Fremde eigentlich sey, wäre gar nicht herauszubringen, er wohne schon sechs Wochen im Hause und sey reich, aber ein Narr. Reich und ein Narr! hörte ich mit Erstaunen. „Sie sind wohl nicht von hier?" — Nein, antwortete der Kellner, mit einer freundlichen

Neigung des Kopfes, ich bin von Regensburg. Dann erzählte er: Der fremde Herr spräche selten und mit Wenigen, finge er aber einmal zu reden an, so geschähe es laut und anhaltend. Er sey freundlich, gutmüthig, betrage sich überhaupt wie jeder vernünftige Mensch, nur zuweilen bekomme er seinen Anfall. Dieses ereigne sich gewöhnlich des Morgens, zuweilen beim Mittagessen und sehr oft Abends, wenn er aus dem Casino nach Hause komme. Ich war sehr begierig, einen Menschen kennen zu lernen, der nur dreimal im Tage unvernünftig sey, und bat den Kellner, uns bei Tische in seine Nähe zu setzen. Der Kellner sagte, er thue dieses gern, ja er wäre recht froh, daß wir es wünschten, denn er wisse gar nicht mehr, wie er den fremden Herrn setzen solle, weil viele Gäste sich seine Nachbarschaft verbeten hätten. Er begriffe nicht, warum? da doch der Fremde keinem zu nahe träte. Es müsse aber etwas Besonderes mit ihm vorgehen, denn der Herr Legationsrath von Fistel, einer der Herren Abonnenten, habe neulich einen andern Kellner bei Seite genommen, ihm zwei kaiserliche Dukaten in die Hand gedrückt, und ihm gesagt, der Fremde sey ein gefährlicher Mensch, und er solle achtgeben auf Alles, was er spreche und thue und es ihm hinterbringen, und er werde ferner erkenntlich seyn.

Der Bericht des biographischen Kellners bestand aus zwei unterschiedenen Theilen, aus einem klassischen und einem romantischen. Der klassische Theil, derjenige nämlich, der

von der Gefährlichkeit des närrischen Fremden handelte, zog mehr die Aufmerksamkeit des Hofraths, der romantische aber, der die herausdonnernde Ehrlichkeit des Fremden betraf, mehr die meinige an. Da wir hierdurch auf ganz entgegengesetzte Gedanken-Wege geriethen, wollte, nachdem der Kellner hinaus gegangen, gar keine Unterhaltung zu Stande kommen, wir sprachen mehr mit uns selber, als mit einander. Ich benutzte diesen Umstand, nachzuholen, was ich den Tag vorher versäumt hatte; ich war sehr langweilig; der Rechtsgelehrte lobte meine Schriften ungemein, und verfiel bald in einen sanften Schlummer. Dieser vormittägliche Schlaf war nach einer so unruhigen Nacht gar nicht gegen die Höflichkeit und sehr zu verzeihen. Er schläft. Jetzt aber bitte ich alle jungen Romanschreiber, genau auf mich Acht zu haben, damit sie lernen, wie ein Mann von Erfahrung sich beträgt, wenn eine Hauptperson der Geschichte eingeschlafen ist. Sie aufzuwecken, damit die Geschichte fortgehe, wäre nicht bloß in diesem Falle gegen alle Menschlichkeit, sondern auch in jedem andern Falle gegen alle epischen und dramatischen Gesetze. Wenn der Held einer Heldengeschichte, und eines Trauerspiels schläft, so hat er seine Ursachen; er ist schläfrig; die Natur hat gewisse Absichten mit ihm; die Kunst also, welche die Natur nachahmt, darf ihn nicht wecken, ehe er ausgeschlafen. Freilich ahmt jeder Künstler die Natur nach, wie sie ihm erscheint, und sie erscheint ihm, wie er fähig ist, sie nachzuahmen; aber nachahmen muß er sie immer. Wenn

Herr von Lieberchen acht Tage ſchliefe, ich wäre viel zu äſthetiſch, daß ich ihn ſtörte; ſondern ich ginge unterdeſſen leiſe im Zimmer auf und ab, überließe mich meinen Gedanken und ſchriebe ſie, wie ich es gewohnt bin, in meinem Taſchenbuche auf. So machte ich es auch wirklich, und die Gedanken, die ich hatte, will ich den Leſern mittheilen; nicht ſo wie ich ſie damals niedergeſchrieben, ſondern wie ich ſie ſpäter aus dem Bleiſtifte in Dinte übergetragen. Leſer, die mich nicht kennen, und nicht wiſſen, wie natürlich und aufrichtig ich bin, denken vielleicht, ich hätte den Schlaf des Rechtsgelehrten, meine Gedanken und das ganze Zwiſchenſpiel erfunden, um mein Werk größer zu machen, etwa daß es zwanzig Bogen erreiche; aber ſie irren ſich. Zwar iſt mir recht wohl bekannt, daß ein Buch erſt mit dem zwanzigſten Bogen mündig wird, weil man in der politiſchen Toxicologie annimmt, daß die literariſche Subſtanz gleich den homöopathiſchen Arzneimitteln und ungleich den Giften nur in kleinen Gaben wirkt. Aber es geſchah nicht deswegen. Ich fürchte die Zenſur nicht; denn ich wäre im Stande, ſo ſchreckliche Dinge zu ſchreiben, die jeden deutſchen Zenſor dergeſtalt überwältigten, daß er die Kraft zum Streichen ganz verlöre. Alſo nicht aus Hinterliſt theile ich im folgenden Kapitel meine Gedanken mit, ſondern weil ich ſie wirklich gehabt. Aber der erſte Gedanke, den ich hatte, war der: daß ich die Gedanken, die ich haben würde, wollte drucken laſſen, der zweite: wie nenne ich die zukünftigen Gedanken?

Ich habe die Wahl, ich kann ſie nennen: Gedanken, Miscellen, Ekdota, Apophthegmen, Häckerling, geſammelte Blättchen, Hobelſpäne, Collectaneen, Witzſpiele. Potpourri, Aus Leben, Kunſt und Schule, Buntes, kleine Merkwürdigkeiten, Gedankenſpäne, Leſefrüchte, eingemachte Leſefrüchte, freie Mittheilungen, Streckverſe, Anſchauungen, Reflexionen der Erfahrung, bunte Steine, Allerlei, mein Kaleidoſcop, Fragmente, Myriomorphoſcop, Einſchiebſel in das Journal und in die Köpfe, Fündlinge, Magentropfen, Mannigfaltiges, Moſaik, Dies und Jenes, Buntes aus der Zeit, Denkſprüche und Bemerkungen, Einfälle, Erlebtes und Beobachtetes, Ideenſpiele, Gloſſen, Blüthchen und Blätter aus dürrem Holze und friſchem Reis, Arabesken, Erleſenes, rhapſodiſches Allerlei, Einzelnes, Bilder, Eigenes und Angeeignetes, Aphorismen, Caviar, Reflexe aus dem Leben, Gelegenheitsproſa, fliegende Blätter, Excerpte des Dr. Lenksloß aus ſich ſelber, — aber alle dieſe Namen ſind ſchon von Andern gebraucht worden, und ich will lieber nackt mit meinen eigenen Fehlern, als geſchmückt mit fremden Verdienſten erſcheinen, darum nannte ich meine Gedanken: Nudeln. Ich hatte folgende Nudeln.

Zweites Kapitel.

Schrecklich iſt die Eiferſucht eines Liebenden, aber die einer Regierung iſt ſchrecklicher. Eine eiferſüchtige Regierung wacht aus Argwohn Tag und Nacht, verſagt ſich die nöthige Ruhe und gebraucht, ihrer Schläfrigkeit Meiſter zu werden,

täglich ſtärkere Reizmittel. Dieſes macht ſie ſchwach, verdrüßlich, zänkiſch, endlich krank. Und wenn Regierungen krank ſind, müſſen die Völker das Bett hüten. Eine ſeltſame Einrichtung, die aber nicht ganz ohne Beiſpiel iſt. Man kann im Diodor leſen, daß wenn auf der Inſel Corſica die Weiber niederkommen, ſich ihre Männer in's Kindbett legen und Krankenbeſuche annehmen. Wie klaſſiſch ſind Miniſter!

Die Bibel iſt die Conſtitution des chriſtlichen Staates; daher der Widerwille der geiſtlichen Oligarchie, ſie dem Volke in die Hände zu geben.

Gewönnen ſie Alles, was wir verlieren — nun, dann möchten ſie zuſehen, wie ſie mit dem Himmel fertig werden, wir Menſchen wollten ihnen verzeihen. Aber daß wir ſo Vieles verlieren und ſie ſo Wenig gewinnen, daß ſie uns mehr Brod nehmen, als ſie brauchen zu ihrer eigenen Sättigung; daß ſie unſere ſchönſten, theuerſten Güter zerſtören, nur daß wir nicht froh werden; daß ſie uns den Frühling mit ſeiner Luſt, den Sommer mit ſeinem vollen warmen Leben, den Herbſt mit ſeinen Früchten rauben und durch böſen Zauber den Winter ewig bannen, und dies Alles nur, eines eiteln Balles, einer Schlittenfahrt willen — das ſchmerzt zu tief, das empört den friedlichſten, das macht uns unverſöhnlich.

Die Erfahrung gleicht einer unerbittlichen Schönen. Jahre gehen vorüber, bis du ſie gewinnſt, und ergibt ſie ſich endlich, ſeyd Ihr beide alt geworden und Ihr könnt euch nicht mehr brauchen.

In Deutſchland ſind die Menſchen geordnet, wie in Bibliotheken die Bücher. Die großen und ſchweren ſtehen unten, die leichten und kleinen oben. Man muß ſich bücken, einen Foliomenſchen, man muß ſteigen, eine Duodez-Seele zu faſſen. Die deutſchen Oberen ſind ſchön gebunden und haben goldene Titel, die Unteren ſind auch gebunden, aber wie die Schweine und haben kein Anſehen.

Das Geheimniß jeder Macht beſteht darin: zu wiſſen, daß Andere noch feiger ſind, als wir.

Der Deutſche liebt beſcheidenes Rechten, mäßiges Fordern, ſanften Tadel, ſtille Vorwürfe. Darum muß man, um auf ſie zu wirken, durch Rede und Schrift anmaßlich ſtreiten, ungebührlich fordern, bitter tadeln und polternd zurechtweiſen. Denn mäßigt euch, wie Ihr wollt, der deutſche Leſer mäßigt noch euere Mäßigung. Er kann das Feilſchen nicht laſſen, man muß ihn, wie ein Krämer, übertheuern. Man muß mit ihnen Alles übertreiben, ſie haben eine Elephantenhaut, zarten Kitzel fühlen ſie nicht, man muß ihnen eine Stange in die Rippen ſtoßen.

Armuth iſt eine Sandbank, Reichthum ein Felſen im Meere des Lebens. Die Glücklichen ſchiffen hindurch. Vor Armuth kann uns eigene Kraft bewahren, vor Reichthum nur Gottes Gnade.

Voltaire kam vor der Revolution, wie der Blitz vor dem Donner.

Das Leben iſt ein Strom und der Schlaf ein jenſeitiges

Leben. Hätte ich eine himmlische Vergeltung, hätte ich ein Paradies und eine Hölle einzurichten, würde ich die Menschen im Schlafe belohnen oder strafen, entzücken oder peinigen. Dann brauchte keine Tugend zu verzweifeln, dann käme keine Reue zu spät.

Ueber Vieles habe ich aufgehört, mich zu verwundern; aber daß sich zwei Diplomaten ansehen können, ohne zu lachen, darüber erstaune ich noch alle Tage.

In der langen Nacht des Mittelalters war Glaube der Nordschein.

Mancher Gelehrte gleicht dem Kassirer eines Bankiers; er hat den Schlüssel zu vielem Gelde, aber das Geld gehört nicht ihm.

Die Sentimentalen quirlen ihre Empfindung so lange, bis es Schaum gibt; dann meinen sie, sie hätten ein volles, überströmendes Herz. Es ist aber nichts als Luft.

„Der Teufel fiel, weil er auf halbem Wege, in Wolken, stehen blieb — sonst wär' er Gott." — So spricht der kecke Aetius in Werners Attila. Wäre ich Minister, würde ich mir das merken. Ich würde geradezu den Verstand für ein Regal erklären, das Sprechen für ein Hoheitsrecht, das Schreiben für einen Hochverrath und eine Gans zu rupfen, für Vorbereitung zum Hochverrathe.

Duldsame Menschen sind die Ungeduldigsten und geduldige die Unduldsamsten.

Ministerialismus wird Royalismus genannt, und

Prieſterherrſchaft Theocratie, und wer die Bettdecke von der ſchlummernden Wahrheit wegzieht, den nennt man einen Ruheſtörer.

Die Geſchichten der Völker und Staaten haben den Geſchichtſchreibern und den Buchhändlern, die ihre Werke verlegt, etwas Geld eingebracht; was ſie ſonſt noch genützt das weiß ich nicht.

Der gefährlichſte Menſch iſt ein furchtſamer; er iſt am meiſten zu fürchten.

Wenn Jupiter beim Styx geſchworen, hielt er ſeinen Schwur; der Olymp hatte keine Pfaffen.

Sie haben freilich geſehen, daß die Sonne am erſten Januar und am zweiten und auch am dritten aufgegangen; aber jetzt naht der vierte, den ſie noch nicht erlebt, und da meinen ſie, das ſey doch ein ganz anderer Fall, und weil ſie das meinen und ſo klug unterſcheiden, halten ſie ſich für große Staatsmänner.

Wer, wie ein verzweifelter Spieler, den verlornen Einſatz immer verdoppelt, der wird freilich, wenn er es aushält, einmal gewinnen; aber der Gewinnſt ſteigt nicht mit der Gefahr des Verluſtes und am folgenden Tage kommt er doch wieder und geht endlich mit leeren Taſchen weg.

Wenn das Schickſal ruft: le jeu est fait, messieurs! ſo achten das die Wenigſten, erſt wenn ſie hören: rien ne va plus! bekommen ſie Luſt, aber zu ſpät.

Stünde ich an jeder Thüre jedes geheimen Cabinets in

Europa, — ich würde freich horchen, aber nicht aus Neugierde, ſondern nur um mich zu beluſtigen.

Es gibt keinen Menſchen, der nicht die Freiheit liebte; aber der Gerechte fordert ſie für Alle, der Ungerechte nur für ſich allein.

Die Krankheiten der Regierungen werden immer für aſtheniſche erklärt, und man verordnet ihnen Wein, kräftige Speiſen und andere Reizmittel; die Krankheiten der Völker immer für ſtheniſche und man gibt ihnen Waſſer, Eſſig, nimmt ihnen Blut, oder kühlt ſie auf eine andere Weiſe. Das iſt das Browniſche Syſtem der Politik, weiter haben ſie es noch nicht gebracht und zu der Falſchheit des Grundſatzes geſellt ſich zum größern Verderben noch die Falſchheit der Anwendung. Die Regierungen leiden an Sthenie, die Völker an Aſthenie.

Wer das Naturgeſetz auch in der Geſchichte kennt und anerkennt, der kann prophezeihen; wer nicht, weiß nicht, was morgen geſchieht und wäre er Miniſter.

Dem Sturme, und kommt er noch ſo plötzlich, geht doch ein warnendes Lüftchen vorher; aber wie ſchützt man ſich gegen die Launen der Weiber?

Unſere Zeit iſt der Wiſſenſchaft nicht günſtig; man hat ſo viel mit Lichtputzen zu thun, daß man gar nicht an's Sehen kommt.

Hätte die Natur ſo viele Geſetze, als der Staat, Gott ſelbſt könnte ſie nicht regieren.

Es läßt ſich berechnen, daß die Spitzbuben weit mehr Vortheil von der bürgerlichen Geſellſchaft ziehen, als die ehrlichen Leute.

Sie ſpielen Politik und wiſſen nicht, was Trumpf iſt; Die Jeſuiten meinen, Kreuz wäre Trumpf, Canning weiß, daß Herz Trumpf iſt; die Andern fragen gar nicht darnach und ſind ganz verplüfft, wenn der Bube den König ſticht.

Man weiß recht gut, daß es ſie friert; aber die alten Gecken meinen, weil ſie Sommerbeinkleider tragen, werde man ſie für jung halten.

Um zu erproben, welch ein läſtiges Geſchenk des Himmels der Verſtand ſey, muß man täglich mit einem Schirme ausgehen und am Ende des Jahres die unvorhergeſehenen Regentage zählen.

Hätten ſie die alte Zeit in Zucker eingemacht, ſtatt in Eſſig, welches ganz dieſelben Dienſte geleiſtet, man ließ ſie ſich vielleicht ſchon gefallen. Aber gut, daß ſie dumm waren, und daß ſchon früher der Geſchmack zurückweiſt, was ſpäter das Urtheil verwirft.

Die meiſten Menſchen ſind unzufrieden, weil die wenigſten wiſſen, daß der Abſtand zwiſchen Eins und Nichts größer iſt, als der zwiſchen Eins und Tauſend.

Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne. Unſere heutigen Staatsmänner, die ſo ſeltſame Mittel gebrauchen, die Forderungen der Zeit zu beſchwichtigen, ahmen hierin nur die franzöſiſche Geiſtlichkeit des Mittelalters nach, die

einſt, um eine Hungersnoth abzuwenden, dreitägige Faſten verordnete.

Nur in der wimmelnden Kinderwelt lebt das ſchöne unſterbliche Leben; die Alten zählt man, und man vermißt die Todten.

Dein Glück machen! wohl — aber auch glücklich ſeyn? Biſt du glücklich, wenn du dein Glück gemacht? das iſt zu unterſcheiden. Ueberlege. Kannſt du nicht gut ſeyn, ſündige — noch im Hohlſpiegel der Sünde erſcheint der Zug gotterſchaffenen Geſchlechts — doch ſündige für deinen, nicht für Anderer Gewinn. Verſchwelge deine Tage, ſpiele um den Himmel — noch im Uebermuthe wird man den Muth, noch in der Frechheit den Uebermuth anſtaunen. Ergebe dich dem Teufel, daß er dir zugleich Sättigung und Unerſättlichkeit der Sinne gewähre, daß er dir die Quelle öffne, die den unauslöſchlichen Durſt des Wiſſens füllt. Erbreche frech die Siegel der Natur, befreie gefangene Geiſter und führe ſie an, erſtürme das Heiligthum frommer Geſetze; werde ein Straßenräuber, wenn du arm biſt; beſtehle dein geiziges Schickſal, deine Mutter, die Natur, wenn ſie mit Affenliebe deinen ſchlechtern Bruder umſchlingt und dich verſtößt. Gebrauche deine Kräfte, mißbrauche, vergeude ſie — Gott iſt ein barmherziger und ein reicher Vater, kehrſt du reuig zurück, vielleicht verzeiht er dir und ſtattet dich von Neuem aus. Aber gebrauche deine Kraft, verſchmähe, zerſtöre ſie nicht, deine und andere. Sey kein Lohnmörder,

kein ſchnöder Giftmiſcher. Wie! Du ſchlägſt einen Gedanken nieder, um ſo viel Thaler, mordeſt deine eigene Empfindung, die ſchöne Geburt der ſchönen Stunde, um das Lächeln eines Schurken — verräthſt den Freund, das Recht, die treue Wahrheit, um ein Gericht auf ſilberner Schüſſel, um einen goldgeſtickten Rock, um eine Achtel-Elle ſeidenen Bandes, das du beim Krämer könnteſt um zwei Groſchen kaufen? Du biſt ein Thier, aber kein Löwe, kein Tiger, kein Wolf, du biſt ein Hund. Und was gewinnſt du? Zeige mir den Bettler, der ſich eine Million erjammert, zeige mir einen Fürſtenhut auf dem Kopfe eines verrätheriſchen Schurken. Und du taumelſt nicht im Uebermaaße edlen Weins, und wankſt und fällſt, und verwundeſt dich, und gehſt weiter, ruhig und ſingend deinen Weg — du biſt vergiftet und weißt, daß du es biſt; du ſtammelſt, wenn eine offene Frage dich überraſcht; du möchteſt dein Herz bändigen und vermagſt es nicht; du athmeſt ſchwer; du erblaſſeſt, wenn das klare Auge eines fleckenloſen Menſchen dir dein verzerrtes Bild zurückſtrahlt; du haſt Gott verlaſſen und fürchteſt den Teufel; du ....

Drittes Kapitel.

Wenn man lebhaft fühlt, und unerreichbare Perſonen durchprügeln möchte, geräth man leicht in laute Kunſtrednerei — daher das ſtille natürliche Sprechen in unſern guten deutſchen Muſterromanen, wo der Held furchtſam iſt und

die Welt eine Beſtie — und ich hätte gewiß das ganze Gaſthaus zuſammendeklamirt, wäre nicht zum Glücke, vom Getöſe meiner Conſonanten, der Rechtsgelehrte aufgewacht und hätte meinen Ausſchweifungen Einhalt gethan. Er ſprang in die Höhe, roth vor Schlaf und Aerger, und fragte: regt ſich der Narr wieder? Nein, antwortete ich ſanft, ich war's. Darauf ſetzte er ſich nieder und gähnte ſehr.

Lieber Leſer! Sollte dir mein Rechtsgelehrter Langeweile machen — ich vermuthe ſo etwas — und du wollteſt mir es aus Artigkeit verſchweigen, wahrlich ich dankte dir für dieſe Schonung nicht; denn dieſes wäre eine Gefälligkeit, die ich dir nie erwiedern könnte. Laß uns immer offen gegen einander ſeyn. Ich geſtehe es dir frei, daß mir ſelbſt der Hofrath aus dem mittäglichen Deutſchland ſehr läſtig iſt, denn ich weiß gar nicht, was ich mit ihm machen ſoll. Er gehört zu den Menſchen, von welchen man zweifelt, ob man ſie in den Faſten genießen darf oder nicht. Er hat Kopf und Herz, und eine Mutter hat ihn geſäugt, wie uns auch; aber ſein rothes Blut iſt kalt, und ſtatt Knochen hat er Gräten, die ſehr biegſam ſind, aber auch ſehr ſtechen. Ich wage es nicht ihn anzubeißen, und werde ihn daher, ob ich mir gleich anfänglich vorgenommen, ihn acht Tage in Frankfurt zu behalten, doch morgen ſchon wegſchicken, und ihn mit dem Eilwagen nach Straßburg reiſen laſſen. Wie gut iſt es den Romanſchreibern geworden! Wer ihnen gefällt, den rufen ſie her, wer ihnen läſtig iſt, den ſchicken

ſie fort. Brauchen ſie Geld — mit einem einzigen Federzuge ſchaffen ſie ſich Millionen; ſie machen ſchönes Wetter, belohnen treue Liebe, und ſchaffen ſich einen Nebenbuhler auf die ſchönſte Art vom Halſe. Bei allen Feſten finden ſie ſich ein; Jammer und den grauſeſten Schlachten ſehen ſie ſicher und bequem aus ihrem Fenſter zu. Daraus lerne, lieber Leſer, daß um glücklich zu leben, man ſein Leben als einen Roman betrachten müſſe. Sehe deine Leiden als gedruckt an, dann drücken ſie dich weniger; dann haben ſelbſt die Thränen ihre Luſt, ſelbſt die Schmerzen ihre Süßigkeit, und dann bleibt dir, gehe es noch ſo ſchlimm, doch die Hoffnung eines guten Ausganges; denn mit dem letzten Blatte, das dir dieſe Hoffnung nimmt, endet auch dein Leben.

Es war halb ein Uhr; wir hatten noch eine halbe Stunde bis zum Eſſen, und mein Vorſchlag, die Börſe zu beſuchen, wurde angenommen. Als wir unter das Thor traten, ſah ich vor mir, aus dem Gaſthofe kommend, eine lange hagere Geſtalt ſchreiten, die mir bekannt ſchien; ſie machte große Schritte, und ich mußte eilen, ſie zu erreichen. O Himmel, o Freude! Es war Heinrich Waller, es war mein lieber langer Heinrich, mein unvergeßlicher Eſelsritter aus Montmorency. Ich trat nahe an ihn heran, ich reichte gerade bis an ſein Herz, und Thränen traten mir in die Augen. Auch in den ſeinigen ſchimmerte Etwas; aber wer mochte entſcheiden, was es war? Die herben und die ſanften Züge dieſes ſonderbaren Menſchen waren wie Eſſig und Oel

immer getrennt, und wenn auch eine plötzliche Rührung sie einmal vermischte, so dauerte es keine Minute, und sie gingen wieder auseinander. Ich reichte ihm meine kleine Hand, die er in seiner großen versteckte und heimlich drückte. „Wie, zum Teufel, kommen Sie hierher?“ — rief er aus. Heinrichs erstes und letztes Wort ist der Teufel, und in der Mitte seiner Reden kommt er auch oft vor; keiner führt den Teufel mehr im Munde und weniger im Herzen, als er. Er wunderte sich, mich in Frankfurt zu finden; denn ob wir zwar in Frankreich ein ganzes Jahr unzertrennliche Genossen waren, hatte er mich doch nie nach meiner Vaterstadt gefragt. So oft ich aber diese Frage an ihn gethan, hatte er immer geantwortet, ich bin ein Plattdeutscher, und erst spät merkte ich, daß er damit sagen wollte: ein platter Deutscher. Ja, als der Orientalist Langlès in Paris ihn einmal fragte, aus welchem Lande er sei, hörte ich ihn antworten: Je suis du pays des philistins, und der artige Franzose lächelte, als hätte er ihn verstanden, welches aber gar nicht der Fall war.

Auf heißem und staubigem Pflaster, das keine Gieskanne erfrischte — die Polizei ... war zu blöde darum zu bitten — gedachten ich und Heinrich jener schönen frischen Tage in den Wäldern von Montmorency, gedachten der Freunde Saulier und Cope, und wie oft wir dort mit ihnen, aus deutscher Säure, französischem Zucker und englischem Geiste uns ein Gespräch bereitet, das uns wie Punsch erwärmte und belebte.

Wir ſprachen von andern Dingen und unter hundert Fragen ohne Antwort, kamen wir an den Braunfels. Laßt uns zurückgehen, die Börſe iſt ſchon aus — rief ich meinen Begleitern zu. Es zogen uns die Juden in Schaaren entgegen, zwölf, zwanzig in einer Reihe, und ſie hielten, wie Räder (Räder ſind ſie auch, nur nicht am Wagen, ſondern an Uhren) den Fahrweg ein, den Fußweg armen Schelmen überlaſſend. Welch ein liberales Volk, wie es die Oeffentlichkeit liebt! Sie hatten nichts auf dem Herzen, das ſie nicht auf freier Straße vor aller Ohren verhandelten. Und welch ein gründliches Volk! Nichts iſt belehrender, als die zahlreichen Noten, mit welchen ihre Füße, Hände, Arme und Köpfe den Text ihrer Reden begleiten. Ich bemerkte unter ihnen mehrere gute Freunde, trat zu ihnen, und wünſchte ihnen Glück. Sie dankten, ſchmunzelten und klapperten mit den Fingern in ihren Geldtaſchen. Waller wollte wiſſen, was den Hebräern Gutes widerfahren, daß ich ihnen Glück gewünſcht. Ich erzählte ihm, ſie hätten geſtern die lang erſehnte Erlaubniß zur Verheirathung ihrer Kinder bekommen. „Wie — fragte Heinrich — wollten ſie denn in verbotenen Graden heirathen?“ Nein, erwiederte ich; aber hier darf kein Jude ohne Erlaubniß heirathen. — „Wird ihnen denn dieſe Erlaubniß zuweilen verſagt?“ — Geſetz iſt, daß allen Juden das Heirathen verboten; nur fünfzehn Paare jährlich werden ausgenommen. — „Aber das iſt ſchändlich, das iſt ja ein wahrer Bethlemitiſcher Kindermord.“ — Nicht doch!

Freuen wir uns vielmehr, daß die Menschlichkeit so große Fortschritte gemacht; selbst die Henkerkunst hat sich veredelt. Gibt es denn eine sanftere Art hinzurichten, als die Kinder vor ihrer Empfängniß zu tödten? Es sind noch keine viertausend Jahre, da hatte ein Aegyptischer Pharao auch den staatswirthschaftlichen Einfall, die Bevölkerung der Juden zu vermindern; doch das Christenthum hat sanftere Mittel, es verbietet den Juden das Heirathen. — „Das Christenthum? Seyd Ihr Menschen, seyd Ihr Christen?“ — Und wie! Und welche! Wir haben heiße Protestanten, die, weil sich unsere Bürger im Vauxhall belustigen, alle Stunden für diese Stadt das Schicksal von Sodom und Gemorha fürchten, und welche die katholische Kirche mit der Babylonischen Hure vergleichen, weil sie verstattet, an Feiertagen Kirschen zu verkaufen. Auch sind fromme Katholiken unter uns, die sich für Heilige halten, weil sie sich von der Vernunft erlöst fühlen. — „Und das Recht, die Menschlichkeit?“ — Recht und Menschlichkeit, guter Waller, sind weltliche Dinge, von denen sich ächte Christen, die nach himmlischen Gütern streben, nicht zerstreuen lassen. — „Und die Juden, dulden sie diese Mißhandlung ohne Murren?“ — Ihre Metalliques und Bankaktien werfen ihnen fünf Procent ab, und die unverzinsliche Ehre ist ihnen ein Wisch.“ — Wie der Herr, so der Diener — sagte Heinrich, ballte die Faust und rief: o Gott, o Gott! — Ich kannte dieses bewaffnete Gebet... Wir hörten die Tischglocke läuten. Aleph, Beth, Lammet,

Kuf und noch viele andere Juden, fanden ſich mit im Schwane ein, ſie kamen auch des Sauerkrauts wegen. Dieſe edlen Gäſte lieben das Solperfleiſch ſehr; ſie haben zu ihm einen rückwirkenden Appetit, ſie verzehren das verſäumte Schweinefleiſch für ihre frommen Voreltern mit — ein ſchöner Zug kindlicher Liebe!

Ich freute mich ſehr auf das Eſſen; das war ein langer Vormittag! Ich ſetzte mich bei Tiſche zwiſchen Waller und den Rechtsgelehrten, beide mit Bedacht trennend. Herr von Lieberchen nämlich hatte außer der Jurisprudenz auch noch Kameralwiſſenſchaften ſtudirt, und ſich zum geſchickten Polizei-Künſtler ausgebildet. In weniger als einer Stunde hatte er von Wallers Lebensverhältniſſen mehr erfahren, als ich in einem ganzen Jahre. Heinrich war offen wie das weite Meer, aber Herr von Lieberchen ließ ſich nicht dadurch vom Ausforſchen abhalten, denn er wußte recht gut, daß manchmal die Schlauheit ihre Schätze in unverſchloſſenen Schränken am ſicherſten zu verwahren glaubt. Er fragte und fragte mehr, als recht, und Heinrich antwortete und antwortete mehr, als klug war. Darum ſtörte ich das Frag- und Antwortſpiel. Uns gegenüber ſaß der Legationsrath von Fiſtel, den ich ſehr liebe, weil er mich einmal eine Wette gewinnen machte. Ich wettete nämlich mit einem Freunde, ich würde während der ganzen Eßſtunde hundert verſchiedene und beſtimmte Fragen an den Legationsrath richten, und er würde mir Antwort geben, ohne ein einziges Mal ja oder

nein zu ſagen. Ich gewann die Wette. Der Legationsrath und Waller ſchienen ſich zu kennen, und grüßten ſich freundlich; doch Heinrich grinſte etwas dabei. „Der Teufel ſoll ihn holen“ — murmelte er mir in's Ohr, und ſetzte dann nach und nach, vermiſcht mit mehreren Gläſern Wein, Folgendes hinzu. „Ich ſollte ihm zwar gut ſeyn, denn er ärgert mich gelinde und befördert meine Verdauung; aber drücke ich ihn auch an meinen Magen, ſo drücke ich ihn nimmer an mein Herz, wenn er auch ausſieht, wie ein Menſch. Iſt er denn einer? Ein gewöhnlicher Lakai trägt einen rothen oder gelben Kragen, ſteht hinter dem Stuhle ſeines Herrn, macht ſich hinter ſeinem Rücken über ihn luſtig, und hat ſeine eigenen Gedanken. Aber ſo ein diplomatiſcher Lakai! Alle ſeine Eingeweiden ſtecken in Livree, wie er ſelbſt; ſein Kopf und ſein Herz bekommen Schnitt und Farbe von anderer Hand; was er denken, was er fühlen, was er reden, was er verſchweigen ſoll, Alles iſt ihm vorgeſchrieben. Wenn er nieſen will, muß er nachſehen in ſeiner Inſtruktion, was darüber beſtimmt iſt. Geſtern fragte ich ihn, was der Kourier, den Rothſchild von Paris bekommen, Neues mitgebracht? Die ganze Stadt ſprach von dem Kourier, „So! iſt ein Kourier angekommen?“ fragte der Legationsrath. Das war ſeine Antwort. Hätte ich ihn gefragt: wo waren Sie geſtern bei dem ſchrecklichen Donnerwetter? — er hätte, ſtatt zu antworten, gefragt: Wie, hat es gedonnert? Und ſein Sprechen! Wie er es nur anfängt, die Conſonanten

ſo weich zu bekommen! Er ſpricht ſo leiſe, daß er zu jeder Zeit ableugnen kann, was er geſagt hat. Ce language desossé macht mir ganz übel; das fließt, wie Suppe, das Ohr hinab, und ohne zu hören, hat man gehört. Neulich entfuhr ihm das laute ſchöne Wort: Donnerwetter. Ich war erſtaunt, erfreut und verſöhnte mich mit ihm; aber es war nichts, als ein Gichtſtich, der ihn außer Faſſung brachte; den folgenden Tag kam er nicht zu Tiſche, und er mußte acht Tage das Bett hüten."

„In welchen Dienſten ſteht der Herr Legationsrath?" fragte mich der Rechtsgelehrte. Dem letztern gegenüber liebte ich ſelbſt zu diplomatiſiren, und ich antwortete ihm: in Schen-Dienſten — ich brachte nämlich nur die adjektive Schale aus dem Munde hervor, nachdem ich den Kern des Landes verſchluckt hatte. — „In welchen Dienſten." — In Schen-Dienſten, antwortete ich kaltblütig zum zweiten Male. Der Rechtsgelehrte wollte zum dritten Male fragen, als die Erſcheinung eines ungeheuren Rehbratens allgemeines Erſtaunen erregte, und am ganzen Tiſche alle Geſpräche in Stocken brachte. Während der Ferien-Minuten, da ich Nichts zu hören, Nichts zu ſprechen und Nichts zu eſſen hatte, fiel mir der fremde Narr von dieſem Morgen ein. Ich winkte den Kellner herbei, und fragte ihn: wo denn der Narr wäre? Da ſitzt er ja, antwortete er mir leiſe. Ich ſah umher und gewahrte nur bekannte Geſichter. Aber wo denn? — Ei neben Ihnen! — Wie! rief ich erſtaunt, mich

halb vom Stuhle erhebend, doch nicht Herr Waller? — Freilich Herr Waller ist's. — Das ist himmlisch! dachte ich bei mir, und ich jubelte über Waller's Jubel, wenn ich ihm seine Standeserhöhung mittheilen würde. Doch wollte ich ihn jetzt nicht stören, ich sah ihn im Lesen der Postzeitung vertieft, ich wollte es ihm aufsparen bis zum Nachtische.

Der Kellner, der mir den Narrenbescheid gegeben, war gerade mit Abräumen beschäftigt, als ich ihn hergerufen, und so geschah es, daß er durch meine Fragen zerstreut, eine der sechs Schüsseln, die er unerklärlicher Weise in einer Hand getragen, vorwärts neigte, und ihren Inhalt, den Rest einer köstlichen Puddings-Sauce von Arrak, über Waller's Kopf ausgoß; sie strömte auf die Postzeitung herab und würzte diese ungewöhnlich. Heinrich erhob ein lautes Lachen, ein Jauchzen war es zu nennen, und rief: Der Popo, der Popo ist naß, der ganze Popo ist naß! Wir alle verwundert fragten: Welcher Popo, wie, wie so? Selbst der Legationsrath lachte und fragte. Wie, Herr Legationsrath? — fragte Waller mit der ernsthaftesten Miene von der Welt — und das wissen Sie nicht? Sie wissen nicht, daß der russische Kaufmann Popo Commerzienrath geworden. Da lesen Sie. — v. Fistel, nachdem er gelesen, legte sein Gesicht in ehrerbietige Falten und sagte: freilich, das ist wichtig, das ist sehr löblich; zur Ermunterung des Handelsstandes ist der Kaufmann Popow — so heißt er, nicht Popo, — zum Commerzienrath ernannt worden. —

Nun, Popow oder Popo, erwiederte Waller, die Gläser vollſchenkend, er ſoll leben! Der Semipalatinskiſche Stephan Popow ſoll leben! Und der Schewskiſche Jakob Filatow, der auch Commerzienrath geworden, ſoll auch leben! Jetzt noch eine Geſundheit, meine Herren! Der Gerbergeſell aus Caſſel ſoll leben, der die Frau von Mutzig aus dem Waſſer gezogen. Heil ihm! — Frau von Mutzig, von Mutzig? — ſagte der Legationsrath, ſich die Stirne reibend — die Familie ſollte mir bekannt ſeyn. — Bemühen Sie ſich nicht — bemerkte Waller — es iſt keine Frau von, ſondern eine aus Mutzig, nur eine Wäſcherin. Da leſen Sie. — „Eine Wäſcherin zu Mutzig iſt in die Brauſch gefallen und wäre unfehlbar ertrunken, wenn ſie nicht ein Gerbergeſelle aus Heſſen-Caſſel aus dem Waſſer gezogen.“ .. Und was ſagen Sie dazu, daß der Garten-Inſpektor in .. wo ſteht es doch? .. nein es ſtand geſtern darin... Nun gleichviel; ein Garten-Inſpektor iſt Hofrath geworden. Er ſoll leben, meine Herren! Aber welche ſchöne Neuigkeiten lieſt man alle Tage in Eurer Poſtzeitung, wie belehrend iſt ſie! — Ja wohl — ſagte der Legationsrath — ſie iſt mit großer Umſicht geſchrieben. — Mit Umſicht und Einſicht, und Nachſicht und Vorſicht und Rückſicht, bemerkte Waller. Geſtern ſtand darin .... Warten Sie einen Augenblick, meine Herren, ich bin gleich wieder da.

Heinrich ging hinaus, und kam bald darauf mit einer blechernen Schachtel zurück, vor der ein kleines Schlößchen

von Messing hing. Mehrere noch dagebliebene Gäste (die Tafel war aufgehoben) stellten sich um ihn her, neugierig auf den Inhalt der Schachtel gemacht. Auch einige der jüdischen Gäste waren gespannt. — „Meine Herren, fragte Waller, kann mir keiner von Ihnen sagen, wie hoch die Darmstädter Loose stehen?“ — Fünf und dreißig, antworteten sieben Juden zugleich, mit seltener Uebereinstimmung der Zahlen und der Deklamation. Darauf öffnete Heinrich die Schachtel und zog heraus — Zeitungen, nichts als Zeitungen. Die Juden zuckten spöttisch die Achseln und gingen fort. Waller setzte sich nieder, breitete die Zeitungen vor sich aus und sprach, darin blätternd, was wir im folgenden Kapitel hören werden.

Viertes Kapitel.

Meine Herren, ich bin gewohnt, allein zu reden, und ich dulde keinen Widerspruch, denn ich habe immer Recht! Wer mich unterbricht, den erkläre ich für einen Ruhestörer, und, nach Umständen, für einen gemeinen Volksaufwiegler. Ich sehe, Sie sind verwundert, Herr Legationsrath, aber das wundert mich gar nicht; denn mich selbst wundert, daß ich noch nicht Minister geworden bin. Sie sind auch ein Mann von Verdienst, Herr Legationsrath, und Sie werden es weit bringen. Doch wenn Sie auch die höchste Stufe der Ehre noch nicht erreicht, so weiß ich doch, daß Sie die öffentliche Meinung jetzt schon verachten und meiner

besonderen Meinung sind, daß am Tacitus nicht viel ist, ob ihn zwar alle Welt lobt. Sie kennen seine Germania — wie wird sie gepriesen! Nun was ist's? Hier, meine Herren, hier die Postzeitung, das ist die wahre Germania. Besser und schöner als Tacitus unterrichtet sie uns von der Deutschen Sitten, Gebräuchen, Religion, Staatsverfassungen und Regierungen. Man lobt des Tacitus Kürze, aber hier die Postzeitung hat die wahre kurze Kürze. Jener brauchte viele Kapitel, sein Deutschland zu beschreiben, diese braucht oft nur ein Wort dazu. Gestern erzählte sie uns, ein Fräulein in Wien habe von einem verstorbenen Dichter ein Legat bekommen. Nicht, daß das arme Mädchen Vater- und Mutterlos gewesen, nicht, daß ein edler Mann ihr sein Vermögen hinterlassen, bewegte die Postzeitung; nein, daß das Fräulein eine Geheimrathswaise ist, entlockte ihr Thränen. Geheimrathswaise! Liegt nicht Deutschland, wie es war und ist, in diesem einzigen Worte? Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, meine Herren, daß ich die Deutschen in zwei Klassen theile: in Hofräthe und in solche, die es seyn möchten. Aber es ist betrübt; wie Wenige sind Hofräthe und wie Viele möchten es seyn! Ach, wenn ich ein deutscher Fürst wäre, es sollte anders werden. Ich wollte alle meine Unterthanen glücklich machen, ich wollte sie alle zu Hofräthen ernennen; wenigstens zu Hofräthen. Und ohne Unterschied des Standes, der Geburt, des Reichthums, des Geschlechts, der Bildung und des Alters: sie müßten alle Hofräthe seyn.

Vornehme und Geringe, Bürger und Staatsbeamte, Arme und Reiche, Männer und Weiber, Kinder und Greise, Gebildete und Rohe, ehrliche Leute und Spitzbuben. Wenn im Frankfurter Wochenblättchen Einer stirbt, — und es geschieht oft, daß Einer nur darin stirbt, wie er nur darin gelebt — und der Verewigte war Doktor, und hatte sonst noch einen und den andern Titel: so vergißt das Wochenblättchen nie, diese Titel alle herzunennen, und man hat kein Beispiel seit Carls des Großen Zeiten, daß je einer vergessen worden wäre. Aber das Wochenblättchen weiß recht gut, was der Mensch überhaupt, und ein Zeitungsschreiber insbesondere, für ein sündliches, gebrechliches und vergeßliches Wesen ist, und setzt darum in seinen Todtenlisten den Titeln der Verstorbenen immer ein S. T. vorher. Aber was kömmt viel dabei heraus? Wie viele Menschen haben Titel? In Deutschland höchstens der zehnte Mensch. Wenn ich aber Fürst wäre, dann sollte es anders werden, dann müßte es eine Luft seyn, in Deutschland zu leben und zu sterben. Dann würde man im Wochenblättchen lesen: „Am 13. dieses, starb S. T. Herr Hofrath Schinderhannes nach kurzen Leiden am Hängen im 36. Jahre seines thätigen Lebens.“ Wie würde dieses zur Vaterlandsliebe anfeuern! Welches andere Volk verdiente mehr, als das deutsche, daß man ihm wohlthue nach seinen Wünschen? Zeigt seine Liebe zu den Titeln nicht, daß es ein braves, treues, gehorsames Volk ist, das mehr, als Reichthum und Schönheit, und

Tugend und Weisheit und Stärke, das höher als alle Güter, die es vom Glücke, von Gott und der Natur bekommen, diejenigen schätzt, die es seinen Regierungen verdankt? Und nicht bloß in den höheren gebildeten Ständen, nein, bis zum niedrigsten Volke herab ist die Liebe und Anbetung der Titel verbreitet. Ich weiß nicht, Herr von Lieberchen, ob Sie je etwas von Jung-Stilling gehört — er war ein Schwärmer — doch wenn Sie auch noch nie etwas von ihm gehört, so wird Ihnen doch sicher bekannt seyn, daß er Hofrath gewesen. Dieser Schwärmer und Hofrath Jung-Stilling wurde einige Jahre nach dem Tode seiner Gattin Prorektor der Universität Marburg. Da besuchten ihn einige Freunde aus der Fremde, und er wollte ihnen die Ruhestätte seiner geliebten Selma zeigen. Er führte sie auf den Kirchhof; dort deutete der alte Todtengräber auf den Grabeshügel der längst Verstorbenen und sagte feierlich: „Hier ruht die selige Frau Hofräthin und nunmehrige Frau Prorektorin Jung.“ Einen so schönen Zug der Vaterlandsliebe und hohen Gesinnung — sucht ihn in einem Plutarch eines andern Volkes der Erde! Ich reiste mit der Post durch Leipzig, und während man die Pferde wechselte, vermißte ich meine Nachtmütze. Ich brauchte eine andere und erkundigte mich bei einem Dienstmädchen nach einem Laden. Diese führte mich in's Passagierzimmer und sagte einer kleinen alten Frau, die auf Krücken ging: Frau Oberpost-Koffer-Trägerin, der Herr da wollen eine Nachtmütze. Ich

brauche nur eine, antwortete ich. Bald darauf kam ich in eine Residenz, wo ich mehrere Tage verweilte. Bei einem Kaufmann zu Tische gebeten, stellte ich mich etwas zu frühe ein, und beschäftigte mich unterdessen, die Namen der Gäste zu lesen, die, auf Karten geschrieben, auf den Tellern lagen. Wir saßen, wie folgt, von meiner Rechten anfangend und zu meiner Linken endigend: Ich, Frau Ober-Kriminalräthin, Herr Finanzrath, Frau Oberzahlmeisterin, Herr Hoftheater-Intendant, Frau Hofagentin, Herr Oberzahlmeister, Frau Geheime-Legationsräthin, Herr Obertribunal-Rath, Frau Geheimeräthin, der Wirth, Frau Stempelbirectorin, Herr Ober-Kriminalrath, Frau Finanzräthin, Herr Obersteuereinnehmer, Frau Hoftheater-Intendantin, Herr Hofagent, Frau Obertribunalräthin, Herr Stadt-Direktor, Frau Staatsräthin, Herr Geheimer Legationsrath, Frau Stadtdirectorin, Herr Geheimerath, Frau Polizei-Gerichts-Assessorin, Herr Stempelbirector, die Wirthin, Herr Staatsrath, Frau Salinen-Inspectorin, Herr Salinen-Inspector, Frau Obersteuereinnehmerin. Die Polizeigerichtsassessorin war Wittwe; ich aber saß himmlisch zwischen zwei schönen Frauen. Die Frau Oberkriminalräthin war das sanfteste, lieblichste Geschöpf von der Welt, und die Frau Obersteuereinnehmerin war sehr einnehmend; ich verliebte mich in beide. Den Wirth und die Wirthin, so liebe gute Leute, konnte ich kaum ohne Thränen ansehen, sie waren die einzigen ohne Titel; doch tröstete ich mich damit, daß sie geborne Franzosen waren und ihr Unglück weniger fühlen

mochten. Wie es in der Natur keinen leeren Raum gibt — doch als Christ, Herr Legationsrath, glaube ich an übernatürliche Kräfte — so gibt es nach der deutschen Naturkunde keinen titellosen Raum. Die feine, unsichtbare, ätherische Titulatur-Substanz durchdringt alle geschaffene Wesen, sie belebend, antreibend, erwärmend, ernährend und erhaltend. Sie durchdringt alle Theile unseres Seins; Geist und Herz, Denken und Empfinden, Wünsche und Hoffnungen, Befürchtungen, Erinnerungen und Erwartungen. Sie belebt alle Glieder unserer Sprache, man findet sie in Hauptwörtern und Hülfswörtern und Zeitwörtern, in Adjectiven und Adverbien und Präpositionen, in Declinationen und Conjugationen. Man nennt das deutsche Volk breit, man sollte es ein hohes nennen, es erhöht Alles. Es dehnt sich zwar auch in die Breite aus und sagt: allverehrt, allgeliebt, doch nur erst, wenn es bis in den höchsten Himmel hinaufgebaut und nicht weiter kann. Aber so lange als möglich erhöht es das Wirthschaftsgebäude seiner Liebe und Ehrfurcht. Es hat hochedelgeborne und hochwohlgeborne und hochgeborne Menschen, hohe, höchste und allerhöchste Personen ... Es hat hochpreißliche Gerichte und ein hohes Ministerium; es hat eine hochlöbliche Theater-Intendanz und es spricht von hochderselben. Es hat hohe Leichen und eine Prinzessin nimmt den Eisenhammer in hohen Augenschein. Bei Hofe geschehen hochwichtige Ereignisse, und werden hochfestliche Tage gefeiert; fürstliche Personen sind hochgebildet, und die Denkmünze, die man auf Göthe's

Jubeltag geſchlagen, wurde eine hochvollendete genannt. Wiſſen Sie warum, meine Herren? Weil Göthe eine hohe Perſon iſt. Wiſſen Sie aber, warum Göthe eine hohe Perſon genannt wird? Nicht darum, weil er ein großer Dichter, ſondern weil er Miniſter iſt. Die Oberpoſt-Amts-Zeitung — ſagen Sie nicht, meine Herren, daß ich ſpät zu ihr zurückkehre, denn ich habe ſie keinen Augenblick verlaſſen; konnte ich ſie ſchöner loben, als indem ich Deutſchland lobte? — die Oberpoſt-Amts-Zeitung nennt ſich nur ſo aus Beſcheidenheit, ſie iſt aber eigentlich eine Ober-Amts-Zeitung überhaupt. Alle Flüßchen und Bäche, die aus amtlichen Quellen fließen, vereinigt ſie in einem ſchönen breiten Strom, der den Deutſchen heilig iſt und den ſie anbeten, wie die Indier den Ganges. Eine Liſte von Standeserhöhungen iſt ihr eine Geneſis, das erſte Buch Moſis; ein Steckbrief iſt ihr eine canoniſche Schrift, und ſie nimmt ihn oft, unaufgefordert und ohne Inſeratgebühren, in ihren Text auf. Was aber ſonſt gelegentlich gethan wird, von Gott, der Natur und der Menſchheit, das erzählt ſie, wenn ſie Luſt und Laune hat, in wenigen apokryphiſchen Zeilen. Wird die Oberpoſt-Amts-Zeitung verſäumen, uns mit allen Standeserhöhungen, Armeebeförderungen, Ordensvertheilungen und Gnadenbezeugungen, uns mit allen Titularbewegungen der Menſchheit bekannt zu machen? Gewiß nicht, ſie kennt zu gut ihre hohe und ſchöne Beſtimmung. Hier, meine Herren, leſen Sie ein Verzeichniß von zwei und vierzig Frauen, mit ihren

Taufnamen, Familiennamen und den Namen ihrer Männer, die Sternkreuz-Ordens-Damen geworden; hier eine Liste von sieben und achtzig Russen, welche in der Armee befördert worden oder andere Auszeichnungen erhalten; hier einen Nachtrag zu jener Liste von sieben und sechszig Namen. Wie schade, daß alle diese Namen so unaussprechlich sind, und dem Gedächtnisse zarter deutscher Jugend zur ewigen Erinnerung nicht eingeprägt werden können! Wenn ein Thüringer Bürger liest: Der Fähnrich Tschawtschawadsew, der an der persischen Grenze dient, habe einen goldenen Säbel bekommen; wenn der Bauer im Schwarzwalde liest, der Podolier Prscherakowfskji habe „für seine ausgezeichnete Thätigkeit bei Ausrottung der Heuschrecken" den St. Annen-Orden dritter Klasse erhalten, so freut sie das gewiß, es entzückt sie wohl auch; aber wie leid muß es ihnen thun, daß sie nicht wissen, wie der edle Fähnrich und wie der Schrecken der Heuschrecken heißt, und daß es ihnen der Schulmeister auch nicht sagen kann! Hier, meine Herren, erfahren Sie, daß der bisherige Direktor der Stadtschule zu Linz zum Direktor des Gymnasii in Dören ernannt worden; hier, daß ein Parmesanischer Baron den Leopolds-Orden, und hier, daß der Oberstkammerjunker eines kleinen deutschen Staates das Prädikat „Excellenz" bekommen. Die Oberpost-Amts-Zeitung erspart den Leuten von Stande das Porto, und sie brauchen sich ihre Familienereignisse nicht brieflich mitzutheilen, wie wir. Ach! ich wollte ich wäre ein Kourier, dann würden meine

Freunde aus der Postzeitung erfahren, wo ich jeden Tag durchgereist und sie würden nicht mehr über meine Faulheit im Schreiben klagen. Läßt die Oberpost-Amts-Zeitung einen vornehmen Staatsdiener begraben, so umgibt sie ihn mit einem so großen Gefolge von Titeln, daß man gar nicht zur Leiche gelangen kann, um zu erfahren, wie sie geheißen, als sie noch lebte. Wir lesen: „Heute Morgens um 6 Uhr starb dahier der Königl. Kämmerer, Ritter des Civilverdienstordens, Präsident des Appellationsgerichts im Regenkreise, Abgeordneter zur Ständeversammlung des Königreichs, ordentliches Mitglied der philologisch-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften ꝛc. ꝛc., Freiherr von“ . . . jetzt halten wir am Namen, wir sind gespannt; aber ehe wir zu ihm gelangen, wird gewöhnlich die Frau, der Bediente oder ein anderer Besuch in's Zimmer treten und uns stören, wir legen das Blatt weg und erfahren nie, wer eigentlich gestorben. Das mildert freilich die Trauer. Es gibt gemüthliche Familien von Stande, die ihre Angehörigen ohne Titelbegleitung bürgerlich-romantisch begraben lassen; aber die beleidigte Natur rächt sich immer, man soll nie gegen seinen Genius, gegen die Stimme des Gewissens handeln. In solchen Fällen bekommen wir zu lesen: „Den 6. November nahm uns Gott in Ratzeburg, während einer Besuchsreise zu seinen Geschwistern, den treuen, liebevollen Vater“ — so schnell geht Verachtung der Titel in Gotteslästerung über! Die Oberpost-Amts-Zeitung berichtet uns treu, ein

neugeborner Prinz habe in der heiligen Taufe den Namen Rainer, Ferdinand, Maria, Johann, Evangelist, Franz, Ignaz bekommen, und eine neugeborne Prinzessin den Namen Maria, Auguste, Friederika, Carolina, Ludovika, Amalia, Maximiliane, Franziska, Nepomucene, Xaveria, und Sie freuen sich gewiß mit mir, meine Herren, über die Freude der Setzerlehrlinge, die ihnen in solchen häufigen Fällen wird, wo sie viele Zeilen sparen können, und kürzere Zeit eingesperrt bleiben in der Druckerei. Man wirft der Oberpost-Amts-Zeitung mit Unrecht vor, sie verbreite manchmal sogenannte liberale, nämlich revolutionäre Nachrichten und Grundsätze; doch wenn es auch wahr wäre, an wem läge die Schuld! Wie leicht ließe sich das verhüten! Wäre ich ein Fürst, so ließe ich bei der Taufe aller meiner Prinzen und Prinzessinnen das ganze Land Gevatter stehen, so daß der neue Prinz und die Prinzessin, je nach der Zahl meiner Unterthanen, sechs Millionen, zwölf, zwanzig, dreißig, fünfzig, ja wenn ich Kaiser von China wäre, zweihundert Millionen Namen bekäme; die andern Fürsten würden meinem Beispiele folgen, und dann wollte ich doch sehen, wo die Postzeitung Raum fände, revolutionäre Grundsätze zu verbreiten. Auf diese Art könnte eine weise Staatsverfassung die Presse lenken, ohne zur verhaßten Zensur ihre Zuflucht zu nehmen. Doch was halten Sie davon, meine Herren, scheint Ihnen nicht auch, daß hier unser Postgaul vorwärts möchte, der Postillon aber immer zurückhält, sieht

und bläſt? So iſt es ganz unverkennbar. Doch wenn Sie daraus ſchließen wollten, das Pferd habe mehr Verſtand, als ſein Reiter, ſo würden Sie beiden Unrecht thun. Ein gutes treues Pferd will nie mehr Verſtand haben, als ſein Reiter, und ein geſchickter tüchtiger Reiter will ſeinem Pferde nicht allen Verſtand rauben, ſondern nur den größten Theil davon. Iſt es nun auch ganz offenbar, daß unſer Gaul in die Zukunft galopiren, unſer Poſtillon aber ſich in die Vergangenheit retiriren möchte, ſo iſt dieſes doch kein Divergiren der Meinungen zu nennen, ſondern — von Seiten des Pferdes, ein Phantaſiren, und von Seiten des Reiters, ein Moderiren, Retardiren, Genieren, Antiſtimuliren, Chicaniren, mit einem Worte: ein Regieren. Doch laſſen wir uns zu keinen Ausſchweifungen verleiten. Ueber die großen Angelegenheiten der Menſchheit vergißt die Oberpoſt-Amts-Zeitung die kleinen der Menſchen nie; denn ſie ſchreibt nicht blos für Thron und Altar, ſondern auch für die Küche. Nachdem ſie uns mit den Namen aller neu geborenen Prinzen und Prinzeſſinnen, nachdem ſie uns mit allen neu geſchaffenen Ordensrittern, mit allen friſchgeprägten Hofräthen, geheimen Hofräthen, Finanzräthen und Juſtizräthen, nachdem ſie uns mit den Reiſen aller Kouriere, und mit der Zahl der Poſtpferde aller hohen Reiſenden und ihres hohen Gefolges bekannt gemacht; nachdem ſie alle Revüen aller ſtehenden Heere, Compagnie nach Compagnie, vor unſern Augen vorübergeführt; nachdem ſie alle Hof-Feierlichkeiten erzählt und zwar

zu besserm Verständniß zweimal, einmal vor der Feierlichkeit durch Mittheilung des Programms, wie die Feierlichkeit angeordnet, und dann nach der Feierlichkeit durch genaue Beschreibung, wie die Feierlichkeit gehalten worden, so Hoffnung und Genuß, Möglichkeit mit Wirklichkeit, Erwartung mit Erinnerung vergleichend — nachdem sie dieses Alles gethan, erzählt sie auch die mikrokosmischen Ereignisse der kleinen Bürgerwelt. Sie erzählt uns, daß in dem Küchengarten eines Schlesischen Barons ein Kürbis wachse, der 3 Ellen 5 Zoll im Umfange mißt, und 78½ Pfund wiegt; daß ein Kaufmann im Sächsischen, weil seine Henne auf die Gasse gelaufen, 21 Groschen 8 Pfennige Strafe zahlen mußte, und daß unter der Ringelhardschen Truppe in Cöln die Desertion überhand nehme, der Tenorist Ulrich, die solideste Stütze der Oper, sich entfernt habe, und selbst die liebliche Mamsell Peche, was fast unglaublich scheine, ihr untreu geworden sey. Aber am liebsten und wärmsten verweilt die Postzeitung bei Jubelfesten. Wenn ein Ehepaar seine goldene Hochzeit feiert, wenn ein Canzelist, nachdem er fünfzig Jahre abgeschrieben, seinen Dienstjubeltag feiert und ein Belobungsschreiben erhält, erzählt uns dieses die Postzeitung in Thränen, und sie kann vor Rührung kaum die Feder halten. Sie pflegt eine solche Feierlichkeit „gewiß eine seltene“ zu nennen; aber sie spricht nur so aus Bescheidenheit, ihr eigenes Verdienst zu schmälern; denn es gehen keine vier Wochen vorüber, daß sie uns nicht eine

ſolche ſeltene Feierlichkeit erzählte. Was nun die ſogenannten Original-Artikel und Privat-Correſpondenzen betrifft, mit welchen ſich andere Blätter eitel ſchmücken; ſo hat die Oberpoſt-Amts-Zeitung ſich von ſolchen Schwächen immer frei zu erhalten gewußt. Sie iſt vorſichtig, ſie nimmt nur bewährte Nachrichten auf, und ſie weiß recht gut, daß eine Nachricht nur dann als bewährt zu halten, wenn ſie mehrere Zeitungen als wahr erklärt haben. Doch gibt es allerdings Fälle, wo die Poſtzeitung ſchaffend hervortritt, und alle europäiſchen Zeitungen, bei welchen ſie das ganze Jahr zu Gaſte geht, ſelbſt bewirthet. Dann iſt ihr Gaſtgebot reich und prächtig, und ſie zeigt, was ſie könnte, wenn ſie wollte. Solcher wichtigen Fälle ſind vier an der Zahl. Sie ereignen ſich, erſtens: wenn die Geburten, Vermählungen und Todesfälle fürſtlicher Perſonen dem hohen Senate der freien Stadt Frankfurt officiell mitgetheilt werden. Zweitens: wenn die engliſchen und franzöſiſchen Poſten in Frankfurt ausgeblieben; dieſe Nachricht theilt die Poſtzeitung zuerſt mit. Den dritten Fall bilden die Auszüge aus dem Spectateur Oriental, welche die Poſtzeitung, als erſte Beiſitzerin, mit dem Stempel Frankfurt bezeichnet. Die Tage, an welchen ſie erſcheinen, ſind wahre Feiertage für den Cenſor, denn er braucht ſie gar nicht zu leſen, da er recht gut weiß, daß nie darüber Klagen entſtehen werden, daß er nichts darin geſtrichen. Als die vierte Originalität iſt die Nachricht von den Sonnenflecken zu betrachten,

die in Frankfurt beobachtet werden. Die höchst originellen Berichte von den Fässern, die auf dem gefrornen Main gebaut worden, werden hier nicht mitgerechnet, denn da ein solcher Frostjubel sich in jedem Jahrhunderte nur einmal begibt, so verdienen diese Säkularfässer, ob es zwar Jubelfässer sind, keine Berücksichtigung. Die leichten Franzosen verflüchtigen Alles, und machen Alles beweglich; wir standhafte und vollwichtige Deutsche aber, verdichten Alles und machen Alles nagelfest. Die Franzosen können auf Pfänder borgen, sie haben Mobiliar-Vermögen; wir Deutsche aber können hypothekarische Schulden machen, wir haben Grundbesitz. Doch baares Geld ist leider selten bei uns. Unsere Wechsel à dato hundert und fünfzig Jahre sind die besten Effecten von der Welt; unsere Wechsel à dato drei Monate aber, sind wahre Columbier. Ich merke, meine Herren, daß ich sehr ausschweife und mich verirrt habe, und es thut mir leid, daß ich Ihnen so streng untersagt, mich zurecht zu weisen. Aber Ordnung muß seyn. Den Franzosen ist ein Buch fast nur ein Ereigniß, eine politische Schrift ist ihnen eine politische That; den Deutschen ist jedes Ereigniß ein Buch, und eine politische Handlung eine politische Abhandlung. Die Schrift des Grafen Montlosier gegen die Jesuiten war eine französische Schlacht; die Ermordung Kotzebues durch Sand eine deutsche Rezension mit Blut geschrieben. In diesem schönen vaterländischen Geiste denkt, fühlt und handelt — nämlich schreibt — die Oberpost-

Amts-Zeitung. Eine geschehene Geschichte ist ihr nur eine Theaterprobe, aber eine erzählte Geschichte ist ihr die eigentliche Aufführung des Stückes. Sie theilt darum die Zeit nicht in Jahrhunderte, Jahrtausende, alte, mittlere und neue Zeit; sie theilt die Geschichte nicht in Epochen, Völkergeschichte, Staatengeschichte, Kriegesgeschichte, Kirchengeschichte, Handelsgeschichte, sie theilt die Wissenschaft nicht in Mathematik, Politik, Aesthetik, Theologie, Philosophie; sie theilt die Erde nicht in Länder, Völker, Staaten, Berge, Flüsse, Meere — sondern sie theilt Welt, Zeit, Geschichte, Wissenschaft, und die ganze Erde in Zeitungen ein. Ob etwas geschehen, wann, wie und wo es geschehen, [illegible] ob es wirklich geschehen, oder nur erzählt worden — daran liegt ihr nicht; es liegt ihr nur daran, wie der Ort heißt, wo die Zeitung erscheint, in welcher der Bericht des Geschehenen steht. Sie haben Mittag etwas viel getrunken, meine Herren, und ich vermuthe, daß Sie nicht sehr bei Verstande sind, und diese Theorie der Postzeitung gar nicht fassen mögen. Ich will darum Ihrer Fassungsschwäche mit einigen Beispielen zu Hülfe kommen. Wenn die allgemeine Zeitung eine amerikanische Geschichte aus dem vorigen Jahrhunderte erzählt, so schreibt die Postzeitung; Augsburg, den 12. März 1827. und unter dieser Rubrik berichtet sie eine alte Begebenheit aus Nordamerika. Sie schreibt: Aus Thüringen: Herr von Gruithuisen in München habe berechnet, daß der Mond in 30,000 Jahren auf die Erde fallen werde, und

aus Franken: Mamſell Sontag habe in Berlin ein Conzert gegeben, und Madame Vespermann ſei in München geſtorben. Warum ſchreibt ſie aus Thüringen, aus Franken? Weil die eine Nachricht aus der Dorfzeitung genommen, die in Thüringen erſcheint, die andere aus der Würzburger Zeitung. Hier, meine Herren, leſen Sie die Trauerode auf den Herzog von York, der in London geſtorben, unter Aachen; hier unter Berlin, 9. November den preußiſchen Zollvertrag mit Lippe, und Sentenzen über Liebe und Frauen. Was haben die Frauen mit dem Zollweſen, was die Liebe mit dem 9. November Gemeinſchaftliches? Sie verbindet der vaterländiſche Geiſt, der die Poſtzeitung beſeelt, und den ſie Allem einhaucht, was ſie berührt. Hier finden Sie unter Darmſtadt eine Verordnung, daß alle Lumpen aus Altheſſen in Neuheſſen gebracht werden dürfen, aber nicht umgekehrt, in Verbindung geſetzt mit der Nachricht, daß eine Frau in Aachen, die ſich durch warmes Waſſer von der Gicht heilen wollte, an dem Verſuch geſtorben ſey. Hier leſen ſie: Berlin — „der bisherige Oberlehrer am Gymnaſio zu Wetzlar iſt zum Director dieſer Anſtalt ernannt worden," und gleich darunter: „In dem bei Voigt in Ilmenau erſchienenen: Geheimniß ſich beim ſchönen Geſchlecht beliebt zu machen, ſeine Gunſt und den Sieg über dasſelbe zu erlangen, wird als das vorzüglichſte Mittel ein aufwärtsſtrebender Leibesſchnitt empfohlen." Hier können Sie leſen: Augsburg, den

16. August. „Ein russischer Kourier, der in Bukarest angekommen, hat ausgesagt: Ibrahim Pascha sey gefangen“ ... „Der Einsiedler gibt es wohl mehr, als man glaubt.“ Hier München: Die Kammer der Reichsräthe hat den Gesetzentwurf über das Gewerbswesen verworfen. Dann folgt: ein humoristischer Aufsatz über die physiologische Bedeutung der Füße. Hier Cöln: Die alten Landesscheidemünzen von Cöln, Trier und Aachen sollen aus dem Cours gesetzt werden. Folgen: Aphorismen aus der Zeitschrift Merkur, die in Dresden erscheint. Hier: Bonn ... Was wird uns die Postzeitung aus Bonn berichten? Wird sie von der Universität sprechen? Vom botanischen Garten? Von der neuen Anatomie? Von Arndt? Nein, von solchen Dingen berichtet sie nichts. Sie schreibt: „Bonn, vom 20. März. Der witzige Verfasser der **Stapelia mixta** hält dem Tanze folgende Lobrede ... „Und nun wird in zwei langen Colonnen, nämlich in zwei Spalten der Zeitung, getanzt. Indem die Postzeitung, meine Herren, auf diese Weise, ein schönes Band um Alles schlingt, um Gott, Natur, Geschichte, Menschheit, Staat, Wissenschaft, Kunst, Ernst und Scherz; indem sie Alles in Einem sieht, Eines in Allem, und Alles auf Eines bezieht, nämlich auf Zeitungen — gewinnt sie jenes gottselige Leben, welches Thomas a Kempis so schön in den Worten schildert: **Cui omnia unum sunt, et omnia in uno ridet, et omnia ad unum trahit, potest stabilis corde esse et pacisciis in Deo permanere**; welchen Satz,

Herr Geheimer Legationsrath, Sie in Flassan's Geschichte der französischen Diplomatie umständlich erläutert finden. So, meine Herren, ist die Oberpost-Amts-Zeitung! Soll man sie nicht lieben? Soll man die Stadt nicht lieben, in der sie geschrieben wird? Soll man das Land nicht lieben, in welchem diese Stadt liegt? Soll man das Volk nicht lieben, das in diesem Lande wohnt? Habe ich Recht, Herr Legationsrath? Herr Doktor, habe ich Recht? Habe ich Recht, Karl?" ... Nach diesen Worten ergriff Waller die Hand des Oberkellners — es war eine Menschenhand, er sah nicht, wem sie gehörte, er hielt sie für die meinige — und sprach mit leiser flehender Stimme: „O Karl, gib mir eine Geliebte, gib mir einen Gott, gib mir ein Vaterland. Ich fordere ja so wenig; gib mir ein kleines, nur ein ganz kleines Vaterland!" ... Dann warf er sich auf einen Stuhl, verhüllte sich das Gesicht und weinte heftig. Alle Anwesenden sahen mit Verwunderung und Mitleid auf ihn, und Einer und der Andere sagte: es ist doch Schade ... Armer Heinrich! Ach armer Heinrich!

Fünftes Kapitel.

Unter den nachzechenden Gästen, die Heinrichs wunderliche Reden angehört, war auch ein stattlicher alter Mann, der sich uns schon bei Tische bemerklich gemacht hatte. Er aß und sprach wenig, und trank und lächelte viel. Schneeweißes Haar bedeckte seinen blühenden Kopf, und man hätte nicht

zu unterscheiden gewußt, ob er früh gealtert, oder ob er die frische Jugendkraft sich lange bewahrt, wenn nicht jene behagliche Ruhe, die man im Leben nur nach langen und schweren Arbeiten gewinnt, und das Maaß und die Ordnung in allen seinen Bewegungen ihn als einen Mann bezeichnet hätten, der in höhern Jahren stand. Der Rechtbewaffnete, sonst unbekümmerte Waller hatte seine Aufmerksamkeit zu gewinnen und seinen Beifall zu verdienen gesucht; denn so unbedacht er auch sprach, so besonnen sprach er doch zugleich, und wenn er auch seine wilde Phantasie nicht einzuhalten vermochte, so wußte er sie doch recht gut zu lenken, und er bemerkte Alles, was sich rechts und links auf seinem Wege zeigte. Aber der Alte prüfte und ließ sich nicht prüfen. Doch einmal geschah es, daß er Heinrich fragte, wie viel Uhr es sey, und als dieser geantwortet, er trage nie eine Uhr, erwiederte der Alte: das merke ich. Er verließ vor uns den Saal, und strich beim Weggehen mit der Hand über Heinrichs Blechkasten. Ich eilte, ihn wegzuführen, um ihn dem Spotte der Anwesenden und seinen eigenen Träumereien zu entziehen. Ich schlug ihm einen Spaziergang vor. Er nahm den Blechkasten unter den Arm, ihn auf sein Zimmer zu tragen, und als ich ihn bat, ihn durch den Kellner hinauftragen zu lassen, und sich die Treppen zu ersparen, fragte er bitter: soll ich unser theures Vaterland einem Lohndiener anvertrauen? — Geschähe dieses denn das erstemal? erwiederte ich: so ließ er sich lenken und wir gingen

fort. Wir erreichten bald eines jener lachenden Thore, die früher, wie finstere Wärter, unsere schöne Stadt hüteten, jetzt wie freundliche Wirthe an deren Eingang stehen. Wir traten in den unvergleichlichen Garten, der wie ein Blumengeflechte die Stadt umwindet. Es war ein herrlicher Sommerabend, die Blumen dufteten süß, und mit ihren Blättern buhlte die schmeichlerische Luft. Nur daß der unerträgliche Staub, den die vorüberfahrenden Wagen aufregten, unsere Freude störte. In Paris — bemerkte Heinrich — auf den Boulevards, wo mehr Kutschen fahren, als hier Fußgänger sind, wird man vom Staube nie belästigt, denn von Morgen bis Abend wird der Weg mit Wasser begossen. Hier aber, wie überall in Deutschland, wendet die Polizei ihre Aufmerksamkeit mehr auf Personen, als auf Sachen. Wie werden die Handwerksgesellen, die Dienstboten, die Schriftsteller, die Reisenden beaufsichtigt und gequält; aber der Staub braucht keinen Paß, und er kann hingehen, wo er will. Ich bemerkte, das käme daher, weil er im Gefolge der Reichen und Großen erscheint. Jetzt fühlte sich Heinrich auf die Schulter geklopft; er sah zurück, es war der freundliche Alte. Junges Blut, sprach er, Ihr thut wohl, euch abzukühlen! — Junges Blut! erwiederte Heinrich lächelnd, ich bin viel über dreißig Jahre alt. — Wenn auch, bemerkte der Alte, nur das Blut macht alt und jung, denn nur in ihm ist das Leben. — Der freundliche Mann schloß sich uns an, faßte bald den Zügel der Unterhaltung und lenkte sie, wohin er wollte. Eine

Nachtigall im nahen Gebüsche sang ihr schönes Lied. Wir blieben stehen und horchten freudig. Heinrich erinnerte mich an jenen Sommerabend in Montmorency, wo wir auch, wie jetzt, dem Gesange einer Nachtigall gelauscht, und wie die vielen tausende Franzosen — es war ein Sonntag — die aus Paris und vom Lande zum Kirchweihfeste gekommen, Männer und Frauen und Kinder, und Mädchen und Jünglinge, und Städter und Landleute, und verliebte Paare genug, und alle so von Herzen fröhlich — wie aber alle jene Tausende unbekümmert vor dem grünen Häuschen der süßlockenden Schönen vorüberzogen, und wir zwei Deutsche allein ihren süßen Tönen horchten, und wie viele uns Unbewegliche ansahen, und wie sie neugierig waren, was uns so fest gezaubert! — Das wundert mich gar nicht, bemerkte unser Begleiter, die Nachtigall singt dem Deutschen am schönsten, sie singt deutsch, sie ist ein deutscher Vogel. Heinrich bemerkte: sie ist ein Zugvogel und sie kommt aus Asien. — Das hat sie mit jener Freude gemein, erwiederte der Alte, und aus Asien kommen die Deutschen auch. — Heinrich sagte: doch haben wir aus dem Morgenlande nichts mitgebracht, als die Kastenliebe und die Lehre von der Seelenwanderung. — Die Seelenwanderung! rief ich zweifelnd aus. — Ja, sprach Heinrich mit Lachen, wir glauben, daß die Seele eines Hofraths, wenn dieser fromm gestorben, in den Körper eines geheimen Hofraths übergehe, wenn er aber in Sünden dahin geschieden, in die thierische Hülle eines

Bürgers ohne Titel. — Der Alte sagte mit Lächeln: ich bin auch ein Hofrath: doch, lieber Freund, ich wünschte sehr, daß Sie meinen Rath mehr achteten, als meinen Hofrath; Sie sind zum rechten Ziele aber auf falschem Wege. Doch — es scheint mir, daß Sie dieses Land der Hofräthe, und diese Stadt, worin die hochedle Postzeitung erscheint, nicht gar zu sehr hassen; ich sehe Sie ja schon lange hier in Frankfurt. — Nicht doch! erwiederte Heinrich. Ich wohne in Paris, und reise nur jährlich auf wenige Monate nach Deutschland; ich gebrauche es als ein Schlammbad, um meine Nerven zu stärken. — Daran thun Sie sehr wohl, Herr Waller, Sie haben es nöthig, bemerkte der Alte trocken, indem er sich auf eine Bank niederließ. Heinrich erröthete, und zeichnete mit einem Stöckchen in den Sand zu seinen Füßen. Der beißende Rauch der Unterhaltung hatte sich bald verzogen, und nur ihre Wärme blieb zurück. Der Alte nahm das Wort wieder auf und sprach: Ich bin ein Deutscher und bin stolz darauf, es zu seyn; doch immer erröthe ich dessen, wenn ich höre, daß Deutsche selbst ihr Vaterland verachten, mit frevelhaftem Spotte das Band zerreißen, das Natur und Geschichte so ernst und heilig knüpften, und, um die schnöde Freiheit des Gedankens zu gewinnen, durch das süße Gefängniß brechen, in das uns die Liebe einschloß, um uns wohlzuthun. Nein, kein gutgearteter Sohn wird seinen Vater schelten: und kann er ihn nicht lieben, so wird er ihn doch achten; und kann er ihn nicht

achten, so wird er ihn doch ehren, und wird jeden streng zurückweisen, der herbeikommt und ihn zu beleidigen wagt. — Heinrich stellte sich mit verschränkten Armen vor den alten Prediger und sagte: Vaterland! Vater! Wir? Unsere gute Mutter, sagen böse Leute, wäre sehr zerstreut gewesen und wir hätten viele Väter. Sollen wir sie alle oder welchen sollen wir lieben? Ich bin in Mainz geboren. Dem unwissenden Kinde erzählte man, ein Erzbischof sey sein Vater; der wißbegierige Knabe erfuhr, er sey ein freier französischer Bürger. Dem Jünglinge schlug hoch das Herz, wenn die Heere seines großen Kaisers vor ihm vorüberzogen, und als der liebensmüde Mann sein Herz verschloß, und seinen Verstand aufthat, und umherblickte, sah er sich im Darmstädter Lande. Gehe ich aber auf den Wällen meiner Vaterstadt spazieren, bin ich rechts ein Oestreicher und links ein Preuße. Wen, was soll ich lieben? Soll ich ein Mainzer Herzchen haben? Soll ich ein stolzer Republikaner seyn? Soll ich nach Frankreich hinüber schauen? Soll ich als braver Darmstädter eine ganze Woche von der Oper des künftigen Sonntags sprechen? Soll ich meine kindliche Liebe zwischen Stadt und Festung theilen? Soll ich östreichische Gesinnungen, soll ich preußische Gefühle hegen? Oder soll ich ein deutsches Bundesherz haben? Ja, ein *buntes* Herz müßte ich haben, sollte ich alle meine Väter ehren, sollte ich alle meine Vaterländer lieben! — Wir mußten über Waller's Paternitätsklagen herzlich lachen; aber der Alte

erwiederte: Haben wir viele Väter und zweifeln wir, so wollen wir alle lieben, die unsere Mutter geliebt, und sie gewiß, denn sie ist gewiß nur eine. Sie hat uns gesäugt, gewartet und groß gezogen. Sie lehrte uns Vater, Mutter, Gott lallen und alle die schönen ernsten Worte, womit wir uns die heiligen Pforten des Lebens öffnen. Sie lehrte uns unsere kleinen Wünsche kund thun, unsere Nahrung fordern, unsere Schmerzen klagen und unsere Freude jubeln. Sie beantwortete die ersten Fragen unserer jungen Wißbegierde, erzählte uns von Himmel und Erde, von dem Laufe der Sterne und den Wegen des Lebens, von Ländern, Bergen, Meeren und Völkern. Und auch die Herangewachsenen verläßt ihre Liebe und Sorgfalt nicht. Treten wir aus dem Garten der Kindheit in die weite ungebahnte Welt, dann ruft uns die süße Stimme der Mutter wie eine liebliche Schalmey die frohen Tage unserer Heimath zurück, und flötend begleitet sie uns durch das ganze Leben, über Lust und Qual, bis an das Grab, das beide endet. Sie wollen wir lieben, die, hat sie auch sich vergessen, doch nie uns vergaß — die Sprache, sie ist unsere Mutter, wir wollen unsere Muttersprache lieben. Sie vereint uns, macht uns zu einem Brudervolke, und baut uns ein Vaterhaus, in dem wir, wenn auch höher oder niedriger, doch unter einem Dache, wenn auch geschieden, doch nicht entfernt wohnen und wo, sammelt auch nie ein gemeinschaftlicher Saal uns zur ernsten oder frohen Stunde, wir uns doch auf der Treppe und an

der Thüre begegnen, uns grüßen und uns erinnern, daß wir Brüder sind. Welche Sprache darf sich mit der deutschen messen, welche andere ist so reich und mächtig, so muthig und anmuthig, so schön und so mild, als unsere? Sie hat tausend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinste Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft. Sie ist stark in der Noth, geschmeidig in Gefahren, schrecklich, wenn sie zürnt, weich in ihrem Mitleide, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie ist die treue Dolmetscherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Wasser sprechen. Was der rollende Donner grollt, was die kosende Liebe tändelt, was der lärmende Tag schwatzt und die schweigende Nacht brütet; was das Morgenroth grün und gold und silbern malt und was der ernste Herrscher auf dem Throne des Gedankens sinnt; was das Mädchen plaudert, die stille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe hüpft und jauchzt und der alte Philosoph sein schweres Ich setzt und spricht: Ich bin Ich — Alles. Alles übersetzt und erklärt sie uns verständlich, und jedes anvertraute Wort überbringt sie uns reicher und geschmückter, als es ihr überliefert worden. Der Engländer schnarrt, der Franzose schwatzt, der Spanier röchelt, der Italiener dahlt und nur der Deutsche redet. — Ja, rief hier Waller mit lauter und freudiger Stimme, unsere Sprache ist herrlich! Aber — setzte er leiser hinzu — wir dürfen sie nicht

gebrauchen. — Wir dürfen sie gebrauchen! erwiederte Jener. Dem Hasse ward das Schwert, der Liebe das Wort gegeben; wir dürfen reden, denn wir dürfen lieben. Und wenn das sanfte Wort der Liebe nicht bewegt, dann hift das starke des Zorns. Wir dürfen drohen, wir dürfen schrecken. Die Sprache ist die Scheide der That; wir erheben das umhüllte Schwert, und erringen unblutige Siege. — Hier brach Heinrich in ein spottendes Lachen aus, und rief: Wir und Schwert! Wir und Sieg! In der Scheide von Eisen steckt eine Klinge von Blech, Nürnberger Waare, wie man sie Kindern in die Hände gibt. Man beluſtigt ſich an unſerm Spielen, lacht über unſere heiße Kampfbegierde; doch wenn wir es zu ernſt treiben, entreißt man uns das Spielwerk, patſcht unſere Tapferkeit und ſtellt uns hinter den Ofen. Wir ſind Kettenhunde, die einen armen Teufel anbellen, der in kurzer Jacke vorübergeht; naht ſich aber ein Vornehmer und wir knurren nur, gleich winkt der Herr, der Knecht pfeift und der Prügel fährt uns an den Kopf. Dann kuſchen wir. Nein, nie wird mir dieſes Volk behagen, nie werde ich mich wohl fühlen in dieſem Lande, mit ſeiner launiſchen Luft, ſeinem zänkiſchen Himmel, ſeinem weinerlichen Frühlinge und ſeinem verdrüßlichen Herbſte. Wo ſind unſere Alpen, zu welchen wir erquickt hinaufblicken, wenn die Wege des Lebens flach und ſandig ſind? wo iſt der Reigen, der im Gekreiſche der Welt uns zurücklullt in frohe ſtille Tage? Wo iſt der heimathliche See, der in unſere Schmerzen

lächelt? Wo iſt der Puls des Volkes, an dem man die Schläge ſeines Herzens fühlt? Wo ſind die Denkmäler unſerer Geſchichte? Welche Großthaten haben unſere Voreltern hinterlaſſen? Das Wenige, was ſie gethan, hat uns nicht reicher gemacht, denn an die Erſtgeborenen allein kam das ganze Erbe. Wenn uns dürſtet nach ſo vielen geſalzenen Tagen, und wir ſuchen einen friſchen Trunk an der Quelle unſerer Zeit; wenn uns heiß iſt in der dürren Gegenwart, und wir ſuchen Schatten unter den Bäumen deutſcher Geſchichten — was zeigt man, wohin führt man, was reicht man uns? In ſandiger Mark „trockenes Brod und ſaures Bier“ und vor dem „Wirthshaus ohne Gleichen“ ſteht ein überwinterter Maienbaum, an dem hoch am Gipfel falbe Bänder, dürres Laub und welke Kränze raſcheln. Wir ſuchen Wein und finden Bier, ſuchen kühlen Wald, und finden Stammbäume nackt und kahl. Dieſe Herrenhuterſtille des Volks, dieſe Magiſterdemüthigkeit der Gelehrten, der Pfauenſtolz der Reichen, der düſtere Hochmuth unſerer Großen, das linkiſche Weſen aller rechtlichen Leute, und die Schlangenrührigkeit aller Unrechtlichen! Wo ſind die Liebeszeichen vergangener ſchöner Stunden? Säuſelt ein einziger Wohllaut verklungener Tage auf uns herab? Hört Ihr eine Saite klingen, ſeht Ihr eine Harfe ſtimmen? Die Vergangenheit ächzt, die Gegenwart kreiſcht, und die Zukunft gellt. Wir waren Nichts, wir ſind Nichts und wir werden Nichts. Wir ſind ein ſchwaches Volk ohne Wurzel, haben ein armes

Leben ohne Herz und ein Vaterland ohne Gewölbe. — Unter allen Vorwürfen, sagte der Alte, die Ihr gereiztes Blut unserm so geduldigen Vaterlande brachte, ist mir der letzte als der ungerechteste erschienen. Nicht an einem Gewölbe fehlt es Deutschland; dieses wurde nur zu fest, zu geräumig unterbaut, nur zu langer Fleiß, zu viele Kunst wurde unterirdisch vergeudet; an einem Dache fehlt es unserm Vaterlande .... Und an Schornsteinen — fiel ich ein; darum schlägt der Rauch der Klagen so beißend zurück ... Zank ist der Rauch der Liebe ... Ja, doch nur die Wärme soll man festhalten. — Nicht um alle Schätze der Welt, fuhr der Alte fort, möchte ich Fürst ohne Freiheit der Presse seyn; doch sie als Unterthan entbehren, ist noch erträglich. Wer würfeln muß zwischen Noth und Sünde, ist glücklich zu nennen, wenn ihm nur die Noth zufällt. Nein meine Freunde, Ihr tretet euch selbst zu nahe. Wollt Ihr unser Vaterland kennen und lieben lernen, reist in fremde Länder. So vieles Gute, was euch die Heimath gewährte, werdet Ihr dort vermissen, und selbst des Schönen, das euch in der Fremde neu erscheint, könnt Ihr nur darum genießen, weil Ihr Deutsche seyd, weil euch das Vaterland zur Gerechtigkeit erzogen. Der Britte ist nur Britte, der Spanier nur Spanier, der Franzose nur Franzose; Mensch, ist der Deutsche allein. Shakspeare, Calderon, Voltaire, sie sind unser. Bewunderung nicht abgezwungen hat uns ihr Ruhm, froh und frei geben wir ihnen den Sold der Liebe, sie sind

unſere Landesgenoſſen, ſind unſere Brüder. — Gerechtigkeit, bemerkte Waller, iſt die Tugend der Schwachen, ihnen liegt am meiſten daran, daß ſie geübt werde, der Starke ſchützt ſich ſelbſt. — Wohl dem, erwiederte der Alte, dem ein beſcheidenes Maaß der Kraft geworden; Uebermacht führt zur Sünde... Unſer Land iſt herrlich, ſeine Luft iſt mild, uns allein ward der ſchöne Wechſel zwiſchen Entbehren und Genuß, der der menſchlichen Natur ſo wohl thut. Beneiden wir keinem Lande ewig lachenden Himmel; ewiger Genuß gleicht ewigem Entbehren. Wir haben den längſten Frühling, und weint er auch — im Frühlinge weint der Baum, der Strauch, die Blume und die Liebe. Thränen ſind die Wehen eines Herzens, das nie altert, und ein immer junges Herz ward nur dem Deutſchen gegeben. Fragt nicht nach unſerer Geſchichte, nach den Denkmälern unſerer Vorzeit; wir ſind ein junges Volk. Wir haben keine Vergangenheit, andere Völker haben keine Zukunft. Wer iſt glücklicher? Seht dort jenen goldgelockten Knaben, der einer todten Blume im leichten Sande ihr Grab gräbt; ruft ihn herbei, fragt ihn nach der Geſchichte ſeines Lebens — er ſieht euch mit ſeinen großen blauen Augen an, hüpft fort und ſpielt wieder mit Gras und Blumen. Ihr fragt, was er gelebt? Er lebt. Würden wir nicht gern mit ihm wechſeln, würden wir nicht froh unſere ſichere Vergangenheit für ſeine unſichere Zukunft geben? Wir ſind Kinder, und es iſt wahr, wir werden ſtreng erzogen; aber wer tauſchte nicht gern die

Schule für das Leben, den Zögling für den Lehrer ein? Freie Menschen haben keine Feierstunde — wir sind ein beneidenswerthes Volk. Unsere Hofmeister altern und wir wachsen heran; laßt uns genießen und hoffen. Der Bau des deutschen Landes wird einst vollendet werden — und dann, auf Jahrtausende gegründet, wird er alle Staaten überdauern. Einst haben die Deutschen das Weltreich Rom zerstört, einst werden sie ein schönetes aufrichten. Sie werden den ewigen Frieden stiften, den edle Fürsten gehofft, und von dem andere geträumt, er sey ein Traum gewesen; und dann wird man die guten Ahnen solcher guten Enkel segnen. — Ja, gut sind wir, sagte Waller; aber ich will nicht gut, ich will besser seyn. Wir vermögen nur die That, die zur Ruhe, nur den Kampf, der zum Frieden führt; unser Herz ist warm, aber es glüht still und düster und schlägt nie in schöne helle Flammen aus. Wir sind keiner Begeisterung fähig, die den Menschen zum Gotte erhebt, das Geschöpf zum Schöpfer macht. Die Polizei muß es befehlen, es muß am Rathhause angeschlagen stehen, daß wir um vier Uhr Nachmittags uns begeistern und jubeln sollen, und dann sind wir begeistert und jubeln zur bestimmten Stunde. Wie lieben, wie ehren wir unsere großen Männer, und wie thun es andere Völker! Unsere Dichter, unsere Künstler, unsere Weisen, unsere Wohlthäter des Volkes — wir Mundschmeichler nennen sie hochgefeiert; aber wir feiern sie nicht hoch und lassen sie hungern. Das Odeon in Paris mußte

vorausgehen, für Webers Wittwe und Waisen eine Vorstellung zu geben, und nur wenige deutsche Bühnen sind diesem Beispiele gefolgt. Jean Paul klagte oft, er habe nie das Meer und die Alpen gesehen. Er hatte hundert Fürsten, dreißig Millionen Landesgenossen, und er war arm! In der „Kunst und Wissenschaft kräftig fördernden Kaiserstadt“ wie der aufrichtige Böttiger Wien genannt, liegt Beethoven schon vier Monate krank darnieder und er darbt! Als es die philharmonische Gesellschaft in London erfuhr, beschloß sie, ihm Alles zu geben, was er brauche und wünsche, und sie schickte ihm sogleich tausend Gulden. Gerechter Gott! Tausend Gulden schickten sie von London nach Wien, und dort hat ein Bankier für die schnöde Lust einer einzigen Nacht dreißigtausend Gulden verschwendet! Aber freilich war Beethoven nie ein Schmeichelhund mit seidner Schnauze, wie Metastasio gewesen, und er mag wohl ein Ketzer seyn, der nicht an die Göttlichkeit Wiener Cavaliere glaubt. Mich schaudert und mich ekelt! Wie kann Gott lieben, wer nicht seine Werke liebt! — Waller, bester Waller, rief ich, wie bin ich erstaunt, Sie das sprechen zu hören. Der Deutsche ist frei; unsere Dichter, unsere Künstler, unsere Schriftsteller, sie ertragen kein Joch; nur eines müßten Sie nicht abwehren: das der Wohlthaten. Seyen wir froh, daß man es ihnen nicht auflegt, für jene ist die Schande, für uns der Ruhm. Der Deutsche denkt, dichtet, malt mit dem Herzen; wer sein Herz fesselt, hat seinen

Geiſt gefeſſelt. Laßt uns darben und frei ſeyn. Göthe ſchrieb ſeinen Werther, ehe er an den Hof gekommen, und kann man auch nicht beweiſen, woran ſein Herz geſtorben — denn ſeine Jugend hat ſeine Freiheit nicht überlebt — ſo weiß man es doch. — Und was iſt jene Begeiſterung? ſetzte der Alte hinzu. Ein Aufwand des Gefühls, das Gutleben eines Feiertages, auf den ſpärliche und nüchterne Wochentage folgen. Der Deutſche liebt das ganze Jahr mäßig, aber immer ſatt. Die Britten, die Franzoſen, ſie ehren und feiern nur die großen Männer ihres Landes; der Deutſche liebt alles Schöne und Gute, was auf der ganzen Erde lebt. Wir können nicht Alles lieben, was wir bewundern, nicht Jedem wohlthun, den wir lieben. Vieles mag uns mangeln, wir haben Eins, das uns Alles erſetzt: die Freiheit des Gedankens... Heinrich lachte... Ja die Freiheit des Gedankes! Was nützt den Franzoſen ihre freie Preſſe? Sie dürften es ſagen, daß deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt hoch über franzöſiſcher ſtehe, daß Shakſpeare mehr ſey als Corneille; aber ſie ſagen es nicht, ſie vermögen es nicht zu denken. Was hindert uns Zenſur, was jede andere Gewalt? Oft wird die That durch den Willen beſchränkt; aber ſo gewiß der Schatten dem Lichte folgt, ſo gewiß folgt die That dem Willen, wenn er nur rein iſt. Was wir wollen, wird geſchehen, früher oder ſpäter, wenn wir das Rechte und wenn wir es ſtandhaft wollen. Das engliſche Volk, ſo edel es auch iſt, wagt nicht gerecht zu

seyn; wir haben den Katholiken Irlands schon längst Freiheit und Gleichheit gegeben. Selbst mächtige Fürsten bedenken sich, was sie über Griechenland beschließen sollen; wir haben sie ohne Zaudern unabhängig erklärt. — Heinrich rief verdrießlich aus: Und sey dieses Alles wahr, was hilft es uns? Was nützen uns Kunst und Wissenschaft in verschlossenen Schränken, was guter Wille ohne That, Tugend ohne Achtung, Verdienst ohne Ruhm? Ich will des Lebens froh seyn, ich will es genießen. Ich will sagen, was ich denke, thun, was mir recht scheint, abwehren, was mir mißfällt, und ernten, was ich gesäet. Wie langweilig sind wir, wie langweilig werden wir gefunden! Wo unter uns ist die schöne Geselligkeit der Franzosen, wo bei uns vereint sich Kunst und Wissen, Herz und Geist, Gefühl und Witz, uns eine schöne Stunde, uns einen Vollgenuß des Lebens zu verschaffen? — Beneiden wir sie nicht darum, erwiederte Jener. Ich habe auch unter ihnen gelebt, ich ließ mich von ihnen köstlich bewirthen, ich durfte mir ihre Verschwendung wohl gefallen lassen. Aber gleichthun wollen wir es ihnen nicht. Sein ganzes Wissen vergeudet der Franzose in dem Gespräche einer Stunde; aber weil er Alles spricht, was er weiß, sagt er mehr, als er weiß, und macht Geistesschulden. Der Deutsche denkt mehr, als er spricht; aber er reicht aus und man sieht nie den Boden seines Wissens.

Die Sperr-Trommel wirbelte jetzt. Wir müssen heimkehren, sagte ich. — Schade! rief der Alte, der Abend ist

ſo ſchön! Doch wir wollen dem Zuge folgen. — Was liegt daran? bemerkte Waller. Denken wir, wir gingen noch länger ſpazieren. — Ja, das wollen wir denken: erwiederte ich; und wir wollen denken und immer denken: dieſe Trommeltyrannei iſt hart und lächerlich — dann endet ſie gewiß einmal.

Der Alte hatte die Güte uns zu ſagen, daß er ſich unſerer Bekanntſchaft freue, und wir ihn auf ſeinem Zimmer Nr. 13 morgen beſuchen möchten. Scheidend reichte er Heinrich die Hand und ſprach: Soyons amis, Cinna! Sobald wir nach Hauſe gekommen, erkundigte ſich Waller, wer Nr. 13 wohne. Man brachte ihm das Fremdenbuch und er las: Baron von Ruhdorf, Geheimer Hofrath und Regierungs-Präſident. So! — murmelte er. — Baron! Präſident! Hofrath! Darum alſo ſo zufrieden? Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse!

Berichtigungen.

Seite	27	Zeile	1	von oben	statt „in keinem Staate“ soll heißen „in keinem christlichen Staate.“
„	65	„	14	„ „	soll heißen: „Blüthe und Frucht zugleich hervorbringt.
„	105	„	10	„ „	„ und mit den Köpfen an einander stoßen.
„	121	„	13	„ „	statt „lehren“ soll heißen „belehren.“
„	205	„	8	„ „	„ Ersatz — Einsatz.
„	232	„	17	„ „	„ scheint — pflegt.
„	279	„	3	„ „	soll heißen: „die erlittene böse That.“
„	284	„	4	„ „	statt „die natürliche“ — „die unnatürliche.“
„	340	„	16	„ „	soll heißen: „in der Bildung so hoch stellt.“
„	377	„	10	„ „	„ in einem fremden unabhängigen.
„	465	„	3	von unten	statt „Hofräthen“ — „Höfräthen.“

In der Vorrede des ersten Bandes:

Seite XXI Zeile 10 von oben statt „um so weniger trauriger“ soll heißen „um so trauriger.“

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 419

APR 2 2 1914